Friedrich Seiler.

Die Entwicklung der deutschen Kultur.

Halle a. S.
Buchhandlung des Waisenhauses.

Harry Pfund

Berlin 1928

Die

Entwicklung der deutschen Kultur

im Spiegel

des deutschen Lehnworts

von

Friedrich Seiler.

Erster Teil:

Die Zeit bis zur Einführung des Christentums.

Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Halle a. S.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1905.

PF
3582
A3
95
1905

Vorrede.

Die vorliegende Arbeit setzt sich aus einer Fülle von Einzelheiten zusammen, die bisher, in diesem Umfange wenigstens, nur in lexikalischer Form zusammengefaßt worden sind. Meine Absicht war, etwas Zusammenhängendes, Lesbares zu schaffen, und das war schwerer, als es anfangs schien, weil man bei diesem Stoffe auf eine verhältnismäßig kleine Zahl von Redewendungen angewiesen ist, mit denen es gilt, sorgfältig hauszuhalten. Ich habe mich bemüht, diese Schwierigkeit nach Kräften zu überwinden, muß aber um die Nachsicht des geneigten Lesers bitten.

In sachlicher Hinsicht galt es zunächst, unter dem vielen Unsicheren, welches der Etymologie stets anhaftet, das Wahrscheinlichste zu finden. Es galt ferner, um die einzelnen Entlehnungen in die richtige kulturgeschichtliche Beleuchtung zu rücken, nicht nur ihre Zeit sondern sozusagen ihren Keimpunkt festzustellen, d. h. dasjenige Lebensgebiet zu bestimmen, auf welchem und womöglich die Ursachen, durch welche sie hervorgebracht worden sind. Denn dies ist keineswegs in allen Fälle von vornherein klar; ist es doch nicht einmal immer möglich, gelehrte von volkstümlicher Entlehnung zu sondern.

Der Schein trügt leicht bei allen diesen Fragen, und wer nur völlig Sicheres bringen wollte, der dürfte eine derartige Arbeit überhaupt nicht veröffentlichen. Aber gelegentliche Zusammenfassungen pflegen ja die Einzelforschung anzuregen, und so wäre mein Wunsch, daß auch diese Studie Sprachforschern und Kulturhistorikern Anlaß gäbe zu erneuter Prüfung zweifelhafter Einzelheiten.

In erster Linie habe ich die in der Sprache heute noch lebenden Lehnwörter behandeln wollen, diese allerdings, wenn möglich, vollständig. Doch habe ich zur Vervollständigung des Bildes sehr häufig auch solche herangezogen, welche sich nicht bis in die Gegenwart hinein behauptet haben. Auch die Übersetzungen fremder Ausdrücke habe ich berücksichtigt, da wo sie kulturgeschichtlichen Gewinn zu ergeben schienen. Was die Anordnung betrifft, so konnte der Stoff nach drei verschiedenen Gesichtspunkten eingeteilt werden: erstens nach der Zeit, wann, zweitens nach den Sprachen, aus denen, und endlich nach den Lebensgebieten, auf denen die Entlehnungen stattgefunden haben. Indessen ließ sich keins dieser drei Einteilungsprinzipien rein durchführen; es mußte zwischen ihnen ein Kompromiß geschlossen werden, welcher alle drei nebeneinander zu ihrem Rechte kommen ließ.

Für die neue Auflage habe ich die in den letzten zehn Jahren erschienene Literatur und besonders die Besprechungen der ersten Auflage gewissenhaft benutzt, soweit ich Kenntnis von ihnen erhalten habe. Das

Buch ist dadurch stark umgestaltet und vermehrt worden. Entsprechend dem zweiten Bändchen habe ich jetzt auch das erste in Kapitel geteilt. Besondern Dank schulde ich Herrn Dr. Karl Scheffler in Braunschweig für die Mitteilung seiner Beobachtungen, eine Beihilfe, die um so uneigennütziger war, weil meine Arbeit ja in gewissem Sinne zu den von ihm vertretenen Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins im Gegensatz steht.[1] Doch hoffe ich, daß noch eine Verständigung möglich ist. Einer solchen sollen die folgenden Zeilen dienen.

Wenn junge Leute, die erst noch gebildet werden sollen, wenn halbgebildete Personen darauf aufmerksam gemacht werden, wie lächerlich und unschön der massenhafte Gebrauch oft noch dazu mißverstandener Fremdwörter ist, wenn ihnen gesagt wird, daß das nicht Bildung sondern Unbildung verrät, so ist das selbstverständlich nur zu billigen, und jeder wahrhaft Gebildete wird in seinem Kreise gegen solchen Unfug ankämpfen. Wenn ferner in Rede und Schrift gegen fremdländische Ladenaufschriften, Annoncen und dergl. agitiert wird, so ist das ebenfalls sehr nötig und nützlich. Denn es ist nicht schön, wenn man in deutschen Städten lesen muß: robes et manteaux oder shoestores. Aber das sind keine Fremdwörter sondern fremde Wörter, ein Unterschied, der von den Puristen in der Regel nicht beachtet wird. Fremde Wörter gehören in keine Sprache, Fremdwörter kann keine entbehren;

1) Vgl. Schefflers Besprechung meines Buches in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins XVI (1901), S. 306ff.

sie bilden einen notwendigen Bestandteil, eine Ergänzung, eine Bereicherung jeder Kultursprache.

In diesen beiden Punkten also stimme ich durchaus mit den Bestrebungen des Sprachvereins überein und unterstütze sie, soweit ich es vermag. Wogegen ich aber im Namen des guten Geschmacks und im Interesse der Kraft und Schönheit unsrer Sprache Einsprache erheben muß, das ist das infolge der sprachvereinlichen Agitation und des dabei entfalteten zähen Fanatismus von seiten der Behörden massen- und zwangsweise vorgenommene Umdeutschen längst gebräuchlicher und jedem Gebildeten, oft auch jedem Ungebildeten verständlicher Fremdwörter.

Allerdings sind zur Zeit der Christianisierung unseres Volkes vortreffliche Übersetzungen von Fremdwörtern geschaffen worden (vgl. II, 2 ff.). Allein damals besaß die Sprache noch hinreichende Triebkraft für organische Ableitungen und Neubildungen von innen heraus. Das Volk hatte ferner noch nicht die Fähigkeit gewonnen, fremde Gedankenstoffe rasch in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, und endlich war es geistig vollständig der Leitung des Priesterstandes anheimgegeben, für den die Übersetzung christlicher Begriffe ein unentbehrliches Mittel war zur Erreichung seiner Zwecke. Diese drei notwendigen Vorbedingungen — jugendliche Triebkraft der Sprache, Unbildung des Volkes, zielbewußte einheitliche Leitung — sind jetzt nicht mehr vorhanden. Wenn an ein Volk von fortgeschrittener Bildung ein neuer Ideenkreis herantritt, so wird es sich dessen sofort mit Begierde

und Energie bemächtigen, und nicht erst abwarten, bis die neue Gedankenwelt dem langwierigen und schwierigen Übersetzungsprozeß unterworfen worden ist, sondern mittels der ihm entgegengebrachten Fremdwörter das neue Bildungsgut möglichst rasch erobern. Die politischen, technischen, wissenschaftlichen usw. Gedanken und Erfindungen der neueren Zeit waren wir fähig anzunehmen, ohne ihnen erst ein deutschsprachliches Gewand anlegen zu müssen. Die fremde Terminologie ist nun längst eingewurzelt. Ihre gewaltsame Verdrängung durch mühsam erfundene Übersetzungen empfindet man heute als einen störenden Gewaltakt, der das auf künstlichem Wege wieder trennt, was auf natürlichem Wege bereits zusammengewachsen war, nämlich Wort und Sache, und an Stelle von etwas Gewohntem, Leichtverständlichem, Scharfumrissenem etwas Ungewohntes, Mißverständliches, Verschwommenes setzt.[1] Speisehäuser gibt es mancherlei von mancherlei Art, bezeichnende Zusätze müssen angeben, ob ein feines oder gewöhnliches, ein öffentliches oder für einen geschlossenen Kreis bestimmtes gemeint ist. Bei dem Worte ‚Kasino' fühlt man sofort, was für ein Speisehaus darunter zu verstehen ist, man fühlt aber auch, daß ein Kasino keineswegs bloß ein Speisehaus, sondern zugleich ein Gesellschafts-, Unterhaltungs-, Spiel- und Leselokal ist. Wenn also die Militärverwaltung, die sich in neuester Zeit mit ganz besonderer Energie auf das Verdeutschen ge-

1) Gildemeister, Der Kampf gegen die Fremdwörter. Essays I, S. 218.

worfen hat, ‚Kasino' durch ‚Speisehaus' ersetzt hat, so ist das einerseits zu weit, andrerseits zu eng. Auch kann ich nicht finden, daß das dienstliche Mischwort ‚Offiziers-aspirantenspeiseanstalt' eine Verschönerung unserer Sprache darstellt. Es ist eine vierfache Zusammensetzung, und damit berühre ich den wundesten Punkt der obrigkeitlichen Sprachreinigung.

Unsere Sprache vermag nicht mehr in nennenswertem Umfange durch leichte Ableitungs- oder Vorsilben neue Wörter zu bilden, wie etwa früher ‚Heiland, bekehren, erlösen, Gewissen, Einheit' und dergl. Die vorhandenen einfachen Wörter sind aber längst fixiert und verbraucht, man kann sie nicht auf neue, speziellere Begriffe übertragen, ohne Mißverständnisse herbeizuführen; darum muß man, um neue Wörter zu schaffen, zur Zusammensetzung greifen. Die meisten der künstlichen Verdeutschungen sind zusammengesetzte Wörter. Nun beruht aber die Schönheit, der Reichtum und die Kraft einer Sprache darauf, daß sie eine möglichst große Zahl einfacher, originaler Wörter besitzt, die ihre Bedeutung lediglich im Klange tragen, und deren Wirkung eben auf dieser ihrer Undurchsichtigkeit und Unmittelbarkeit beruht.

Zusammengesetzte Wörter sind „eigentlich gar keine Wörter", sie geben nämlich die Vorstellungen nicht unmittelbar durch Laute wieder, sondern bilden vielmehr kondensierte Niederschläge von Gedankenprozessen. Der Geist muß die beiden oder gar drei Vorstellungen, die ihm in dem Kompositum entgegentreten, zusammensetzen

und zu einer einheitlichen verschmelzen. Dieser Prozeß dauert allerdings bei geläufigen Wörtern nur einen Moment und vollzieht sich in der Regel unbewußt, aber auch ein Minimum von Mehrverbrauch an Zeit macht das Denken und Sprechen schwerfälliger, und wir sollten unsrer Sprache wirklich nicht ein einziges Gramm Schwerfälligkeit zusetzen, sie hat deren bereits genug. Man setze statt ‚Post' etwa ‚Beförderungsanstalt', statt ‚Schule' ‚Bildungsanstalt', und man würde breite Verschwommenheit eintauschen gegen knappe Bestimmtheit.[1] Daher kommt es auch, daß da, wo ein einfaches, klares Fremdwort gestürzt werden soll, so häufig nicht ein Kompositum dagegen in die Schranken geführt wird, sondern eine ganze Reihe. Keines gibt eben den in den Lauten des Fremdworts unmittelbar konzentrierten Vorstellungsgehalt vollkommen wieder, und es sind verschiedene Gedankenprozesse, die der „Verdeutschung" zugrunde liegen können. Eine Anzahl subjektiver Varianten, häßlicher Neubildungen, willkürlicher und schwankender Erfindungen tritt so an die Stelle eines objektiven, klaren, allgemein bekannten Wortes. Die ‚Filiale' wollte man los sein und erfand dafür ‚Zweiggeschäft, Zweigstelle, Zweigniederlassung, Nebengeschäft, Geschäftsstelle,

1) Jakob. Grimm in seinem Aufsatz „über das Pedantische in der deutschen Sprache" — ein Aufsatz, der heute beherzigenswerter ist als je — sagt: „Die Komposition ist dann schön und vorteilhaft, wenn zwei verschiedene Begriffe kühn gleichsam in ein Bild gebracht werden, nicht aber, wenn ein völlig gangbarer, einfacher Begriff in zwei Wörter verschleppt wird."

Tochtergeschäft', den ‚Kommis' schaffte man ab und der ‚Handlungsgehilfe, Geschäftsgehilfe, Handlungsbeflissene, Handlungsdiener, Ladenjüngling, Ladengehilfe' trat auf. Man denke nur an die Preisausschreiben für „beste Verdeutschungen", bei denen die sprachliche Pedanterie und Geschmacklosigkeit geradezu Orgien feiert.

Die einfachen, naiven Wörter, die unmittelbar durch den Laut, und nur durch diesen wirken, haben auch deswegen eine scharf bestimmte, jedem Gebildeten ohne weiteres verständliche Bedeutung, weil sie keinerlei Mitklingen andrer Vorstellungen oder Begriffe veranlassen. Die Bedeutung von ‚Tragödie' und ‚Kasino' ist in sich geschlossen und scharfbegrenzt, in ‚Trauerspiel' und ‚Speisehaus' erwecken die einzelnen Bestandteile Trauer, Spiel, Speise und Haus ganze Vorstellungsreihen, welche die Bedeutungsgrenzen der beiden zusammengesetzten Wörter unbestimmter und verschwommener machen.[1]

Für unsere deutsche Sprache ist aber diese massenhafte Einführung neuer Zusammensetzungen um so gefährlicher, weil sie ohnehin schon zu schwerfälligen Begriffskomplexen neigt, die dem Deutsch lernenden Ausländer ein Schrecken und ein Spott sind.[2] ‚Oberlandsgerichts-

1) „Gerade die Durchsichtigkeit und Deutlichkeit des deutschen Wortes ist hier vom Übel, weil sie den einzelnen Bestandteil des Begriffs fälschlich als die Hauptsache erscheinen läßt." Gildemeister, Essays I, 226.

2) Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes (Essen 1903) S. 8 ff. Diese kleine Schrift ist allen, denen eine gesunde Weiterentwicklung unserer Sprache am Herzen liegt, dringend zu empfehlen. Sie untersucht unsern deutschen Wortschatz nach den drei Prinzipien der Kürze, der

präsident, Stadtverordnetenversammlung, Kolonialwarenhändler, Reichsdeputationshauptschluß, Kommunalsteuereinschätzungskommission, Staatshaushaltsgesetz, Anstellungsbefähigungsnachweis, Gepäckabfertigungsstelle' sind ein Hohn auf jeden guten Geschmack. Wie knapp und klar ist das ‚Tram' unsrer Nachbarvölker, wie schwerfällig und gespreizt daneben unsre ‚Dampfstraßen-, Pferde- oder elektrische Bahn', zumal in weiteren Zusammensetzungen, wie ‚Dampfstraßenbahnaktiengesellschaft' oder gar ‚elektrische Eisenbahngesellschaft', die ebenso lächerlich ist wie etwa das ‚Reichsviehseuchengesetz'. Es wäre also für die Einfachheit, Klarheit und Schönheit unserer Sprache dienlicher, wenn man die vorhandenen Zusammensetzungen zu vermindern suchte, statt daß man sie jetzt auf künstlichem Wege vermehrt. Alle diese erdachten Zusammensetzungen tragen den Stempel des Gemachten, Papierenen nur zu deutlich an ihrer breiten Stirn. Aus festgefügten, wie eine stählerne Klinge treffsicher zu führenden Ausdrücken macht man „ungefüge Aktenbündel".[1] Leider hat gerade die Militärbehörde, die doch am meisten auf Knappheit, Klarheit und kriegerischen Schwung auch in der Sprache halten

---

Originalität und des Wohllauts und weist nachdrücklich darauf hin, daß der jetzige Sprachreinigungsfanatismus alle drei Prinzipien mißachtet und verletzt, und daß unsere Sprache ganz etwas anderes bedarf als die Reinigung um jeden Preis. Leider ist diese Schrift, so viel ich weiß, bis jetzt totgeschwiegen, wozu vielleicht der allzu bescheidene und nicht eben glückliche Titel beigetragen hat.

1) Schroeder, Vom papierenen Stil S. 20: „Der große Papierne als Sprachreiniger."

sollte, neuerdings ihre Dienstsprache mit einigen solchen sprachlichen Aktenbündeln belastet. Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn jetzt statt ‚Terrain' ‚Gelände', statt ‚Lisiere' ‚Saum' gesagt wird. Wenn aber ‚Garnison' durch ‚Truppenstandort', ‚Quartier' durch ‚Ortsunterkunft', ‚Lazarett' durch ‚Krankenhaus' und ‚Instruktion' durch ‚Dienstunterricht' ersetzt worden ist, so ist das ein entschiedener sprachlicher Rückschritt.

Denn diese und ähnliche Zusammensetzungen sind nicht nur schwerfällig, sondern auch häßlich und unschön. Der unserer Sprache natürliche Rhythmus besteht in einem Wechsel betonter und unbetonter Silben. Nun treten aber in solchen zusammengesetzten Kunstprodukten mehrere betonte Silben fast immer nebeneinander. ‚Komité', ‚Etát', ‚Premiere' sprechen sich daher weit flüssiger als ‚Aússchúß', ‚Staátshaúshált' und das entsetzliche ‚Érstaúffúhrung'. In der Poesie sind solche unrhythmischen Zusammensetzungen gar nicht zu gebrauchen. Schiller schrieb deswegen statt ‚Bérgrücken, Ländénge' ‚Bergesrücken, Landesenge' und ersetzte die ‚Kórnblúme' durch das griechische ‚Kyane'[1], während Goethe ‚Ándénken' zu ‚Angedenken' erweiterte. — Sodann stoßen in den Zusammensetzungen seit dem Wegfall der auslautenden Stammvokale häufig die verschiedenartigsten Konsonanten zusammen, die wir alle gewissenhaft und pedantisch konserviert und oft noch durch ein s vermehrt haben, so daß jetzt „stachlige Kosonantenwälle" beständig

1) Werneke, Versuch usw. S. 31.

unsre Rede unterbrechen. Während ‚Filiale, Tram, Historiker, Chaussee' leicht und glatt von den Lippen fließen, erfordern ‚Geschäftsstelle, Dampfstraßenbahn, Geschichtsschreiber, Kunststraße' einige Übung im Zischen, und das ‚Reichsstrafgesetzbuch' ist für jedes feiner fühlende Ohr selbst eine wahre Strafe.

Ferner aber bilden gelegentlich eingestreute Wörter von einem etwas ungewöhnlichen Klang und Tonfall eine erfrischende Unterbrechung der Rede. ‚Soldat, Hornist, Pirat' hören wir lieber als ‚Söldner, Hornbläser und Seeräuber'; ‚Kavalkade, Gondel und Karneval' klingen reizvoller als ‚Reitgesellschaft, Luftkahn und Fastnachtsfreude'; ‚Basar, Manifest, Regatta, Serenade und Telegramm' berühren unser Ohr angenehmer als ‚Warenhaus, Kundgebung, Ruderwettfahrt, Abendständchen und Drahtbericht'.[1] Das Wohlgefallen, welches diese Fremdwörter jedem Unbefangenen, der nicht durch pseudopatriotische Phraseologie künstlich verhetzt ist, erregen, beruht aber nicht allein auf dem Reiz des Fremdartigen, es hat auch eine wohlberechtigte ästhetische Ursache. Diese Fremdwörter bringen in das eintönige Grau unserer halbstummen, blassen e-Endungen und -Vorsilben volle Vokalfarben und einen sonoren Klang hinein. Darum sind sie besonders für das Heerwesen passend. Sie wirken gleichsam wie Militärmusik und atmen einen gewissen kriegerischen Schwung. Worte

1) Werneke, Versuch usw. S. 13 zitiert Albalat (L'Art d'écrire): Il y a dans les mots exotiques et rares un charme, une musique spéciale.

wie ‚General, Offizier, Major, Grenadier, Kanone, Kompagnie, Bataillon, Brigade, Standarte, Manöver, Parade, Kavallerie, Disziplin' u. a. gleichen in der Tat blankblitzenden Schwertklingen. Es wäre jammerschade, wenn das Kriegsministerium in irregeleitetem Streben nach Deutschheit auch sie in graue Aktenbündel verwandelte. „Die Fremdwörter besitzen auf unsern Boden verpflanzt den Reiz der Neuheit und den Zauber der Jugend und bringen mit ihrem lebhafteren Rhythmus und kräftigem Vokalismus eine frische Note und Farbe in den oft monotonen Gang und trüben Klang unserer Sprache. Dieser tut nicht Reinigung im Sinne der falschen Sprachhüter, sondern Bereicherung not. Steht sie schon an gebildeter Fülle und rationeller Verwendung des Wortschatzes den meisten andern Kultursprachen nach, was würde sie erst sein ohne die Anleihen, die sie seit mehr als tausend Jahren unaufhörlich bei diesen gemacht hat! Ohne Zweifel ebenso primitiv und unentwickelt als unsere Kultur es wäre ohne fremde Befruchtung.“[1] Also Rhythmus, vokalischer Klang und konsonantischer Wohllaut werden dem Phantom sprachlicher Reinheit geopfert, einem Phantom, dem in dieser Form kein andres Volk je nachgejagt hat. Im Französischen und Englischen gibt es vielleicht ebensoviel Fremdwörter wie im Deutschen[2], aber nie hat man hier den Ton patriotischer Entrüstung angeschlagen, nie hat man hier zu einer Frage der nationalen Gesinnung

1) Werneke S. 21.
2) Gildemeister a. a. O. S. 213 ff.

gemacht, was doch nur eine Frage des guten Geschmacks ist. Schriftsteller, die diesen besitzen und sich ernstlich bemühen, geschmackvoll zu schreiben, vermeiden, soviel sie können, nicht die verfehmten Fremdwörter, sondern die der Sprache aufgedrungenen kraft- und klanglosen Wortpakete, Dichter aber können erst recht nichts mit ihnen anfangen. Es gibt Studentenverbindungen, in denen der bekannte Vers: „Das Heil, das uns kein Teufel raubt, und kein Tyrannentrug uns kürzet" allem Rhythmus zum Hohn verändert wird in „ünd Zwïng-hërrntrúg uns nie verkürzet." Die jungen Leute wollen deutscher sein als Schiller, der den Möros ruhig zum ‚Tyrannen' schleichen und sich dem ‚Tyrannen' ausliefern läßt. Wie würden sich wohl in Liliencrons „Stapellauf" die Verse: „Treu stehn Mannschaft und Offiziere Und oben steht eisern im schmalen Reviere Der Kommodore in Gischt und Dampf" nach Verdeutschung der Fremdwörter ausnehmen? Unsere Dichter wußten wohl, was ihnen die Fremdwörter an Schmuck und Schwung, an Farbe und Klang, an Reim und Rhythmus boten. Wer möchte wohl Wörter wie ‚Ozean, Orkan, Melodie, Poesie' in unserm dichterischen Sprachschatze missen?

Gelänge es der Agitation des Sprachvereins wirklich, die Fremdwörter zu beseitigen und aus dem Sprachschatze des Volkes auszumerzen, so wäre damit eine Kluft zwischen der Sprache unserer Poesie und der des Volkes geöffnet worden, welche das Verständnis unserer klassischen Literaturwerke beeinträchtigen müßte. Wenn

das Volk nicht mehr weiß, was ‚Quartier', was ‚Garnison', was ein ‚Grenadier' ist, so versteht es auch Schillers Verse nicht mehr: „Von des Terzkas Karabinieren, lagen schon lang in diesen Quartieren" und „Lagen in Garnison zu Brieg" und ebensowenig Heines „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier', Die waren in Rußland gefangen, Und als sie kamen ins deutsche Quartier ließen sie die Köpfe hangen". Wenn unsern Nachkommen erst ‚Truppenstandort' und ‚Ortsunterkunft' in Fleisch und Blut übergegangen sein werden — und daß das geschehe, müssen die Puristen doch wünschen — dann werden sie, wenn sie jene Schillerschen und Heineschen Verse lesen, zum Lexikon greifen müssen wie bei der Lektüre des Nibelungenliedes. So werden durch die obrigkeitliche Sprachreinigung die Dichter der Nation entfremdet, und das soll ein nationales, ein echt deutsches Werk sein!

Zum Glücke kommt es wohl noch nicht so bald dahin. Denn mit der Verdeutschung ist es in der Regel nur eine halbe Sache. Man tötet das Stamm- und Mutterfremdwort, aber seine Schößlinge und Nebenzweige bleiben von dem Verdikt unberührt. Das ‚Quartier' ist gestrichen, aber ‚einquartieren' und ‚Quartiermacher' sind geblieben, die ‚Garnison' ist gefallen aber vor dem ‚Truppenstandortsältesten' oder gar dem ‚Truppenstandortskrankenhaus' wird auch der deutschtümelndste militärische Büreaukrat zurückschaudern. Die ‚Instruktion' ist jetzt ‚Dienstunterricht' (davon das durch schlagende Kürze hervorragende ‚Dienstunterrichtsbesichtigung'), aber ‚In-

struktor, instruktiv', auch ‚instruieren' wird man kaum loswerden. ‚Bureau' heißt ‚Schreibstube', aber der Feldwebel wird nach wie vor kurzerhand aufs ‚Bataillonsbureau' gehn. Ebenso steht es mit ‚Dogma (Glaubenssatz), dogmatisch, Dogmatiker, dogmatisieren, Geographie (Erdkunde), Geograph, Komponist (Tondichter), komponieren, Chirurg (Wundarzt), Chirurgie, Fragment (Bruchstück), fragmentarisch, Orthographie (Rechtschreibung), orthographisch, Stil (Schreibweise), stilistisch, Servis (Wohnungsgeldzuschuß), Servisklasse, Kritiker (Kunstrichter), Kritik' und vielen anderen. Die künstliche Verdeutschung bleibt bei vielen Fremdwörtern eben illusorisch, da sich zusammengesetzte Wörter weder zu weiteren Ableitungen noch zu neuen Zusammmensetzungen gebrauchen lassen.

Wo aber neben den Fremdwörtern gute deutsche Ausdrücke vorhanden sind, sollte man beide ruhig nebeneinander bestehn lassen. Denn einen guten Stil kann niemand schreiben, ohne im Ausdruck abzuwechseln, und zwar ganz besonders, wenn er deutsch schreibt, weil unser Pronominalsystem leider einige hemmende Unvollkommenheiten aufzuweisen hat, die den Ersatz fehlender oder unbrauchbarer Pronomina durch Substantiva notwendig machen. Wer sich ernstlich gut zu schreiben bemüht, der möchte manchmal ausrufen: „ein Königreich für ein Fremdwort!" So habe ich bei der vorliegenden Arbeit z. B. einerseits das Fremdwort ‚rezipieren' gesegnet und andrerseits bedauert, daß es nicht auch für ‚übertragen' ein passendes gibt.

Der Purist von reinem Wasser freilich sagt: „schreib eintönig, wenn du nur deutsch schreibst!“ Er sollte doch bedenken, daß es sich hierbei nicht allein um äußere Schönheit, sondern zugleich um innere Wahrheit handelt. Denn die Fremdwörter decken sich in der Regel mit den einheimischen Wörtern nur äußerlich und unvollkommen. Wenn sie auch für den ersten Blick die gleiche Bedeutung haben, so bemerkt der tiefer Blickende doch bald, daß sie einen andern Gefühls- oder Phantasiewert, oft auch eine anders gefärbte Vorstellungsnüance bieten. Ein ‚Hotel‘ ist kein ‚Wirtshaus‘, ein ‚Restaurant‘ keine ‚Gastwirtschaft‘, ein ‚Palast‘ kein ‚Schloß‘, ‚Teilnahme‘ deckt sich nicht mit ‚Interesse‘, ‚Courage‘ nicht mit ‚Mut‘ und ‚Bravour‘ verhält sich zu ‚Tapferkeit‘ wie: „Allons enfants de la patrie“ zu „Ich hatt’ einen Kameraden“. Wenn es gelänge, die Fremdwörter völlig auszurotten, so wäre damit die Schmiegsamkeit und Feinheit des sprachlichen Ausdrucks vernichtet. Denn „die Sprache dient nicht bloß, um Inventare aufzunehmen, sondern auch, um die Welt mit allem, was darinnen ist, mit ihrer Pracht und Elendigkeit, ihrer Weisheit und Narrheit, künstlerisch darzustellen, mit feinen Strichen zu zeichnen, mit zarten Farbentönen zu malen.“ [1]

1) Gildemeister a. a. O. S. 232, vgl. ebenda S. 226: „Tragödie hat für uns eine ganz bestimmte Bedeutung gewonnen, die uns unmittelbar einleuchtet, als wenn es ein deutsches Wort wäre, und kein anderes Wort hat für uns genau dieselbe Bedeutung, keins wirkt auf uns genau ebenso.“

Ein wahres Unglück für unsere Sprache wäre ferner die Vernichtung der internationalen Kulturwörter, die dem Verkehr, dem Handel, der Wissenschaft, Kunst und Technik angehören, wozu die Behörden bereits starke Anläufe gemacht haben. Durch ihre gewaltsame Verdeutschung wird unsere Sprache aus der Kulturgemeinschaft der europäischen Sprachen herausgedrängt, die Schranken, die sie von den andern trennen, erhöht und verstärkt, ihre Erlernbarkeit verringert und dadurch ihre Verbreitung beeinträchtigt. „In Deutschland heißt immer alles anders", klagte mir ein Ausländer, als er sich bemühte, das Wort ‚Fernsprecher' zu lernen. Er hatte nicht so unrecht. Es war ein sprachliches Unglück für uns, daß wir uns durch einen Federstrich von oben statt des klangvollen ‚Telephon' den übelklingenden ‚Fernsprecher' aufhalsen lassen mußten, und zugleich ein Schlag ins Wasser, da wir ‚telephonisch' und ‚telephonieren' doch nicht entbehren können. Außerdem durften wir wohl, solange wir einen ‚Telegraphen' und noch keinen ‚Fernschreiber' haben, ruhig auch seinen Bruder beibehalten. Statt des eleganten, abkürzungs- und ableitungsreichen Automobils (Auto, Moppelchen, autlen, Autler, Automobilist, Automobilismus) hat die Militärbehörde den ‚Selbstfahrer' eingeführt, sie wird also vermutlich auch ‚Selbstfahrerfahrten' befehlen, und gelegentlich einen hohen Herren als Selbstfahrer auf dem Selbstfahrer fahren lassen. Zeitungen suchen dagegen dem nicht minder gräßlichen ‚Kraftwagen' freie Bahn zu schaffen, so daß demnächst ein Kraftmensch

mit dem Kraftwagen ein Kraftstück machen wird. Beide Übersetzungen sind künstliche Mißgeburten und als solche ohne Zeugungskraft.

Die großen Kulturvölker bedürfen eines des andern, und die menschliche Gesittung würde ohne regen materiellen und geistigen Güteraustausch nicht gedeihen können. Natur und Geschichte sind beständig bestrebt, über die trennenden Sprachschranken hinweg kleine sprachverbindende Brücken zu schlagen. Wenn man diese zerstört, so arbeitet man jenen großen Gewalten entgegen, man isoliert seine Sprache und entzieht ihr den Teil ihrer Nahrung, der ihr von außen zukommt; den kann aber eine Kultursprache ebensowenig entbehren, wie die stete Neuschaffung von innen heraus. Große weltbeherrschende Völker, wie die Römer und Engländer, haben sich trotz ihres kraftvollen, ja herben Nationalgefühls nie gescheut, fremdes Sprachgut, welches sie brauchen konnten, ebensogut für sich zu nehmen wie fremde Länder. Die Chinesen dagegen sind es, die ihre Kultur und ihre Sprache hermetisch gegen alle Einflüsse der Außenwelt abgeschlossen haben.

Noch mehr beinahe als die Militär- und die Verkehrsbehörden hat die höhere Schule alle Veranlassung, der Verdeutschungsagitation nicht nachzugeben, sondern die historisch gewordenen Fremdwörter konservativ zu bewahren. Nichts erleichtert so sehr das Erlernen einer fremden Sprache, als die Berührungen, welche diese mit der heimischen hat. Ein rationeller Sprachunterricht wird immer an die dem Schüler geläufigen Fremdwörter

anknüpfen. Solche sind z. B. ‚Sexta, Quinta usw., Direktor, Professor, Doktor, studieren, repetieren, Klasse, Aula, Quartal, Semester, Kapitel, Paragraph, Kursus, Pensum, Ferien, Remanent, Alumnat, Klausur, Kollegium, Examen, Extemporale' usw. Die Schulbehörden erschweren also Lehrern und Schülern ihre Aufgabe, wenn sie diese althergebrachten Schulausdrücke verbannen und etwa gar durch Kunstprodukte, wie ‚Lehraufgaben, Prüfling, Leiter, Wiederholungslehrgang' ersetzen wollen.

Auch von einer andern Seite her betrachtet, erschwert sich die Schule ihre Aufgabe, wenn sie dem Purismus Raum gewährt. Die höhere Schule hat neben andern Pflichten doch unstreitig die, dem heranwachsenden Geschlecht das Verständnis der Vergangenheit unseres Volkes zu eröffnen. Dieses wird aber durch nichts mehr gefördert als durch die noch fortlebenden Zeugen dieser Vergangenheit. Je mehr auf solche im Unterricht hingewiesen werden kann, um so lebendiger läßt sich das Bild der Vergangenheit gestalten. Nun wacht zwar über den Vergangenheitszeugen der bauenden und bildenden Künste mit peinlicher Sorgfalt der Konservator einer jeden Provinz, die sprachlichen dagegen werden durch die Behörden nicht geschützt, sondern vielmehr angegriffen und ausgerottet. Die Lehn- und Fremdwörter — eine scharfe Grenze existiert nicht zwischen beiden — sind doch nun einmal redende Zeugen der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklung unseres Volkes; mit jedem vernichteten Fremdwort geht also die Schule eines Apperzeptionsmittels verlustig.

Wenn sie ferner ihre eigenen, aus den Lateinschulen des Mittelalters und der Reformationszeit überkommenen technischen Ausdrücke gewaltsam verdeutscht, so bricht sie mit ihrer Vergangenheit. Der Anfang dazu ist gemacht. Bei dem alten guten Worte ‚Pedell' z. B. hatte man, wenn man es nur hörte, im Geiste gleich die ganze mittelalterliche Hochschule mit ihren Einrichtungen vor Augen, der jetzt dafür eingeführte ‚Schuldiener' ist dagegen für unser historisches Gefühl tot, er sagt uns so wenig, wie der ‚Kammerdiener' oder der ‚Bureau'- oder ‚Theaterdiener'. Aus dem ‚Sigrist' oder ‚Mesner' (II, 7) oder ‚Glöckner' ist schon längst ein ‚Kirchendiener' geworden. Nun mache man noch den ‚Kastellan' zum ‚Schloßdiener', dann haben wir eine hübsch gleichförmig uniformierte Dienerschaft. Und dabei ist ‚Pedell' nur ein rückgeflossenes Lehnwort (von ‚bitten' II, 159), ‚Schule' dagegen ein volles (II, 27).

Die Schule sollte also, statt sie zu zerstören, die Bildungsschätze, die im Lehn- und Fremdwort verborgen liegen, heben und ausnutzen. Die Lehrer auf diese hinzuweisen und auch den reiferen Schülern diese Dinge zu erschließen, ist ein Nebenzweck dieses sich allerdings an alle Gebildeten wendenden Buches. Männer, welche die Zeichen der Zeit zu deuten verstehn, haben beobachtet, daß der historische Sinn in Gefahr schwebt, von den naturwissenschaftlichen und technischen Interessen aufgesaugt oder wenigstens zurückgedrängt zu werden. Es ist das ja auch ganz natürlich. Der großartige Aufschwung der modernen Technik, die ans Fabelhafte

grenzende Fülle sich beständig überbietender Erfindungen und Entdeckungen muß die Jugend notwendig in ihren Bannkreis hineinziehen. Aber sicher liegt hierin zugleich eine gewisse Gefahr. Deshalb sollte der geschichtliche Sinn gerade heute auf alle Weise gepflegt und von allen nur möglichen Seiten her angeregt werden, und hierzu ist eine Verbindung von Geschichts- und Sprachwissenschaft, eine Zurückführung des Sprachbestandes der Gegenwart auf die Einflüsse der Vergangenheit sicher ein vorzügliches Mittel. Dem schnelllebenden, gegenwartsstolzen und zukunftserfüllten Geschlecht unserer Tage muß immer aufs neue vor Augen geführt werden, wie wir bis in die tiefsten und feinsten Wurzelfäserchen unserer Zivilisation hinein verwachsen sind mit Vergangenheit und Altertum, und wie wir die Spuren dieser Abhängigkeit in unserer Sprache mit uns herumtragen.

Ziehen wir das Resultat, so müssen wir sagen: Der Deutsche Sprachverein erstrebt nach seinem Programm den Reichtum und die Schönheit unserer Sprache — fürwahr ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert. Aber die gewaltsame Verdrängung einfacher Fremdwörter durch neugeschaffene Komposita dient vielmehr zur Verhäßlichung und Verärmerung unserer Sprache. Sie widerstreitet dem guten Geschmack, ist ihrem Wesen nach revolutionär, lockert den Zusammenhang zwischen uns und unsern großen Dichtern, erschwert den Verkehr mit andern Kulturvölkern, hemmt das Verständnis unsrer eigenen Vergangenheit, vergröbert den sprachlichen Aus-

druck und macht den deutschen Prosastil noch schwerfälliger, als es ohnedies nur zu leicht ist. Diese meine kleine Schrift, deren Verbreitung sich auf wenige Hunderte beschränkt, kann ja selbstverständlich gegen die 40000 Exemplare der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, was die äußere Wirkung betrifft, in keiner Weise aufkommen. Trotzdem möchte ich allen, die ungeblendet durch Schlagwörter von Deutschlands Ehre und Würde, unsere Sprache und unsern Stil wahrhaft zu fördern suchen, zurufen: bekämpft den unheimlich um sich greifenden, künstlich großgezogenen Kompositionsunfug, das Erbübel unsrer Sprache, und schützt jedes einfache, originale Wort, das seine Bedeutung nur im Klange trägt, gegen das Überwuchern der leidigen Zusammensetzungen. Man kann den rastlosen Wechsel menschlicher Rede wohl mit einem Kaleidoskop vergleichen. Wird ein solches etwa reicher und schöner dadurch, daß man glänzende Steine daraus entfernt und den Ausfall durch die Zusammensetzungen der bleibenden zu denken sucht? Ich glaube kaum.

Die à-la-modische Sprachmengerei des 17. Jahrhunderts ist doch nun nachgerade überwunden, und zwar nicht durch die pedantischen Sprachreinigungsgesellschaften jener Zeit sondern durch die steigende Bildung, durch verfeinerten Geschmack und durch die Wirksamkeit echter Dichter und guter Schriftsteller. Diesen Mächten sollte man es überlassen, auch die etwa noch hängen gebliebenen Reste unberechtigter sprachlicher Ausländerei zu tilgen, nicht aber auf dienstlichem Wege der Sprache

zusammengesetzte Wortungetüme für schöne und vollständig eingebürgerte Fremdwörter aufdrängen. Ich schließe mit einem Worte Gildemeisters (Essays I, 224): „Alle diese Sprachreiniger zeichnen sich durch dieselben Mängel aus: Blindheit für die Macht geschichtlich gewordener Zustände, Überschätzung des Einflusses literarischer Belehrung, Unfähigkeit, die feineren Schattierungen des Ausdrucks zu fassen, Ungeschicklichkeit in der Anfertigung vaterländischer Ersatzwörter ... Sie haben geglaubt, es genüge, den ungefähren Sinn des Fremdwortes durch Zusammensetzung einiger deutscher Wörter wiederzugeben, und sie sind ungehalten, wenn Schriftsteller und Publikum sich nicht herbeilassen, ihre Erfindung in Gebrauch zu nehmen." Leider muß das Publikum heutzutage viele dieser papierenen Bureaugewächse in Gebrauch nehmen, weil das Machtwort der Behörden es dazu zwingt. Mögen diese Zeilen, möge das Buch selbst, indem es zeigt, welche gar nicht hoch genug einzuschätzende Bereicherung unserer Sprache durch die fremden Entlehnungen zuteil geworden ist, die Behörden und die maßgebenden Mitglieder des Sprachvereins zu der Erkenntnis führen helfen, daß auf dem Wege der zwangsweisen Verdeutschungen guter Fremdwörter durch Wortzusammensetzungen nunmehr genug Unheil für unsere Sprache angerichtet worden ist, daß es hohe Zeit ist, diesem Sprache und Stil schädigenden Streben ein Ende zu machen.

Inhalt.

Kapitel I. Das Alter der deutschen Lehnwörter . . 1
Kapitel II. Wanderzeit, Kelten und Römer . . . 8
Kapitel III. Kriegswesen, Verwaltung, Handel . . . 24
Kapitel IV. Steinbau und Weinbau 47
Kapitel V. Landwirtschaft und Gewerbe 64
Kapitel VI. Die ersten kirchlichen Entlehnungen . . 103
Literatur 113
Wörterverzeichnis 115

Kapitel I.

Das Alter der deutschen Lehnwörter.

Ganz rein und unvermischt mit fremdem Sprachgut ist wohl keines Volkes Sprache. Denn noch kein Volk der Erde hat sich von der Berührung mit anderen gänzlich abschließen können. Bei solchen Berührungen wird aber immer ein Austausch von Gütern und Begriffen stattfinden, der durch Übernahme von Wörtern aus der einen Sprgche in die andere seinen Ausdruck findet. „Die Worte wandern mit den Waren", so hat man kurz gesagt; eine Entlehnung weist immer darauf hin, daß entweder eine materielle Kulturübertragung oder eine geistige Beeinflussung des entlehnenden Volkes stattgefunden hat. Allerdings können solche Beeinflussungen auch stattgefunden haben, ohne daß sie durch sprachliche Entlehnungen zum Ausdruck gebracht worden sind. Die Völker verhalten sich verschieden gegenüber den fremden Worten und Dingen, die zu ihnen kommen. Die Griechen haben für die Gegenstände und Begriffe, die sie aus dem Orient erhielten, mit Vorliebe eigene griechische Worte gebildet, die Römer dagegen ließen den ihnen von den Griechen zukommenden Begriffen in der Regel auch die griechische Benennung.[1]

1) Schrader S. 208.

Auch wir Deutschen haben gewöhnlich mit den fremden Dingen die fremden Namen übernommen. Die Kultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende, auf die wir zurückblicken können, von anderen Völkern her ausgesetzt gewesen sind, haben daher in unserer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen, und wir können an der Hand der Lehnwörter unserer Sprache einen Einblick in die Reihenfolge und Art der ausländischen Einflüsse gewinnen, denen wir im Verlauf unserer Volksgeschichte ausgesetzt gewesen sind.

Notwendige Voraussetzung, um das mit Erfolg zu tun, ist die Bestimmung des Alters der einzelnen Lehnwörter. Will man kulturgeschichtliche Schlüsse aus einer Entlehnung ziehen, so muß man ungefähr wissen, wann sie erfolgt ist. Für die Altersbestimmung einer Entlehnung genügt in den späteren Zeiten in der Regel die Feststellung ihres ersten Auftretens in der Literatur, besonders in den großen Wörterbüchern. In der älteren Zeit dagegen, wo die Literatur noch nicht umfassend und reichhaltig ist, ist dies Kriterium unzureichend. Denn es können Jahrhunderte darüber hingehn, bis ein seit lange übliches Wort zufällig in einer schriftlichen Quelle zutage tritt. So findet sich z. B. der Pfirsich erst im 12. Jahrhundert belegt, und doch muß er bereits im 5. Jahrhundert in Deutschland bekannt gewesen sein. Um dieselbe Zeit muß die Lärche nach Deutschland gekommen sein, und doch erscheint der Baum in der Literatur erst im 13. Jahrhundert. Für die ältere Zeit sind also sprachliche Kriterien die allein aus-

schlaggebenden. Von dem Augenblicke nämlich an, wo ein Fremdwort wirkliche Aufnahme gefunden hat in einer Sprache, so daß es im Munde der Leute gebraucht wird, erleidet es genau dieselben Wandlungen, welchen die betreffenden Laute und Lautgruppen in den einheimischen Wörtern unterliegen, falls nicht etwa gelehrte Schulmeisterei diesen natürlichen Entwicklungsgang hemmt.[1] So kann z. B. bei den Klassenbezeichnungen unserer höheren Schulen nicht das den deutschen Lautgesetzen entsprechende Sexte, Quinte, Quarte usw. durchdringen, weil die lateinischen Formen auf *a* stets auf künstlichem Wege wiederhergestellt werden, wogegen in der Fechtkunst die Quinte, Quarte und Terz, also die volkstümlichen deutschen Formen längst die lateinischen verdrängt haben. In der Urzeit gab es eine derartige gelehrte Festlegung der Formen noch nicht, und auch in späterer Zeit hat der Sprachgeist wirklich volkstümlich werdenden Worten stets sein Gepräge aufzudrücken verstanden. Der ‚Leutnant' hat über den lieutenant, der ‚Offizier' über den officier gesiegt. Je länger also ein Wort in unserer Sprache heimisch ist, um so mehr Lautwandlungen muß es durchgemacht haben, um so vollkommener muß es sich durch eine gemeinsame Geschichte unserer Sprache eingegliedert haben.

Die einschneidendste Lautveränderung, welche unsere hochdeutsche Sprache durchgemacht hat, die sogenannte Lautverschiebung, fällt nun aber bereits in die Zeit

1) Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte S. 342 ff.

vor dem Beginn der Literatur. Sie bildet den wichtigsten chronologischen Markstein für die Entlehnungen der älteren Zeit. Diejenigen Fremdwörter nämlich, welche vor ihr oder während ihrer in der deutschen Sprache Aufnahme fanden, müssen sie notwendigerweise entweder ganz oder wenigstens zum Teil mitgemacht haben, diejenigen dagegen, welche erst nach ihr aufgenommen wurden, nicht mehr. Denn ein Nachholen des einmal Versäumten gibt es in der sprachlichen Entwicklung nicht.

Aber nicht die sämtlichen Einzelerscheinungen der Lautverschiebung sind für die chronologische Bestimmung von gleichem Werte. Die drei alten Medien *d, b, g* wurden nämlich nicht zu vollwertigen Tenues *p, t, k* verschoben, sondern nur zu einem in der Mitte zwischen beiden stehenden schwankenden Laut, der bald durch die Media, bald durch die Tenuis bezeichnet wurde. Es werden daher einerseits solche Lehnworte, die schon vor der Lautverschiebung rezipiert worden waren, noch mit der Media *d* geschrieben, z. B. *drahho* für *trahho*, andrerseits erst nach derselben aufgenommene noch mit *t*, z. B. *tictôn* für *dictôn*.[1] Ferner waren die Lautgruppen *ht* und *ft* im Deutschen so gewöhnlich, daß sie auch nach der Lautverschiebung noch die Verbindungen *kt* und *pt* häufig zu sich hinüberzogen. Man hat diesen Vorgang in neuerer Zeit Lautsubstitution genannt. Wenn also aus *dictare dihtôn* oder *tihtôn*, aus *crypta cruft* ge-

1) Franz, S. 9. 14. 19. 30.

worden ist, so folgt daraus nicht, daß diese Worte vor der Lautverschiebung aufgenommen worden sind. Sie können es ihrer lautlichen Beschaffenheit nach sein, brauchen es aber nicht; denn das *ht* und *ft* kann auch erst später durch Substitution entstanden sein. Dasselbe gilt von den selteneren Gruppen *hs* und *fs*.[1] Kein Kriterium ferner für das Alter der Entlehnung ist die ungemein häufige Verschiebung von *k* zu *ch* in den oberdeutschen Dialekten. Denn da die hochdeutsche Sprache seit der Lautverschiebung kein eigentliches *k* mehr besaß, gab sie häufig auch noch im 9. Jahrhundert das *k* entlehnter Wörter durch *ch* wieder. Wörter wie *chrûzi*, *chapella*, *canunih* (canonicus) sind also keineswegs etwa wegen des *ch* als vor der Lautverschiebung entlehnt anzusehen.[2] Dagegen ist die Verschiebung des *k* zu *ch* (oder *hh*) im Innern eines Wortes, besonders zwischen zwei Vokalen, welche nicht bloß das Allemannische und Bairische, sondern auch die süd- und mittelfränkischen Dialekte und noch unsere heutige Sprache aufzuweisen haben, ein vollgültiger Beweis vollzogener Lautverschiebung, z. B. *kuchina*, Küche. Es bleiben also als Kriterien des Alters einer Entlehnung von den Erscheinungen der Lautverschiebung nur übrig die Verschiebung von *t* zu *z* (oder $z = \beta$), von *p* zu *pf* (oder *ph* oder *ff* oder *f*), endlich von inlautendem *k* zu *ch* (oder *hh* oder *h*). Der ganze Prozeß erfolgte in der Zeit vom 5. bis 7. Jahrhundert, und zwar in der angegebenen

1) Franz, S. 12 A., S. 24 A.
2) Franz, S. 24. 73.

Reihenfolge, so daß zuerst *z* aus *t*, dann *pf* aus *p*, zuletzt *ch* aus *k* wurde. Das lateinische *porta* kam nun in das Deutsche, als das *t* seine Verschiebung bereits hinter sich hatte, das *p* dagegen noch nicht verschoben oder noch in der Verschiebung begriffen war; so mußte im deutschen Worte Pforte das *t* unverschoben bleiben, das *p* dagegen zu *pf* werden. Pech dagegen konnte aus lateinischem *picem* entstehen, als das *p* bereits nicht mehr verschoben wurde, wohl aber noch das *k*.[1] Die Übernahme von Pforte müssen wir also etwa in das 5., die von Pech in das 6. Jahrhundert setzen.

Für eine kleine Anzahl von Wörtern ist die Vertretung des lateinischen *v* das entscheidende Kriterium. In alter Zeit wird dieses von den Deutschen mit der jetzt wieder üblichen *w*-Aussprache übernommen, so in ‚Wein, welsch, Weiler, Weiher'. Später sprach man es wie das deutsche *v*, also = *f*, z. B. in ‚Veilchen, Vers, Vesper, Vikar, Vogt'. Wenn also das deutsche Wort ‚Wall', nicht ‚Vall' lautet, so ist damit bewiesen, daß es bereits in vorchristlicher Zeit aus *vallum* entlehnt worden ist.

Ein zweites Mittel, die Zeit der älteren Entlehnungen zu bestimmen, ist der Rückschluß, den das deutsche Wort auf die Lautgestaltung des fremdsprachlichen zur Zeit der Übernahme gestattet. Hierbei kommt besonders ein Punkt in Betracht. Das lateinische *c* wurde im Altertum überall wie *k* gesprochen. Cicero nannte sich

1) Franz, S. 33.

Kikero. Vor den hellen Vokalen *e* und *i* wurde nun in der zum Romanischen fortschreitenden Sprache aus *k* durch die Zwischenstufen *kj* und *tj* hindurch *ts*, unsere heutige Aussprache. Dieser Vorgang der sogenannten Assibilierung vollendete sich am Ende des 6. Jahrhunderts. Die lateinischen Wörter also, die vor dieser Zeit an das Ohr der Deutschen schlugen, klangen ihnen als mit *k* gesprochen, aus dem durch die Lautverschiebung *ch* werden mußte. Daher Kicher aus *kiker*, Pech aus *pikem*, Lärche aus *larikem*. Wäre das letzte Wort erst nach der Assibilierung des *c* zu uns gedrungen, so hätten wir heute keine ‚Lärche', sondern eine ‚Lärze', wie wir umgekehrt ein ‚Kreuz' und kein ‚Kreuch' besitzen.

Ein drittes Kennzeichen der Entlehnungszeit ist das Vorkommen der Lehnwörter im Angelsächsischen. Die Auswanderung der Angelsachsen nach dem römischen Britannien erfolgte bekanntlich um 450. Diejenigen Lehnwörter nun, die dem Hochdeutschen und Angelsächsischen gemein sind, und zwar in Formen, die sich nach den Lautgesetzen beider Sprachen entsprechen, müssen von den Angelsachsen mitgebracht, also bereits vor 450 in Deutschland gebräuchlich gewesen sein. Wenn wir also Pfirsich und Pflaume wegen der Verschiebung des *p* gegen Ende des 5. Jahrhunderts setzen müssen, so müssen wir sie wegen der entsprechenden angelsächsischen Formen *persoc* und *plûme* bis mindestens in den Beginn desselben Jahrhunderts vorschieben. Unsicher ist dieses Kriterium aber nicht selten deshalb, weil in

vielen Fällen kaum entschieden werden kann, ob nicht eine spätere Sonderentlehnung seitens der Angelsachsen vorliegt, die ja mit dem romanischen Gallien in regem Verkehr standen und später durch die normännische Eroberung mit romanischen Wörtern überschwemmt wurden.

Mit diesen Mitteln zur chronologischen Bestimmung ausgerüstet, betrachten wir in diesem Hefte diejenigen Lehnwörter, welche vor dem Abschluß der Lautverschiebung, also vor der Christianisierung der Deutschen und vor dem Beginne der Literatur in unsere Sprache gelangt sind.

Kapitel II.

Wanderzeit, Kelten und Römer.

Die Germanen sind, so weit über solche Dinge überhaupt etwas vermutet werden kann, aus dem Südosten unseres Erdteiles, aus der russischen Steppe dem Laufe des Dniestr aufwärts folgend in das Weichselgebiet und in ihre spätere Heimat, das Land zwischen Weichsel und Elbe gelangt.[1] Es ist schon an sich wahrscheinlich, daß sie auf diesem weiten Wanderzuge mit andern Völkern in Berührung kamen und von ihnen nutzbare Gegenstände kennen lernten und somit deren Bezeichnungen übernahmen. In der Tat hat unsere Sprache einige Worte aufzuweisen, welche nicht zum

1) Vgl. meine Schrift: Die Heimat der Indogermanen (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge).

ursprünglich germanischen Sprachgut zu gehören scheinen, aber auch aus keiner bekannten Sprache entlehnt sein können. Von diesen vermutet man, daß sie aus irgend einer unbekannten, fremden Sprache während der Wanderung übernommen sind. Solche Wörter sind Pfad, Silber[1], Pflug[2], welches wahrscheinlich den echtgermanischen *erida sulh hôha* gegenüber ein verbessertes Ackergerät bezeichnete, Hanf und Lein, welche nicht direkt aus dem Griechischen *κάνναβις* und *λίνον* entlehnt, sondern allem Anscheine nach in grauer Vorzeit aus derselben unbekannten, vielleicht skythischen Sprache geflossen sind[3], wie die griechischen Wörter. Ferner gehören hierher: Schiff, Erbse, Rübe und Affe. Von dem Affen gibt Hesychios an, die Kelten hätten ihn *abranas* genannt. Man hat dafür *abanas* vermutet und gemeint, die Kelten hätten das Tier irgendwo auf ihren Beutezügen kennen gelernt und seine Kenntnis samt dem Worte den Germanen übermittelt.[4] Jedenfalls muß es schon sehr früh nach Nordeuropa gelangt sein, und der fahrende Mann mit Bären und Affen, umdrängt von der schaulustigen Jugend, geht danach bis in das graueste Altertum unseres Volkes zurück.[5] Im übrigen lassen sich aus diesen uralten

1) Schrader 265.
2) Schrader 418.
3) Schrader 426. Kluge s. v.
4) Schrader 401.
5) Auf nordischen Bildwerken sind Jongleurkünste dargestellt, die von Affen ausgeführt werden. Darauf, daß auch Kamele schon in vorgeschichtlicher Zeit von wandernden Gauklertruppen vorgeführt wurden, läßt gotisches *ulbandus*, ahd.

Lehnworten, da wir nicht wissen, aus welcher Quelle sie geflossen sind, keinerlei kulturhistorische Schlüsse ziehen. Ihr Ursprung und ihre Geschichte wird stets dunkel bleiben.

Das erste nachweisbare Volk, von dem die Germanen Wörter entnommen haben, sind ihre westlichen und südlichen Nachbarn, die Kelten. Diese wichen vor den nachdrängenden, unkultivierteren aber kräftigeren Germanen allmählich über Rhein und Donau zurück. Die Beziehungen zwischen beiden Völkern müssen sehr enge gewesen sein und jahrhundertelang gedauert haben. Das Germanische und das Keltische haben in der Urzeit vor der Lautverschiebung eine große Anzahl gleichlautender Wörter besessen[1], und zwar waren das vielfach solche von kulturgeschichtlicher Bedeutung, z. B. Eid, Or-log (= Krieg), frei, Erbe, Geisel, leihen, Wechsel (= Schuld), Wert, reden, Rune, Hadu (= Kampf), Heer, Held, Ger, Beute, reiten, Leder, Egge, Segel, Widu (= Holz), Holz (= *Caled-onia*), Meer, Haide, Furt, Flur, Brücke (*-briva*), Zaun (*-dunum*)[2], Berg, Burg, Rain. Auch die bei beiden Nationen üblichen

olbanta ‚Kamel' schließen. Die Germanen übertrugen den Namen des Elefanten, der bis zu ihnen gedrungen war, auf das große, lastentragende Tier, das ihnen von den Gauklern gezeigt wurde. Vgl. Teil II dieser Schrift, S. 66. Much im Anzeiger für deutsches Altertum XXVIII, S. 312.

1) Vgl. Much: Deutsche Stammeskunde, S. 44ff.

2) Altirisch heißt *dun* ‚Hügel, Burg, Stadt', wozu niederdeutsches *tûn* lautgesetzlich stimmt. Unklar ist dagegen das Verhältnis des agf. *dun*, niederd. Düne zu dem keltischen Wort.

Eigennamen stimmten in der Urzeit großenteils überein.[1] Als Entlehnungen sind diese Übereinstimmungen nicht anzusehen. Es hat vielmehr ein gemeinsames Prägen von Begriffen und damit ein gemeinsames Finden von Wörtern stattgefunden, wie es bei der engen Kulturgemeinschaft zweier Völker, die nebeneinander gewachsen und geworden sind, nicht ausbleiben konnte.[2] Mit der Zeit aber gewannen die Kelten in der Zivilisation einen bedeutenden Vorsprung schon durch ihre nähere Berührung mit den südlichen Völkern, den massaliotischen Griechen und den Römern. Zu Cäsars Zeit waren sie ein wohlkultiviertes Volk mit festgemauerten Städten, während die Germanen noch ein primitives Wald- und Weideleben führten. Darum haben die Germanen in der späteren Zeit manches von den fortgeschritteneren Nachbarn entlehnt.

Zunächst sind zwei keltische Völkernamen in unsrer Sprache haften geblieben. Die *Boii* gaben der von ihnen bewohnten Landschaft den Namen *Boihaemum* (Tac. Germ. 28) ‚Heimat der Bojer', der als Böheim, Böhmen fortlebt. Noch bedeutsamer für unsere Sprache aber wurde der Name der noch zu Cäsars Zeit (bell. Gall. VI, 24) in Mitteldeutschland seßhaften *Volcae*. Die

1) Much 52 ff.

2) Diesen Zustand hat Bremer in seiner Ethnographie der germanischen Stämme (1899) durch Annahme einer mehrere Jahrhunderte hindurch dauernden Fremdherrschaft der Kelten über die Germanen, welche den germanischen Adel zweisprachig gemacht habe, zu erklären gesucht. Schwerlich mit Recht. Vgl. meine Besprechung des Buches in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1902, S. 389 ff.

Germanen übertrugen ihn auf alle Kelten und, seitdem diese romanisiert waren, auf die Romanen. Aus dem Wortstamm *Volk-* wurde durch Lautverschiebung *Walah* und das Adjektivum *walahisc*, jetzt welsch, womit wir alles Romanische und aus romanischem Lande Stammende bezeichneten, die Welschen, Wallonen, Welschland, Welschkohl, welsche oder Walchnuß, jetzt Wallnuß.

Ferner haben die Germanen ein höchst wichtiges Kulturgut von den Kelten empfangen, das Eisen. Die Kelten hatten dieses Metall und seine Bearbeitung entweder bei den massaliotischen Griechen oder bei den Römern (vgl. Plin. hist. nat. XII, 5) kennen lernen. Die La Tène-Kultur, so benannt von den Funden von La Tène bei Neufchatel, von etwa 400 v. Chr. an gilt als eine vorwiegend keltische und zeigt eine vollentwickelte Eisentechnik, besonders in Waffen, aber auch in Schmuck und Geräten.[1] Die keltische Sprache hatte für das neue Metall von einem mit *aes* urverwandten Wortstamme *îs* mittels der Ableitungssilbe *-arn* das neue Wort *îsarn* gebildet. Dies Wort gelangte nun mit der Sache in die germanischen Sprachen (got. *eisarn*); das in diesen sonst nicht vorkommende Suffix *-arn* verrät den fremden Ursprung. Später verloren die keltischen Sprachen das *s* zwischen Vokalen und aus dem so entstandenen irischen *iarn* entlehnten die Nordgermanen ihr *jarn*[2], so daß wir also im Germanischen

1) Much 43. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, S. 5.
2) Schrader 302.

eine doppelte Entlehnungsschicht des Eisens haben. Das wertvolle Metall drang von Südwesten nach Nordosten vor, das bis dahin allein bekannte Kupfer und die Bronze verdrängend. Es wurde auch zur Bildung von Eigennamen verwandt (vgl. *Isangrimus*), was mit dem Kupfer nicht geschehen war, woraus man vielleicht schließen kann, daß das Kupfer noch keinen tiefgreifenden Einfluß auf das Leben der Germanen gewonnen hatte, als es durch das Eisen ersetzt wurde.[1]

Mit der Übernahme des Eisens steht wohl in engstem Zusammenhange die der Gabel, die ebenfalls in früher Zeit aus dem Keltischen entlehnt worden ist (ir. *gabul*), und zwar zunächst nur als landwirtschaftliches Gerät (ahd. *mistgabala*, *gartgabela*). Im Mittelalter drang dann die Gabel aus dem Stall in die Küche vor, wo sie zum Tranchieren gebraucht wurde (*vleischgabel*), erst seit Ende des 15. Jahrhunderts und unter dem Einfluß einer verfeinerten, aus Italien stammenden Tischzucht gelangte sie als Eßgerät in das Speisezimmer und in die Hände der Herrschaft.

Auch das Blei, ahd. *blîo*, geht sicher auf den keltischen Wortstamm *blîvo* d. i. ‚blaues Metall' zurück, und ebenso der alte Name dieses Metalls Lot, ahd. *lôt* (egl. *lead*), von dem später das aus Blei gegossene Gewicht benannt wurde, auf die keltische Grundform *laudo*. Da Gallien reich an Blei ist und die Gallier den Bergbau früher betrieben als die Germanen, so

1) Schrader 308.

werden wir hier eine wirkliche Entlehnung aus dem Keltischen anzunehmen haben.[1]

Die Einführung des Eisens bedeutete einen höchst bemerkenswerten Fortschritt in der Wehrhaftigkeit des Volkes. Aber auch in staatlich-politischer Hinsicht ist der Einfluß der früher entwickelten Kelten auf die Germanen nicht zu unterschätzen. Derselbe prägt sich aus in den beiden Wörtern Amt und Reich. Das bei lateinischen Schriftstellern (z. B. Caesar bell. Gall. VI, 15, 2) öfter als keltisches Wort vorkommende *ambactus* bedeutet ‚Dienstmann, Höriger', eigentlich ‚Herumgesandter, Bote', woher auch das frz. *ambassade* aus mlat. *ambactiata*. Die Germanen machten sich das Wort mundgerecht, indem sie es zu *andbahts* got. ‚Knecht' und *andbahti* ‚Dienst' umgestalteten, wodurch es den Anschein eines deutschen Wortes bekam.[2] Im hochd. wurde daraus der *ambaht* ‚Knecht' und das *ambaht* ‚Dienst'. Das Masculinum ist ausgestorben, das Neutrum hat sich in vergeistigter Bedeutung erhalten. Die Germanen müssen also eine eigene Klasse dienender Leute bei den keltischen Nachbarn kennen gelernt und von ihnen übernommen haben. — Unser Reich geht zurück auf den keltischen Wortstamm *rîg*, der sich in vielen Eigennamen findet, z. B. Dumnorîx, Vercingetorîx und ‚Fürst, Herr' bedeutet. Der Beweis der Entlehnung liegt in

1) Schrader 316. Much 48.

2) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 94 wollte es deutsch erklären und stellte es zu bak ‚Rücken' „der Freund, der uns den Rücken wahrt".

dem langen *i;* wäre ‚Reich' urgermanisch, so müßte das Wort dem lat. *rêg-is* entsprechend *rêk,* später *râk* lauten und wir hätten jetzt ein ‚Rach', kein Reich. Auch im Gotischen heißt *reiks* noch ‚Herrscher' neben dem davon abgeleiteten *reiki* ‚Herrschaft', im hochd. blieb nur das *rîhhi, rîche,* und zwar in beiden Bedeutungen, abstrakt und konkret. Wir kennen die letztere, Oberhaupt des Reiches, nur noch in der Formel ‚Kaiser und Reich', wo ‚Reich' dasselbe bedeutet wie ‚Kaiser'. Diese uralte Entlehnung sämtlicher germanischer Sprachen aus dem Keltischen ist nur verständlich, wenn man annimmt, daß die Germanen in jener Zeit, also jedenfalls lange vor Christi Geburt noch keine Stammesoberhäupter kannten, welche die Machtbefugnisse und Würde der keltischen Könige besessen hätten. Der Begriff des Herrschers muß ihnen etwas Neues und Imponierendes gewesen sein.[1] Dazu stimmt die Angabe des Tacitus (Germ. 7), daß die Könige nur eine sehr beschränkte Machtstellung hatten und nur nach Maßgabe des Adels gewählt wurden; bezeichnet doch auch das Wort kuning ursprünglich nur den Angehörigen eines edlen Geschlechtes und ist von Hause aus nichts anderes als ‚Edeling'. Von dem Substantivum ‚Reich' wurde auch das Ad-

1) Schrader im wissenschaftlichen Beiheft X zur Zeitschr. des Sprachvereins S. 155 vermutet ansprechend, daß die keltischen rîges diejenigen seien, die verschiedene Sippenverbände oder pagi unter ihrer Herrschaft zu einer civitas vereinigt hätten, eine Entwicklung, die dann später auch bei den Germanen einsetzte. — Vgl. auch Seeck, Untergang der antiken Welt I, 214. 493.

jektivum abgeleitet reich mit der Bedeutung ursprünglich ‚königlich', dann ‚mächtig', dann, weil die Macht des Königs in erster Linie auf dem Hort beruhte, aus dem er Armringe spendete, ‚begütert'.

Seltsamerweise ist auch die Benennung eines ganz gewöhnlichen, alltäglichen Gerätes keltischen Ursprungs. Sicherlich haben schon die Germanen der Urzeit, wie alle prähistorischen Völker, sich aus Tonerde oder Lehm Gefäße zu formen verstanden. Aber eine allgemeine Bezeichnung für das, was wir ‚Topf' nennen, fehlt im Deutschen. ‚Topf' selbst, wohl eigentlich ‚Tiefgefäß', ist jüngeren Datums und kommt erst im Mhd., und auch da nur vereinzelt vor. ‚Hafen' (zu ‚heben' in der Bedeutung ‚fassen'), ahd. *havan*, ist nur den oberdeutschen Dialekten eigen. Das niederdeutsche Wort ist Pott (egl. und ndl. *pot*), und dieses ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Keltischen (*pot* oder *poit*) entlehnt und dann aus dem Germanischen weiter in das Französische übergegangen. Die Entlehnung aus dem Keltischen kann nur in der Urzeit erfolgt sein, als am Niederrhein Germanen und Kelten in engster Berührung standen.

Von den Kelten gab es nur Einzelnes zu lernen. In die eigentliche Zucht und Schule kamen die Germanen erst, als das römische Reich seine Grenzen bis zum Rhein vorschob. Sie kamen nun in eine Jahrhunderte dauernde Berührung mit einem alten Kulturvolke, das ihnen in jeder Beziehung, nur nicht in der Frische und Jugendlichkeit, überlegen war und von dem

es Unendliches zu lernen gab. Wie mächtig der Eindruck einer gewaltigen Persönlichkeit auf ein Naturvolk ist, dafür ist bezeichnend, daß das erste Wort, welches die Germanen dem Latein entnahmen, der Name des großen Heerführers und Kriegsfürsten war, der die keltischen Nachbarn für immer ihrer Unabhängigkeit beraubte, und mit dessen unheimlicher Kriegskunst sie selbst so schwere Kämpfe zu bestehen hatten. Sein Name muß damals bis weit in das Innere Germaniens hinein genannt worden sein. Er klang den Germanen aus dem Munde der Gallier und Römer als *Kaĕsar* entgegen und blieb unauslöschlich in ihrem Gedächtnis haften, um so mehr, da auch die späteren Prinzen, die an der Spitze mächtiger Heere ins Land drangen, und die Imperatoren in der Hauptstadt selbst diesen Namen als Titel führten. Daher wurde auch das deutsche Wort aus einem Eigennamen zur Bezeichnung des Titels Kaiser (got. *kaisar*, ahd. *keisur*, ags. *kâsere*). Es ist das erste Lehnwort der deutschen Sprache aus historischer Zeit, noch vor Christi Geburt übernommen. Wäre es erst im ersten Jahrhundert nach Christus entlehnt worden, so hätten die Germanen *kêsar* gehört und daraus ein ‚Kieser' gemacht, wie sie aus *Graecus* Grieche (got. *kreks*, ahd. *krêch*, *kriach*) gemacht haben. Während also dieser Name um mindestens ein Jahrhundert später als ‚Kaiser' in unsere Sprache übergegangen ist, ist Römer, ahd. *Rômari*, jedenfalls schon zur Zeit Cäsars, durch die Germanen selbst von *Roma* abgeleitet worden; die Goten hatten den Völkernamen *Romani* direkt als *Rumôneis* übernommen.

Die Beziehungen der Germanen zu diesem großen Eroberervolk entwickelten sich nun folgendermaßen.[1] Im Jahre 15 v. Chr. drang die Römerherrschaft bis zur Donau vor, das freie Germanien war nun von zwei Seiten her umfaßt, 20 Jahre lang, von 12 v. Chr. bis 9 n. Chr. war auch das Land zwischen Rhein und Elbe römische Provinz. Auf die Varusschlacht folgten die Heerfahrten des Caesar Germanicus im Innern des Landes. Seit Domitian und Hadrian, dessen Namen noch in den Ortsnamen ‚Heddernheim' und ‚Arnsburg' in der Wetterau erhalten ist, wurde die mächtige, befestigte Grenzstraße, der sogenannte limes, angelegt, der sich etwa von Andernach bis zur Altmühlmündung in einer Länge von 540 Kilometer dahinzieht und jetzt von Reichs wegen erforscht wird. Das dahinter gelegene Land, also das ganze Neckargebiet und der untere Main war zwei Jahrhunderte hindurch in unbestritten römischem Besitz. Die germanische Bevölkerung dieses Landstriches war teils vernichtet, teils vertrieben; gallisch-römische Kolonisten waren an deren Stelle getreten, das Land war völlig romanisiert. Das weltbeherrschende Volk betrachtete es ebensogut wie Gallien oder Spanien als für ewig erworben und richtete sich mit all seinen Bedürfnissen dort häuslich ein. Zahlreiche Legions- und Handelsstraßen wurden nach einem großartigen Systeme angelegt[2]; an deren Kreuzungspunkten, an den Fluß-

1) F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Band II. 1881.
2) Dahn a. a. O. S. 448.

übergängen und an den Truppenstandlagern entwickelten sich Städte mit Tempeln, Altären, Amphitheatern, Bädern und Wasserleitungen, z. B. Wiesbaden, Baden-Baden, Rottenburg, Ladenburg.[1] Dazu kamen die großartigen Lagerorte am Rhein, Mainz, Köln, Xanten usw.

Erst durch diese große Grenzwehr wurden die westlichen Germanen zu rechter Seßhaftigkeit genötigt. „Wie erziehlich der limes gewirkt hat, zeigt sich darin, daß gerade die ihm zunächst wohnenden Germanenstämme in den Stürmen der folgenden Jahrhunderte am wenigsten Neigung zeigen, ihre Sitze zu verlassen. Er ermöglichte in dem durch ihn gesicherten Hinterlande ein ruhiges und ungestörtes Kulturleben nach römischer Art, wodurch den anwohnenden Germanen ein lehrreiches Vorbild für eigene Kulturfortschritte gegeben wurde ... Wie unmännlich und verweichlicht ihm auch das ganze Leben und Treiben in den romanisierten Strichen zuerst vorkam, er konnte doch dem Zauber der überlegenen Kultur nicht auf die Dauer widerstehen."[2] Massenhaft drängte sich ferner die germanische Jugend zum Kriegs- und Wachtdienst unter die Adler des kaiserlichen Heeres. Hier lernten die jungen Germanen, wie z. B. Arminius (Tac. ann. II, 10), die lateinische Sprache, und verbreiteten natürlich nach ihrer Rückkehr die Kenntnis vieler bis dahin unbekannter Gegenstände und Wörter in der Heimat.

1) Mommsen, Römische Gesch. V, 145.
2) Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte I, 80.

Die Blüte der Römerherrschaft im rechtsrheinischen Lande fällt in den Anfang des 3. Jahrhunderts.[1] Allmählich beginnt dann die Rückströmung. Um 250 überschritten die neuentstandenen Stämme der Franken und Allemannen dauernd den Grenzwall am Rhein, die Goten den an der Donau. Zwar leistete der limes auch späteren Kaisern, wie Probus (276—83) und Julianus (361—63) noch treffliche Dienste zur Abwehr wie zum Angriff, aber vollständig wurden die Germanen nicht wieder aus dem Zwischenlande zwischen Grenzwall und Rhein vertrieben, und sie behaupteten es zuletzt trotz aller Gegenstöße kräftiger Cäsaren. Jedoch blieben hier unter germanischen Herren eine Menge römischer Hörige, Kolonen und Sklaven wohnen, wie die zahlreichen auf -wal, -walch (= welsch) ausgehenden Ortsnamen beweisen; von ihnen stammt wohl auch die große Menge dunkelhäutiger und dunkelhaariger Menschen, die es noch jetzt im südwestlichen Deutschland gibt.[2] Die Berührung mit der römischen Kultur mußte also in diesen Gegenden noch weit wirksamer werden, als sie es vorher beim bloßen Grenzverkehr gewesen war.

Weiter und weiter ging die germanische Flut nach Westen und Süden. Schon im Jahre 340 finden wir Alemannen und Franken auf dem linken Rheinufer als seßhafte Bauern und Herren des Landes[3], und die völlige Germanisierung des linksrheinischen Landes erfolgte rasch,

1) Dahn S. 455.
2) Dahn S. 451.
3) Dahn S. 244.

seitdem im Jahre 406 der Zug der Vandalen und Sueven der römischen Herrschaft in diesen Gegenden ein Ende bereitet hatte. Bald nach 400 wurde auch die Donau von den Germanen dauernd überschritten. Die alten Römerstädte an beiden Strömen (Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Augsburg, Regensburg, Passau usw.) fielen nun für immer in ihre Hände.[1] Das Land wurde germanisiert, soweit es noch jetzt deutsch ist.

Unendlich viel an Kulturerrungenschaften war bei diesem Hinüber- und Herüberschwanken des großen Völkerkampfes zerstört worden, aber auf die Zerstörung folgte langsam und allmählich der Neubau. Die Trägerin desselben wurde die fränkische Monarchie, welche auf der Scheide germanischen und romanischen Bodens begründet bald nach Osten zu vordringend die trotzigen Germanenstämme bändigte. Die Vereinigung der zivilisierten Römer und romanisierten Gallier mit den unzivilisierten Germanen konnte der Ausbreitung der Kultur unter den letzteren nur förderlich sein. Bald trat unterstützend eine neue mächtige Institution hinzu, die christliche Kirche und insonderheit das Klosterwesen, das sich seit dem 6. Jahrhundert in Burgund und Austrasien zu bedeutender Blüte entwickelte; die einzelnen Klöster wurden zu Musterwirtschaften für Acker-, Garten- und Weinbau und für mannigfache technische Fertigkeiten. Im 7. Jahrhundert beginnt langsam die Mission im

1) Dahn S. 407.

eigentlichen rechtsrheinischen Germanien, im Laufe des 8. erfolgt die Bekehrung, und gegen Ende des Jahrhunderts wagen sich die ersten schüchternen Versuche von Aufzeichnungen in deutscher Sprache, Wörterbücher, rohe Interlinearversionen, Glaubensbekenntnisse, Gebete u. dgl. an das Licht. Die Lautverschiebung erscheint in den hochdeutsch geschriebenen Denkmälern von Anfang an bereits bis zu dem Grade durchgedrungen, bis zu dem sie überhaupt gelangt ist. Die sogenannte althochdeutsche Zeit hat begonnen, und damit eine neue Sprach- und Kulturperiode, welche zunächst außerhalb unserer Betrachtung liegt (s. Teil II dieses Buches).

Wir richten unser Augenmerk fürs erste nur auf die Sprachperiode bis zum Abschluß der Lautverschiebung, also vom 1. bis 7. Jahrhundert. Während dieses langen Zeitraums ist das Deutsche beständig den Einwirkungen einer weit überlegenen Kultursprache ausgesetzt gewesen, zwar nicht des klassischen Schriftlateins, aber der sogenannten Vulgärsprache, wie sie von den Kolonisten, Soldaten und Händlern in den gallischen und germanischen Provinzen geredet wurde und bald in das Romanische überging. Unsere Sprache hat nicht aufgehört, sich an den wertvollen Gütern, die ihr hier geboten wurden, zu bereichern, und konnte dies anfänglich um so leichter, da die deutschen Wörter im 1. Jahrhundert höchstwahrscheinlich noch die ursprünglichen vollen Endungen *-us, -is, -um, -a* hatten und so den lateinischen, wie *saccus, corbis, vallum, arca*, äußerlich aufs Haar glichen. Chronologisch zu bestimmen, wann während

dieser sieben Jahrhunderte jedes einzelne Lehnwort in unsere Sprache übergegangen ist, haben wir, wie in der Einleitung gezeigt ist, nur sehr beschränkte Mittel. Es sind lateinische Wörter in unsere Sprache eingedrungen schon zu der Zeit, als noch die römischen Legionen das freie Germanien durchzogen, ebenso zu der Zeit, als die fränkischen und allemannischen Krieger auf den Trümmern der eroberten Römerstädte und neben den Ruinen der prächtigen Villen im Rhein- und Moseltale ihre einfachen Häuser erbauten, und endlich ist aus den Gärten und Küchen gallischer Klöster der Merowingerzeit mancher schätzbare Gegenstand und manches neue Wort in das deutsche Hauswesen und die deutsche Sprache übergegangen.

Im großen und ganzen betrachtet werden wir zwei Abschnitte in der Zivilisierung der Germanen unterscheiden können, die sich freilich weder sachlich noch zeitlich scharf voneinander sondern. Während des ersten lernten die Germanen lediglich fertige Kulturgüter kennen, während des zweiten entwickelten sie nachahmende Tätigkeit.

Den ersten Abschnitt wird man etwa bis Ende des 3. Jahrhunderts rechnen können, und als Hauptaufnahmegebiet der Entlehnungen während dieser Zeit wird man den Mittel- und mehr noch den Niederrhein anzusehen haben[1], auf den z. B. die Übertragung der Namen der Wochentage Sonntag, Dienstag, Wodanstag und Saturtag mit Bestimmtheit hinweist (S. 34 ff.).

1) Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, S. 33.

Kapitel III.

Kriegswesen, Verwaltung, Handel.

Welchen Eindruck mußte zunächst das hochentwickelte Kriegswesen der Römer auf die tapferen, aber mangelhaft bewaffneten Söhne des Waldes machen, die um Leben und Freiheit mit den Heeren rangen, die die Welt erobert hatten. Vor allem hatten sie der gefürchteten Wurfwaffe der feindlichen Soldaten, dem *pilum* nichts entgegenzustellen, sie übernahmen das Wort in etwas veränderter Bedeutung und mit verändertem Geschlecht als Pfeil (ahd. *pfîl*). Auch die großen Steinschleudermaschinen, mit denen beispielshalber Germanikus im Jahre 15 n. Chr. die junge Mannschaft der Chatten vom linken Ederufer vertrieb (Tac. ann. I, 56), lernten sie mit Staunen und Grauen kennen und machten aus *petraria pfetarari*[1], aus *balista* oder vielmehr dem davon abgeleiteten *balistarium balastar;* das erstere, mhd. noch *pfetræ̂re* (Schultz, Höf. Leben II, 388), ist aus unserer Sprache mit der Sache wieder ganz geschwunden, die *balista* ist später in *arcubalista* noch einmal entlehnt worden.[2] — Wenn ferner unsere Knaben

1) Die Lautgruppen *tr* und *st* unterliegen nie der Lautverschiebung.

2) S. II, 113. — Nach Kluge ist auch Bolz möglicherweise aus *catapulta* durch eine Mittelstufe *bulta* hervorgegangen, während Heyne Zusammenhang mit *boln* ‚werfen' annimmt. — Im mhd. gibt es auch noch eine Wurfmaschine, die den Namen *mange* führt (Schultz, Höfisches Leben II, 399); auch sie stammt vom lat. *mangânum* und ist wohl schon in dieser Zeit entlehnt worden.

zur Herbstzeit ihre Drachen steigen lassen, so denken sie nicht daran, daß diese papiernen Ungeheuer aus der Römerzeit stammen. Seit Trajan nämlich führten die römischen Kohorten als Feldzeichen den von den Parthern entlehnten *draco*, einen riesenhaften Schlangenleib aus bemaltem Seidenzeug mit silbernem, aufgesperrtem Rachen, durch den der Wind das Ungeheuer zu voller Rundung aufblies. Auf der Trajanssäule in Rom ist ein solches Feldzeichen germanischer Hilfskohorten zu sehen (abgebildet bei Dahn, Urgeschichte II, S. 130). Den Germanen erschienen — wie das G. Freytag im Ingo schildert — diese Schlangenleiber als etwas Unheimliches, ein Siegeszauber, so glaubten sie, hafte an ihnen.[1] Antike Sagen von dem schrecklichen Fabelwesen mochten ihnen auch bekannt werden, und bald trat der Drache (ahd. *tracho*, auch *traccho* aus vulgärem *dracco*) in ihrer Phantasie als halbdämonisches, Unheil wirkendes Wesen neben den altheimischen ‚Lindwurm'. Das agf. *draca* beweist die frühe Entlehnung des Wortes.[2]

Als durchgreifendes Mittel, erobertes Land zu behaupten, dienten den Römern bekanntlich befestigte Lager und umsichtig angelegte Heerstraßen, wovon wir Überreste noch heute in allen ehemaligen Provinzen des Römerreichs vorfinden. So lernten die Germanen den

1) Daher nahmen sie ihn auch ihrerseits im Mittelalter als Fahnenzeichen an. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger II, 233.

2) Pogatscher S. 43. — Auch *signum* ‚Feldzeichen' ist im agf. *segen* in derselben Bedeutung erhalten.

Wall (*vallum*) kennen, ein Wort, das zwar erst im Mhd. belegt ist, sich aber durch das *w* als schon in dieser Zeit entlehnt ausweist (S. 6).

Auch der Pfahl ist den Germanen nicht auf dem friedlichen Wege des Haus- oder Gartenbaus zugekommen, sondern durch den Limes. Man[1] hat das bestritten, weil das lateinische *palus* nie den Schanzpfahl bezeichne, der vielmehr stets *vallus* heiße. Aber schon die uralte, volkstümliche Bezeichnung der Grenzbefestigung als ‚der Pfahlgraben' oder ‚Pfahl' schlechtweg und die Namen zahlreicher Dörfer, Flur- und Forstorte längs des Limes, wie Pfahltannen, Pfahlbronn, Pohlwald, Pohldamm[2], beweisen die Herkunft des Wortes vom Limes. Daher hat man angenommen, daß die Germanen es gewesen seien, durch die das Wort ‚Pfahl' vom Gartenpfahl auf den Schanzpfahl übertragen worden sei.[3] Warum sollen indessen die römischen Soldaten in ihrer Kommißsprache nicht den zivilistischen Ausdruck *palus* statt des dienstlichen *vallus* gebraucht haben, etwa wie unsere Leute ‚Käsemesser' statt ‚Seitengewehr', ‚Knarre' statt ‚Gewehr' sagen? Das ist um so wahrscheinlicher, als selbst in der Literatur *palus* hier und da im militärischen Sinne für Schanzpfahl vorkommt.[4]

1) Mommsen, Römische Geschichte V, 141, A. 1.
2) Dahn, Urgeschichte II, 436.
3) Walz im Friedberger Programm 1900.
4) Vegetius II, 25: Habet (legio) dolabras, secures, ascias, serras, quibus materies ac pali dedolantur atque serrantur (vgl. Neue Jahrb. f. d. kl. A. 1898, S. 280). — Eine andre an sich ansprechende, aber doch etwas künstliche Vermutung ist folgende. Im Jahre 1874 entdeckte man einen

Hinter dem Limes waren in regelmäßigen Abständen befestigte Truppenlager angelegt. Deren Benennung *castellum* wurde den Germanen zum Kástel mit deutscher Betonung, wie der Brückenkopf gegenüber Mainz noch jetzt heißt; auch Kesselstadt an der Kinzigmündung ist nichts anderes als ‚Kastelstadt'. Ähnlich machten die Angelsachsen aus *castra ceaster*, jetzt *chester*.[1] Mit unheimlicher Schnelligkeit aber führten neuangelegte Heerstraßen die feindlichen Truppen bis an die Grenze, ja bis tief in das Land der Germanen selbst hinein. Aus dem Worte *strata*, nämlich via ‚der bestreute d. i. gepflasterte Weg' machten sie *strâza* Straße. Auf den

---

vor dem Limes in einer Entfernung von zwanzig römischen Fuß entlang laufendes Gräbchen, in welchem sich hochgestellte Steine und an manchen Stellen auch Pfähle fanden. Dieses bildet die ursprüngliche äußere Grenzlinie des Reiches. Ihm parallel ging, zwanzig römische Fuß nach innen zu entfernt, ein zweites Gräbchen. Zwischen beiden lief der ursprüngliche limes d. i. ‚Grenzrain'. Später erst wurde das innere Gräbchen durch den Befestigungswall verschüttet. Vgl. Limesblatt 1894, 219. 302 ff. Schulze, Die römischen Grenzanlagen 38 f. Die in dem äußeren Gräbchen strichweise gefundenen Pfähle scheinen nun nicht Befestigungs- sondern Grenzpfähle gewesen zu sein, solche aber werden von den römischen Feldmessern pali genannt (Gaius, Feldm. I, 307). Dies Wort sei mithin — dahin geht die mir brieflich mitgeteilte Vermutung — durch die Germanen von den Grenzpfählen des älteren Gräbchens auf die Schanzpfähle des jüngeren Pallisadenwerkes übertragen worden. Möglich, aber natürlicher scheint mir die oben gegebene Vermutung.

1) Das jetzige Kastell ist erst eine jüngere Entlehnung. — Neben dem Lager befanden sich zahlreiche Verkaufslokale und schlechte Schenken, welche im Lagerjargon *canabae* hießen. Man hat von diesem Worte nicht nur das frz. *cabane*, das vielmehr von *capanna* stammt, sondern sogar unser studentisches ‚Kneipe' abgeleitet (Schulze, D. röm. Grenzanlagen S. 76)!

Wegsäulen an der strata war die Entfernung mit *milia passuum* angegeben. Sie hörten das Wort *milia* von den Soldaten und Händlern, faßten es als ein femininum singularis und machten die Meile daraus, ein Wort, das ebenfalls wenn auch nicht aus lautlichen, so doch aus sachlichen Gründen in diese Zeit verlegt werden muß. Auch das Zelt sahen die Germanen, die auf dem Kriegspfade unter freiem Himmel zu biwakieren gewohnt waren, zuerst bei den römischen Truppen, die statt *tentorium* vielleicht schon in früher Zeit das einfachere im Romanischen durchgedrungene *tenda* gebrauchten, was die Germanen sich mundgerecht machten.

Für Streit und Krieg selbst mußte eine so heldenhafte Nation wie die alten Germanen eine Menge Ausdrücke besitzen, aber merkwürdigerweise ist gerade derjenige, der heute der gebräuchlichste ist, Kampf, dem Lateinischen entlehnt. Man hat sich lange gegen die Annahme gesträubt, aber entscheidend dafür ist der Umstand, daß ‚Kampf' nicht zur Bildung von Eigennamen verwandt worden ist. Allerdings finden sich auch ‚Streit', ‚Krieg' und ‚Fehde' nicht in Eigennamen, aber diese Wörter haben die jetzige Bedeutung erst in späterer Zeit angenommen, indem die beiden ersten ursprünglich ‚Anstrengung, Eifer', das letzte ‚Feindschaft, Haß, Rache' bedeutete. Die alten und echten Ausdrücke für Kampf: *hadu, hilti, wîc, gund* begegnen alle in Eigennamen, z. B. Hadubrant, Hildebrant, Wikram, Hedwig, Gunilde, Hildegunde. Also kann ‚Kampf' keine urgermanische Bezeichnung sein. Es stammt aus dem

lat. *campus*. Nach dem Muster des campus Martius in Rom wurden für Leibesübungen und Wettkämpfe auch in größeren Provinzialstädten, wie Trier, Mainz, campi angelegt. Hier lernten die Germanen die verfeinerte Fechtkunst der Gladiatoren kennen. Das Wort campus nahm schon im frühen Mittellatein die Bedeutung ‚Zweikampf' an, indem aus dem Orte des Kampfes dieser selbst wurde, wie heutzutage die Wendung ‚im Felde' auch nicht mehr die Äcker, sondern den Krieg bezeichnet. Auch im Deutschen bezeichnet ‚Kampf' noch lange den kunstmäßigen Einzelkampf, Kämpe, ahd. *chemphio* den Zweikämpfer, Wettkämpfer, agf. *cempa* dagegen den Krieger, Held im allgemeinen.[1]

Neben dem Kriegswesen machte sich die römische Verwaltung und das römische Recht den Germanen aufs unangenehmste fühlbar. Wollten sie den Grenzwall an einer seiner Durchsgangsstellen passieren, um in das zivilisierte Zehntland zu gelangen, so mußten sie eine Abgabe entrichten. So weit das Land römisch war, wurden auch an Brücken und Straßen Abgaben erhoben. Die Stätten, wo das geschah, wurden ihnen in der Vulgärsprache als *tolonea* (für *telonea*) bezeichnet, der Mann, der dies Geschäft besorgte, hieß der *tolonarius;* sie machten daraus Zoll, *zol* (agf. *tol*) und Zöllner, *zolanâri* (agf. *tolnere*). Außerdem wurde

1) Der kriegerischen Sphäre gehören auch einige wieder abgestorbene Lehnwörter an: ahd. *bûhhila* aus *bucina* ‚Trompete', *balz* aus *balteus* ‚Wehrgehäng', *mîlizza* aus *militia*, got. *militôn* aus *militare*.

das *tributum* erhoben, ahd. *tribuz* (agf. *trifot*). Dieſer Tribut beſtand nicht ſelten in Tierfellen; ſo berichtet Tac. ann. IV, 72, daß Druſus den Frieſen als Abgabe Ochſenhäute auferlegt habe, deren Größe ein ſpäterer Verwaltungsbeamter als die von Auerochſenhäuten beſtimmt habe; die unglücklichen Frieſen konnten ſo große Häute nicht ſchaffen, mußten Haus und Hof, Weib und Kind verkaufen und erhoben ſchließlich aus Verzweiflung die Fahne des Aufruhrs, der ihnen denn auch die Freiheit brachte. Solche Häute wurden in der Kaiſerzeit nach *decuriae* ‚Zehnheiten' gezählt; daher ſtammt der noch jetzt im Leder- und Fellhandel übliche Ausdruck Decher; auch der Handel mit Tierfellen mag zur Einbürgerung dieſes alten Lehnwortes beigetragen haben.

Die römiſche Verwaltung erhob auch den Zehnten von den Feldfrüchten, das *decimare* wurde den Germanen zu *tehhamôn;* ſpäter in chriſtlicher Zeit entlehnten ſie es noch einmal als *dezemôn,* wo dann ſtatt des Staates die Kirche dies Geſchäft beſorgte. Gemeſſen wurde das gelieferte Korn nach dem römiſchen Scheffel, *modius,* der ſich deswegen als *mutti* einbürgerte; mit dem *tribuz* kam auch dies Wort wieder außer Gebrauch.

Zur Aufnahme der Getreideſteuern legte die römiſche Verwaltung allenthalben in den Provinzen *spicaria* ‚Kornhäuſer' an. Dies Wort iſt als *spîchâri,* Speicher entlehnt worden, und zwar wahrſcheinlich ſchon im 3. Jahrhundert, wie aus der Länge des *i* gefolgert

worden ist.[1] Ebenso steht es mit Weiler, welches im ahd. als *-wîlâri* oder *-wîla* nur im Anschluß an Ortsnamen, wie *Brûwîlâri* ‚Brauweiler', *Rotwîla* ‚Rotweil' vorkommt und aus dem spätlat. *villare*, einer Ableitung von *villa*, entstanden ist. Die Römer waren auch groß in der Anlage künstlicher, gemauerter Fischteiche, da sie, wie alle südlichen Völker, große Liebhaber lecker zubereiteter Fischgerichte waren. Sie nannten ein solches oft sehr ausgedehntes Wasserbauwerk *vivarium* d. i. ‚Behälter für lebende Tiere'. Die Germanen, welche diese Anlagen mit Bewunderung sahen, machten daraus *wîwâri, wîâri* Weiher. Wir denken bei dem Worte zwar zunächst an die Klöster, für welche die Teiche mit der köstlichen Fastenspeise eine besondere Wichtigkeit besaßen, aber die Länge des *i* macht auch bei diesem Worte eine Entlehnung bereits im 3. Jahrhundert wahrscheinlich.[1] ‚Speicher' und ‚Weiher' sind bemerkenswerterweise nur in den Rheinlanden auf altem Römerboden zu wirklich volkstümlichen Worten geworden. Weiter nach Osten zu sagt man ‚Boden' und ‚Teich'.

Wie das Anlegen der Fischteiche so lernten die Germanen auch das kunstgerechte Graben der Brunnen von den Römern. Bis dahin begnügten sie sich mit dem Wasser des an ihren Siedelungen vorüberfließenden Baches, in quellarmen Gegenden auch mit Gruben, in denen das Regenwasser gesammelt wurde, wie dies Plinius hist. nat. XVI, 1 von den Friesen berichtet.

1) Pogatscher 58. 64.

Von Gallien her drang nun die römische Kunst, einen tiefen Brunnen zu graben und auszumauern in Germanien ein und mit ihr das Wort *puteus*, ‚gemauerte Brunnengrube', ahd. *pfuzzi*, jetzt in ganz verblaßter und verschlechterter Bedeutung Pfütze. Das agf. *pytt*, egl. *pit* ‚Grube' beweist die frühe Übernahme des Wortes.[1]

Mit aufsässigen und widerspenstigen Untertanen pflegten die Römer kurzen Prozeß zu machen. Solche wurden in den Kerker, ahd. *karkâri* aus *carcerem*, abgeführt, und die römischen Ketten saßen fester als die heimischen Stricke. Diese sind ihnen aber erst später bekannt geworden als beispielsweise die Straßen. Denn ahd. *ketina* kann nicht aus *catena* hervorgegangen sein, sondern aus dem nach romanischer Art geschwächten *cadena*, woher auch frz. *chaine* stammt. Diese Schwächung fand aber nicht vor 400 n. Chr. statt. Neben die Ketten stellen sich die Handschellen, ahd. *mcnihha* aus *manica*, jetzt wieder verschwunden, ebenso wie *ihsili* ‚Verbannung' aus *exilium*. Für rückständige Zahlungen wurde ein Pfand, ahd. *pfant* genommen, wahrscheinlich aus *pannus* ‚Zeugfetzen', wovon auch afr. *paner* ‚ausplündern', *pan* ‚weggenommene Sache'. Bei peinlichen Anklagen mußten die Germanen froh sein, für frei von Schuld und Strafe, für sicher erklärt zu werden, ahd. *sihhuri*, agf. *sicor*

1) Für Lache (ahd. *lahha*, *laccha*) nimmt Kluge ebenfalls Entlehnung aus *lacus* oder vulgärem *laccus* an, während Heyne und Much (Z. f. d. W. II, 284) das Wort mit niederdeutschem Leck und mhd. *lechen* ‚tröpfeln lassen' zusammenbringen.

aus lat. *securus*, die Germanen leiteten davon noch ein Verbum sichern (*sihhurôn* ‚rechtfertigen') ab. Der Rechtssphäre gehört ursprünglich auch ein Wort an, welches heute mit dem strengen Rechte gar nichts mehr zu tun hat, *causari* ‚einen Rechtshandel führen', dann überhaupt ‚ein Gespräch', endlich spezifiziert ‚ein Liebesgespräch führen': kosen.[1] Dagegen ist Pacht aus *pactum* Vertrag, Abgabe in seiner Sphäre verblieben. Da das Wort ahd. und noch mhd. *phaht* lautet, ist seine Entlehnung bereits in diese Zeit zu setzen; unser jetziges *p* beruht lediglich auf späterem niederdeutschem Einflusse.

Mit den neuen Rechtsbegriffen, Zahlungsterminen und dergleichen mußte auch eine bestimmtere Zeitrechnung aufkommen. Die Germanen rechneten nach des Tacitus (Germ. 11) Zeugnis nach Nächten, daher sind noch heute ‚Weihnachten, Fastnacht, Zwölfnächte' Ausdrücke für bestimmte Tage; sie hatten ferner ein Mondjahr. Jetzt drang das römische Sonnenjahr und die römische Rechnung nach Tagen durch und im Zusammenhang damit bürgerten sich die lateinischen Benennungen der Wochentage ein, aber nicht in Entlehnungen, sondern in Übersetzungen.[2] Der *solis dies* der Römer wurde durch das Christentum früh beseitigt und durch *dies dominica*

1) Aus der Sprache des Rechts stammt sicher auch das ahd. *irkoborôn*, agf. *acofrian* ‚wiedererlangen' aus lat. *recuperare*.

2) Erschöpfend hat über die Namen der Wochentage gehandelt Friedrich Kluge im Beiheft VIII der Zeitschrift des Sprachvereins (1895) S. 89ff.

(‚Tag des Herrn') ersetzt (daher franz. *dimanche*, ital. *domenica*). Ehe dies geschah, hatten aber die Germanen bereits den heidnischen Ausdruck durch Übersetzung in *sunnundag* sich zu eigen gemacht. Dies muß zuerst am Niederrhein geschehen sein. Denn in Nordgallien hatte sich das alte *dies solis* in der Volkssprache erhalten, wie aus dem bretonisch-keltischen *dissul* hervorgeht. Vom Niederrhein ist das neue Wort zu den Angelsachsen als *sunnandæg*, engl. *sunday* gelangt, jedenfalls noch vor der Auswanderung nach England; von den Angelsachsen haben es die Normannen als *sunnudagr* entlehnt. Der Montag ist *lunae dies* (frz. *lundi*), ahd. *mânetag*, ags. *monandæg* (engl. *monday*).

Der Dienstag hat nichts mit ‚Dienst' und auch nichts mit dem Namen ‚Ziu' zu tun, wie man früher meinte. Seine richtige Deutung hat uns eine lateinische Inschrift gegeben, die im Jahre 1883 in Nordengland gefunden wurde. Sie steht auf einem Altar, den im römischen Heere dienende Friesen um 230 n. Chr. dem Mars Thingsus geweiht haben. Thingsus ist ein alter Beiname des deutschen Kriegsgottes, von thing ‚Versammlung' hergeleitet, also eigentlich ‚Gott der Versammlungen und Gerichte'. Von ihm ist der ‚Dienstag' benannt worden, woraus sich auch die ältere niederdeutsche Form *dingsdag* erklärt. ‚Der Tag des Thingsus' ist natürlich eine Übersetzung des lateinischen *Martis dies* (frz. *mardi*), und zwar ist diese Übersetzung am Niederrhein heimisch gewesen; denn jene Friesen stammten von der holländischen Küste. Von dort aus

ist der Dienstag dann nach Osten und Süden vorgedrungen. Im allemannischen Gebiet jedoch herrscht noch heute im Volksmunde eine andere Übersetzung von *Martis dies*, nämlich ahd. *Zîestac*, Zistag, Zistig bei Hebbel, die auf den Namen des Kriegsgottes *Zio* (= lat. *deus*, griech. *Ζεύς*) zurückgeht. Dieselbe Übersetzung haben die Angelsachsen selbständig vorgenommen in ihrem *tiwesdæg* (engl. *tuesday*).[1]

Der Mittwoch übersetzt die rein äußerliche Bezeichnung des Tages als *media hebdomas*, welche in den Alpengegenden (churwälsch *mazemda*) üblich geworden war statt des eigentlichen Ausdrucks *Mercurii dies* (frz. *mercredi*). Dieser wurde am Niederrhein durch *Wôdanesday* übersétzt — schon bei Tacitus (Germ. 9) erscheint Mercurius für Wodan —, woher holländisch *woensdag*, agl. *wôdnesdæg* (engl. *wednesday*). Weshalb gerade dieser ‚Wodanstag' nicht beibehalten, sondern durch den bläßlichen ‚Mittwoch' verdrängt wurde, wird sich schwerlich ermitteln lassen, um so weniger, da der Donnerstag, ahd. *Donarestag* aus *Jovis dies* (frz. *jeudi*) und der Freitag, ahd. *Frîatag* aus *Veneris dies* (frz. *vendredi*) ihren heidnischen Namen bewahrt haben.

Der siebente Wochentag allein ist keine Übersetzung, sondern eine Neubildung. ‚Sonnabend' bedeutet ‚Vorsonntag', denn *abend* bezeichnet den Vorabend vor Fest-

1) Eine dritte noch nicht erklärte Übersetzung ist das bayrische Ertag (tirolisch ‚Örtig'), bei dem ja der Schluß auf einen sonst unbekannten, dem griechischen *Ἄρης* wurzelverwandten Namen des Kriegsgottes naheliegt, aber doch ganz unsicher bleibt.

tagen, z. B. ‚Heiliger Abend', und wurde gern auf den ganzen Tag übertragen. Der Grund, weshalb man bei diesem Tage zu einer Neubildung griff, ist der, daß es für den Gott Saturnus, dem dieser Tag gehörte, keine entsprechende germanische Göttergestalt gab. Nur im nordwestlichen Deutschland ist *Saturni dies* entlehnt, nicht übersetzt worden, holländisch *zaterdag*, altfries. *saterdei*, westfälisch bis in die Gegend von Paderborn *sâterdach*. Auch die Angelsachsen haben *sæternesdæg* (engl. *saturday*) und müssen dies Wort vom Kontinent mitgebracht haben. Die Entlehnung ist also am Niederrhein und vor der Auswanderung der Angelsachsen erfolgt. Über ein zweites Lehnwort, Samstag, s. das letzte Kapitel.

Später als die Namen der Wochentage kamen die der Monate auf, nämlich zur Merowingerzeit durch die fränkische Geschäftssprache, zunächst Jänner, März, Mai und August, deren Formen frühe und volkstümliche Entlehnung bezeugen — auch August hat ahd. die volkstümliche Form *agusto* —, während für die übrigen Monate sich die deutschen Benennungen ‚Hornung, Oster-, Brach-, Heu-, Witu-(Holz), Windume-(Weinlese aus *vindemia*), Herbst- und Heiligmonat' länger hielten und erst später gelehrtem Einflusse wichen. In oberdeutschen Mundarten lebt jedoch noch ‚Wimmat, Wimmet, Wümmet' als Bezeichnung des Oktobers fort.

Schon aus den Benennungen des Sonntags, Dienstags und Sonnabends ließ sich schließen, daß das niederrheinische Land das Hauptaufnahmegebiet jener frühen

Entlehnungen gewesen ist. Auf dieselbe Ursprungsstelle weisen auch die Entlehnungen aus dem Gebiete des See- und Wasserwesens hin. Dort am Niederrhein wohnten die Kanninefaten, Teile der Friesen (vgl. oben den Mars Thingsus) und die Bataver, Stämme, die den Römern jahrhundertelang botmäßig und befreundet gewesen sind. Besonders die Bataver rühmt schon Tacitus (Germ. 29) als treue und tapfere Bundesgenossen, die von Lasten und Steuern befreit den Römern gleichsam als Schutz- und Trutzwaffen gedient hätten. Bis zu dem Einbruch der salischen Franken blieben sie in römischer Abhängigkeit.

Bei dem dichten Fluß- und Wasserlaufnetz, das die niederrheinische Landschaft durchzieht, bei der ausgebildeten See- und Flußschiffahrt der Römer darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß einige nautische Verbesserungen, welche die Germanen von den Römern übernommen haben, ihnen in jener Gegend und noch in unsrer Periode zugekommen sind. Zwar kannten sie von alters her Mast und Segel, aber zum Festlegen des Schiffes bedienten sie sich eines mit Tauen umwickelten Steines, den sie versenkten und daher *senchilstein* nannten. Jetzt lernten sie den eisernen Anker, ahd. *anchar* aus *ancora* kennen, ferner eine verbesserte Art des Ruders, die sie mit dem lateinischen *remus* benannten, ahd. *rieme*, noch jetzt volkstümlich Rieme, was nichts mit einem Lederriemen zu tun hat. Der Riemen zum Anbinden der Ruder heißt vielmehr Strippe, welches die niederdeutsche Form für mhd.

strüpfe und aus *struppus* ‚Riemen' entlehnt ist (agf. *strop*). Auch *navis* (Schiff) selbst ist vielleicht damals rezipiert worden; wenigstens lebt Naue im Schweizerischen noch heute. (Schiller, Tell I, 1: „mach' hurtig, Jenny, zieh die Naue ein".) Ferner möchte ich noch eine andere recht auffallende Entlehnung schon dieser Zeit und dieser Gegend zuschreiben. Es gab nämlich neben dem schriftlateinischen Worte *insula* ein vulgärlateinisch-romanisches *isola* (so noch jetzt italienisch) oder *isla* (daraus frz. *île*). Dies erscheint im ahd. als *îsila*, mhd. *îsele*, also eine volksmäßige, natürliche Entlehnung die dann unter gelehrtem Einflusse oder durch eine gelehrte Neuentlehnung der jetzigen Form *insule*, *insul* Insel wich. Bei Notker ist dies *insula* noch Fremdwort und wird durch *îsila* verdeutlicht.[1] Auffallend nannte ich diese Entlehnung, weil die Germanen, wie das ja selbstverständlich ist, für ‚Insel' altheimische Ausdrücke besaßen, die auch jetzt noch üblich sind, nämlich ‚Aue' und ‚Wert'. Da nun hier eine technische Verbesserung oder neue kulturelle Anwendung doch unmöglich stattgefunden haben kann, so ist die Frage, wodurch diese Entlehnung veranlaßt worden ist, schwierig zu beantworten. Ich möchte folgende Vermutung wagen. Die beiden obengenannten Ausdrücke sind von sehr allgemeiner Bedeutung. ‚Aue' heißt außer ‚Insel' auch ‚Wasser, Strom, Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Halbinsel', ‚Wert' oder ‚Werder'

1) Zesamene habig lant uzzerunhalb meres heizzet continens, dana geskeidenez in meri alde in stagnis heizzet insula, îsila (s. Graff, Althochd. Sprachschatz I, 487).

bedeutet auch ‚Halbinsel, Ufer, Gestade', ja im Ags. und Anord. ‚Meer'. Eine schärfere Unterscheidung aller dieser Begriffe wurde bei steigender Kultur notwendig. Liegt es doch im Wesen der Sprachentwicklung, aus dem Allgemeinen und Unbestimmten zu immer genauerer Begriffssonderung und größerer Bestimmtheit vorzuschreiten. Diesem wachsenden Unterscheidungsbedürfnisse, das sich besonders im niederrheinischen Wasser- und Inselllande geltend machen mußte, half die Entlehnung des vulgärlateinischen, begrifflich scharf bestimmten Wortes ab. Wahrscheinlich lernten die niederrheinischen Germanen damals auch schon mit den römischen Wasserstraßen, wie die fossa Drusiana eine war, das Wort *canalis* kennen. Denn das ahd. *chánali*, mhd. *kánel* ist eine alte und volkstümliche Entlehnung, wogegen unser Kanal auf gelehrtem Wege in der neuhochdeutschen Zeit übernommen worden ist.

Tiefergehende Wirkungen noch als das römische Staats-, Kriegs- und Verwaltungswesen mußte auf das Leben der Germanen das Bekanntwerden neuer Gebrauchsgegenstände ausüben, deren Vermittlung der Handel besorgte. Römische mercatores in Germanien bei Sueben und Ubiern erwähnt bereits Cäsar (b. Gall. IV, 2. 3), nostris e provinciis lixae und negotiatores im Reiche des Marbod Tacitus (ann. II, 62); derselbe spricht Germ. 5 vom commerciorum usus.[1] Was die römischen Händler in Deutschland suchten, waren Federn,

1) Vgl. Schrader, Handelsgeschichte 82 ff.

Felle, Wachs, vor allem aber — Menschen. Der germanische Sklave war besonders als Gladiator gut zu gebrauchen. Der Menschenhändler heißt auf lateinisch *mango*, daraus wurde mit germanischer Ableitungssilbe ahd. *mangâri*. Die weite Verbreitung des Wortes auch zu den Angelsachsen (*mangere*) und Nordländern (*mangâri*) zeugt von dem Alter der Entlehnung, die Verallgemeinerung der Bedeutung zu der des Händlers überhaupt zeigt, wie sehr der Menschenhandel jeden andern Handel in der Urzeit überwog.[1] Das Wort erscheint noch im 17. Jahrhundert im bayrischen Dialekt als Tuchmanger und noch heute in rheinischen und hessischen Mundarten und in Eigennamen wie Menger, Menge.

Als Einfuhrartikel dagegen überwog alle andern Gegenstände bei weitem — der Wein. Bekanntlich lieben alle Naturvölker den Rausch; er ist ein Teil oder ein Anhängsel des religiösen Kultus; durch irgend einen Absud aus Wurzeln, Kräutern, Körnern oder Blumen suchen sie sich eine vorübergehende Entrückung aus den Nöten des Lebens zu verschaffen. Auch die Germanen liebten es, Tag und Nacht durchzutrinken (Tac. Germ. 22) und besaßen, so wie die Neger ihr Pombebier und ihren Palmwein, ein „zu einer gewissen Ähnlichkeit mit Wein verdorbenes Gebräu von Gerste oder Weizen" (Tac. Germ. 23). Aber was war das gegen das funkelnde, dunkelrote, raschberauschende Ge-

1) Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur S. 5.

tränk des Südens, das die fremden Händler ins Land brachten! Die Gaufürsten und Häuptlinge der westlichen Stämme erkannten die Gefahr, die hierin dem Volke drohte; sie verboten die Einfuhr des Weines (Caes. b. Gall. II, 15 und IV, 2, 6); aber lange hielt dies Verbot, wenn es je durchgeführt worden ist, jedenfalls nicht vor. Denn bei Tac. Germ. 23 finden wir wieder den Import des verführerischen Getränkes in den Grenzgebieten, und wie unmittelbar gefährlich dieses Getränk den westlichen Stämmen in ihrem Kampfe mit den Römern wurde, zeigt anschaulich die gräßliche Szene bei Tac. Ann. I, 50 und 51, wo die im Festrausch unter den Tischen liegenden Marsen von Germanikus überfallen und schonungslos mit Weib und Kind zusammengehauen werden. Die germanischen Söldner in den römischen Heeren lernten den Wein erst recht lieben. Bei der Plünderung von Gomphoi in Thessalien übertrafen Cäsars Germanen im Rausche alle andern an Ausgelassenheit (Appian de bell. civ. II, 64). Das neue Getränk behielt im Germanischen seine vulgärlateinische Bezeichnung *vinus, win*, Wein. Jetzt erst trat auch der Gegensatz zwischen betrunkenem und nüchternem Zustand recht hervor. Um den letzteren zu benennen, bedienten sich die Germanen bezeichnenderweise des lateinischen Ausdrucks *sobrius* oder vielmehr des vulgären *suber*. Das Wort bekam aber bald die erweiterte Bedeutung ‚mäßig, enthaltsam, sittsam, rein'. Im alten Römergebiet, in Südwestdeuschland hat sauber (ahd. *sûbar, sûbiri*) das Wort ‚rein' nahezu verdrängt.

Die Römer pflegten ihren schweren italischen Rotweinen vor dem Genuß ein gewisses Maß Wasser zuzusetzen. Den Kunstausdruck hierfür, *miscere*, übernahmen die Germanen als *miskan* mischen (auch agf. *miscjan*). Als Gefäß für den Transport des Weines lernten die Germanen wohl damals schon den Lägel ahd. *lâgella* aus *lagena*, eine bauchige Flasche mit engem Hals, und als üblichstes Maß den Sechter oder Sester ahd. *sehstâri*, *sehtâri* aus *sextarius* kennen. Die Händler, die das vielbegehrte Getränk ins Land brachten oder es den im römischen Feldlager dienenden germanischen Kriegern verkauften, nannten sich *caupones*, eigentlich Schenkwirte, ihre Handelstätigkeit hieß *cauponari*. Daraus machten die Germanen *koufôn* ‚Handel treiben' (agf. *cȳpan*), und zwar ursprünglich Tauschhandel treiben, später im Geldhandel sowohl kaufen als verkaufen. Auch hier ergibt sich aus der Entwicklung der Bedeutung, daß die Hauptimportware der Wein war. Weinhandel treiben schien den Germanen dasselbe wie Handeltreiben schlechthin.

Wenn der Wein aber auch der am meisten begehrte Kaufgegenstand war, so war er doch längst nicht die einzige Ware, welche die römischen Händler bei den Germanen absetzten. Als ein Durst erregendes und die Speisen schmackhafter machendes Gewürz kauften die Germanen schon früh mit Begierde den orientalischen Pfeffer, ahd. *pfeffar* aus *piper*. Noch das ganze Mittelalter liebte stark gepfefferte und gewürzte Speisen;

der rohe Geschmack der Naturvölker bedarf, um angenehm erregt zu werden, starker Reizungen.

Von Wichtigkeit beim Handel waren auch die Umhüllungen und Gefäße, in denen die Waren verpackt waren. Das Wort Sack (schon got. *sakkus*, dann ahd. *sac* plur. *sechi*) aus lat. *saccus* und Seckel (ahd. *selhil* aus *saccellus*) ist ebenso wie ‚Wein' ein Allerweltswort und aus dem Phönizischen in alle abendländischen Sprachen gedrungen; auch die Arche (got. *arka*, ahd. *archa*) verdanken wir keineswegs erst der christlichen Erzählung von der Sündflut, sondern bereits dem römischen Händler, der mit seiner *arca* einherzog. Denselben Ursprung haben Kiste (*chista* aus *cista*, agf. *ciste*), Korb (*chorp* aus *corbis*) und Schrein (*skrîn* aus *scrinium*). Kiste, Schrein und Arche bedeuten auch Sarg. Dies letzte Wort geht auf ein vorauszusetzendes *sarcus* zurück, welches aus *sarcophagus* gekürzt ist; ein echt deutsches Wort ist in dem süddeutschen ‚Totenbaum, Totenlade' erhalten.[1]

Mit den Gefäßen lernten wir auch die lasttragenden Tiere der Südländer kennen, vor allem den Esel, schon got. *asilus* aus *asinus*[2], sodann das Maultier, *mûl* aus *mulus*, und das Saumtier. ‚Saum' ist das vulgärlateinische *sauma*, welches dem griechischen *σάγμα*

1) Gefäßbenennungen sind auch ahd. *pfanâri* aus *panarium* ‚Brotkorb', *bulke* aus *bulga* ‚Ledersack', und agf. *cylle* aus *culleus* ‚Schlauch', *spyrte* aus *sporta* ‚Korb'.

2) Das Wort stammt nach Schrader, Sprachvergleichung S. 385 und bei Hehn S. 134 nicht aus dem hebr. *âtôn*, sondern aus einer pontischen Sprache, Grundform *asnas*.

entstammt und eigentlich den Packsattel, dann die Last eines Saumtieres, zuletzt dieses selbst bezeichnet; das ags. *séam* ‚Pferdelast' beweist, daß das Wort schon in der Römerzeit übernommen wurde.

Die ursprüngliche Form alles Handels, der Tauschhandel, herrschte noch zu des Tacitus Zeiten im Innern des Landes durchaus (permutatio mercium, Germ. 5), aber an der Grenze hatte sich schon der Geldhandel entwickelt. Die Germanen hatten sich bereits an das römische Geld gewöhnt (iam et pecuniam accipere docuimus, Germ. 15); sie zogen gewisse Geldsorten der republikanischen Zeit, serratos bigatosque (Germ. 5) vor, wie die Neger des Sudan nur die alten österreichischen Maria-Theresiataler nehmen. Zeuge des Geldverkehrs ist das Wort Münze (ahd. *munizza* aus *moneta* durch die Zwischenstufe *munita;* schon ags. *mynet,* woraus engl. *mint*). Die zahlreichen Funde römischer Münzen in Deutschland beweisen, daß die Germanen ihre Barvorräte als kostbaren Hort betrachteten, den sie bei nahender Kriegsgefahr vergruben. Denn daß diese Münzen von römischen Soldaten herrühren, ist nicht wahrscheinlich.[1] Soldaten pflegen ihr Geld nicht zu vergraben, am wenigsten in Feindesland. Hätte das Geld aber an Gefechtsstellen gelegen, so hätten sich vor allem Waffenreste an demselben Orte

1) Mommsen folgert z. B. aus den Münzfunden bei Barenau, daß der Untergang des varianischen Heeres dort erfolgt sei (Örtlichkeit der Varusschlacht 85). Es läßt sich hier auch an zerstörte Gräber denken.

finden müssen, was nicht der Fall ist. Als später die merovingischen Könige in den früher römischen Provinzen das Münzrecht übernahmen und mit römischer Technik und römischen Werkmeistern (monetarii) ausübten, wurde das Wort *munizza* technischer Ausdruck für die von ihnen geprägten Geldstücke. Sie schlugen aber nur Kupfer- und Silbermünzen, die Goldprägung blieb das Vorrecht der römisch-byzantinischen Münzhoheit. Darum haftete das Wort speziell an der sogenannten kleinen oder Scheidemünze. Die Goldmünze heißt im ahd. *cheisuring* von ‚Kaiser' mittels der Ableitungssilbe *-ing* gebildet, derselben, die wir in Schilling, Pfenning haben.[1] Mit den Kupfermünzen, wohl auch mit kupfernen Geräten, welche die Germanen von den Römern erstanden, kam eine neue Bezeichnung für dies Metall, das vulgäre *cuprum* (statt *Cyprium* ‚kyprisches Erz'), in das Deutsche als Kupfer (schon agf. *copor*). Das alte Wort dafür *êr* ‚Erz' war nämlich, wie das urverwandte lateinische *aes*, in die Bedeutung ‚Bronze' übergegangen, bezeichnete also nunmehr sowohl das reine wie das mit Zinn legierte Kupfer. Darum war in beiden Sprachen ein neuer, unterscheidender Ausdruck für das ungemischte Kupfer notwendig geworden.[2] — Mit dem Geld brachte der Handel das Gewicht. Unser Pfund (schon got.

1) Wieder verschwunden sind die beiden Münzausdrücke *silihha* = *siliqua*, $^1/_{24}$ solidus und *trimissa* = mlat. *trimissis*, $^1/_3$ Ass; auch das mhd. *esse* ‚Eins auf dem Würfel' geht auf *assis* zurück. Im Agf. ist *dinor* = *denarius* erhalten.

2) Schrader, Sprachvergleichung 288. — Auch das Quecksilber ist kein urdeutsches Metall, sondern nur eine alte Übersetzung des lat. *argentum vivum*.

pund, ebenso agſ.) iſt aus dem lat. indeklinabeln *pondo* entſtanden.

Daß die Geſtalten der römiſchen Händler, wie ſie den Germanen entgegentraten, für dieſe auch rein äußerlich manches Auffallende hatten, iſt ſelbſtverſtändlich. Beſonders die Haartracht muß ihnen wunderlich vorgekommen ſein. Bekanntlich trugen die freien Germanen die Haare lang, häufig zu einem Knoten zuſammengebunden; bei den Römern ſahen ſie durchweg verſchnittene Haare. Daher ſchon got. *kapillôn* ‚die Haare ſchneiden' von *capillus* und ahd. *calo*, kahl von *calvus*. Auch ahd. *krisp* ‚kraus' iſt aus dem lateiniſchen *crispus* hervorgegangen. Wahrſcheinlich iſt auch mager ahd. *magar* Lehnwort aus *macer* oder dem vulgären *magro*. Bei Bezeichnungen der Körperkonſtitution bedient man ſich ja gern verſchleiernder Ausdrücke, wie wir heute z. B. von embonpoint reden ſtatt von ‚Dicke'.

Halten wir die dem Handel entſtammenden Lehnwörter zuſammen, ſo erſcheint vor unſerem geiſtigen Auge das Bild des römiſchen Händlers, des mercator, wie er mit ſeinen Eſeln oder Maultieren auf der neuerbauten Heerſtraße durch das halbkultivierte Grenzland zieht. Die Tiere ſind beladen mit Weingefäßen, Säcken, Körben und Kiſten, Gewichte und Geld führt er bei ſich, und gern macht er im Schutze des römiſchen Standlagers längere Raſt, um als caupo einen von den Germanen der Umgegend gern beſuchten Weinſchank zu eröffnen.

Kapitel IV.

Steinbau und Weinbau.

Der Händler ist immer nur der Pionier der Zivilisation. Er macht das Naturvolk mit neuen Genüssen bekannt und erweckt in ihm neue Bedürfnisse. So lange diese indessen nur durch den Handel befriedigt werden, so lange die Kulturerzeugnisse nur gekauft und verbraucht werden, so lange bleibt das Volk doch auf seiner alten Stufe stehn; das Neue ist ihm nur als etwas Äußerliches aufgeheftet. Erst wenn die Vorbilder auf die produzierende Tätigkeit des Volkes Einfluß gewinnen, wenn neue Kulturen und Techniken Eingang bei ihm finden, wenn es in eigener Arbeit das nachschaffen lernt, was die Fremden ihm vorgeschafft haben, erst dann ist es im Begriff, eine höhere Stufe der Kultur zu erklimmen. Die Neger Afrikas werden dadurch, daß sie in Zylinderhüten gehen, Spieluhren besitzen und mit Repetiergewehren schießen, keineswegs zu einem Kulturvolke, aber insofern sie eine geordnete Landwirtschaft treiben, brauchbare Tonwaren formen und Matten flechten, besitzen sie eine gewisse Zivilisation. Lernt nun ein auf niedrigerer Stufe stehendes Volk derartige Fertigkeiten von einem höher kultivierten, dann wird es mit den neuen Produktionszweigen auch ganze Gruppen von Kunstausdrücken übernehmen.

Die Wirtschaft der Germanen beruhte in der Urzeit auf der Viehzucht, besonders auf der des Rindes und Pferdes. Das Leben war ein halbnomadisches und der

Acker- und Gartenbau spielte nur eine geringe Rolle, wenngleich die Hauptwerkzeuge Pflug, Egge, Karst, Rechen und die Haupttätigkeiten säen, ernten, dreschen, sowie das liebe Brot bereits bekannt waren. Während der Wanderzeit schon wurde wohl auf den vorübergehenden Niederlassungen in der Nähe der Hütte rasch ein Stück Land urbar gemacht und mit Getreide, Bohnen oder Rüben bebaut. Das Bild eines derartigen Lebens gibt aus der Zeit Christi der Geograph Strabo c. 291: „Allen Völkern Deutschlands gemein ist die Leichtigkeit der Auswanderungen wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise und weil sie keinen (soll heißen: keinen rationellen und umfassenden) Ackerbau kennen und keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten; sie laden, diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen und wenden sich mit den Viehherden, wohin ihnen beliebt." Auch bei Cäsar (b. Gall. IV, 1, 8 und VI, 22) kennen die Germanen zwar eine Art von Ackerbau, aber keinen Privatbesitz an Grund und Boden und ihren Lebensunterhalt bilden weniger Brotfrüchte als die Milch und das Fleisch der Herdentiere. Tacitus endlich sagt Germ. 26: „Sie ringen nicht in Arbeit mit der Fruchtbarkeit und dem Umfange des Bodens, so daß sie Obstgärten pflanzten, Wiesen absonderten und Gärten bewässerten; Saat allein wird von der Erde verlangt." Dagegen 5: „An der Zahl der Rinder freuen sie sich und dies ist ihr einziger und sehr lieber Besitz." So lange bloß ein-

jährige Getreidearten gebaut werden, zwingt der Ackerbau nicht zu dauernder Seßhaftigkeit, und andrerseits ist ohne diese das Aufziehen von Gewächsen mit längerer Entwicklungsperiode undenkbar. Erst mit dem Aufkommen der Baumzucht und des feineren Garten- und Gemüsebaus gewöhnt sich der Mensch an wirklich feste Wohnsitze[1] und diese Gewöhnung befördert wieder jene feineren Kulturen.

Zwei Kulturerrungenschaften waren es, welche die Germanen in ein neues Leben hinüberzuführen bestimmt waren. Beide, an sich uralt, waren den Germanen doch bis dahin unbekannt geblieben und wurden ihnen erst durch die Römer vermittelt. Es ist der Steinbau und der Weinbau. Von den Häusern der Germanen berichtet Tacitus Germ. 16: „sie kennen keine Bruchsteine und keine Ziegel, sondern zu allem bedienen sie sich ungestalten Bauholzes ohne Schönheit oder freundliches Aussehen". Die Häuser konnten ohne sonderliche Mühe auf Wagen fortgeschafft werden; werden sie doch sogar noch in mittelalterlichen Rechten zur fahrenden Habe gerechnet.[2] Als dagegen der Kaiser Julianus im Jahre 357 den Rhein bei Mainz überschritt und die von Allemannen bewohnten Gegenden am Main verwüstete, fand er nach dem Bericht des Ammianus Marcellinus (17, 1, 7) dort Häuser, die sorgfältig nach römischer

1) Schön führt dies aus Hehn S. 120 ff.

2) Gebhardt, Deutsche Geschichte I, 48. Weitere Nachrichten über die Beschaffenheit der ursprünglichen Häuser der Nordvölker sind zusammengestellt bei Hehn S. 137 f.

Art gebaut waren: extractisque captivis domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditis exurebat. Damit ist durch ein historisches Zeugnis der Beginn des Steinbaus bei den Germanen festgelegt: im vierten Jahrhundert war er den westlichen an der Grenze wohnenden Germanen bereits bekannt. Allerdings spricht derselbe Ammianus bald darauf (18, 2, 15) von den zerbrechlichen Hütten, saepimenta fragilium penatium, an den Grenzen der Allemannen und Burgundionen. Der Steinbau war also noch weit von allgemeiner Verbreitung entfernt.

Die Einführung des Weinbaus an Mosel und Rhein[1] schreibt man gewöhnlich dem Kaiser Probus (276—282) zu, den man geradezu zu einer Art Weinheiligen[2] gestempelt hat. Die Stelle bei Vopiscus[3], auf die man sich dabei zu beziehen pflegt, ist indessen als unecht nachgewiesen, und die nur sechsjährige Regierung des Kaisers, der sich außerdem erst kurz vor seinem Tode den Werken des Friedens zuwenden konnte, reichte für die Neuanlage von Weinbergen, die sehr viel Zeit erfordert, nicht aus. Dagegen ließ er ältere, durch Krieg verwüstete Weinberge wieder instand setzen. Auch hob er vielleicht ein Dekret des Domitian auf, welches den Weinbau in den Provinzen verboten hatte, praktisch freilich nicht ausgeführt worden war. Die Skulpturen

1) Orth, Weinbau und Weinbereitung der Römer (Frankfurt, Programm 1902) S. 9f.

2) Ausdruck Hehns S. 79.

3) Vopiscus Prob. 18. Vgl. Eutrop. 17. Aurelius Victor de Caes. 13, 2.

von Neumagen und die in Kobern gefundenen Geräte deuten darauf hin, daß es an der Mosel schon im Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. Rebenpflanzungen gab. Schon damals war also der Weinbau von den Ufern der Rhone und Garonne bis ins Moseltal vorgedrungen, und im 4. Jahrhundert wird er dort bereits etwa den heutigen Umfang erlangt haben. Ausonius, der 365 aus Bordeaux nach Trier als Prinzenerzieher berufen wurde, verherrlichte den Moselwein poetisch, und Skulpturen im Trierer Museum zeigen, wie der Weinhandel mit großen Fässern auf Kähnen betrieben wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit wird auch am Taunus und in der Wetterau der Weinbau aufgekommen sein. Das Klima dieses gesegneten Landstriches stand dem italienischen schon damals näher als das irgend einer anderen Gegend des Nordens, die dort an der Grenze aufgehäuften Truppen bedurften großer Mengen geringwertigen Weines, und die Veteranen, die sich nach ihrer Dienstzeit dort ansiedelten, waren des Weines gewohnt und verstanden sich auf die Kultur der Rebe. Als dann die Germanen das Land besetzten, bemächtigten sie sich der römischen Villen und Güter und lernten von den Unterworfenen die Kunst der Weinbehandlung. In der ältesten Schicht der lex Salica, die noch in die vorchristliche Zeit kurz vor Chlodwig fällt, spielt der Weingarten (vinea) schon eine Rolle.[1]

1) Waitz, Das alte Recht der salischen Franken XXVII, 3. Lauenstein, Der deutsche Garten des Mittelalters S. 5.

Mit der Technik mußten die Deutschen natürlicherweise auch die technischen Ausdrücke von den Römern übernehmen. Im Bauwesen sind nur diejenigen Gegenstände deutsch benannt, die sich schon am oder im primitiven germanischen Holzhause befanden, das Haus selbst, ferner Dach, Tür, Diele, Schwelle, Säule, Wand, Brett, Balken, Zimmer (ursprünglich = Bauholz). Die übrigen Ausdrücke sind lateinisch-romanisch und mit dem südlichen Steinbau eingedrungen. So Ziegel ahd. *ziagal* aus *tegula* (agf. *tigol*), Schindel, *skintila* aus *scindula* spätlat. für *scandula*, Kalk, *chalch* aus *calcem* (agf. *ceale*), Mauer ahd. *mûri*, später *mûra* (agf. *mur*) aus dem lateinischen Plural *muri*, zuerst von den Befestigungsmauern um Burgen und Ortschaften gebraucht, dann auf gewöhnliche Mauern ausgedehnt. Der Maurer stammt also aus dem romanischen Süden, während der Zimmermann ein guter Deutscher ist. Noch heutzutage spricht man von einer Steinmauer, dagegen von einer Holz- oder Lehmwand. Für die Lichtöffnungen am Holzhause gab es natürlich heimische Ausdrücke: ahd. *ougatora* (Augentor) und anord. *vindauga* (Windauge). Im Steinhause war die Einrichtung und Struktur dieser Öffnungen eine andere, und mit der neuen Bauweise lernten die Germanen auch die Bezeichnung *fenestra*. ahd. *venstar* kennen. Die auswandernden Angelsachsen kannten diesen Ausdruck noch nicht; sie nahmen noch ihr altes ‚Windauge' mit in die neue Heimat und behielten es bei, engl. *window*. Die altgermanischen Ausdrücke prägten übrigens dem neuen

Worte, wie das so häufig der Fall ist, ihr sächliches Geschlecht auf, ebenso wie das germanische Akzentuationsgesetz den Ton auf die erste Silbe vorschob und dadurch den Wegfall des *e* der zweiten Silbe veranlaßte. Die fremde Bezeichnung wurde, nachdem sie einmal eingebürgert war, auch auf die Lichtöffnungen des Holzbaus übertragen und verdrängte deren altgermanische Benennungen.

Eine Rückübertragung auf den Holzbau hat auch stattgefunden bei Pfosten, *pfosto* aus *post-em* (agf. *post*), weniger bei Pfeiler, *pfîlari* aus *pilarius*, einer Weiterbildung von *pila* (engl. *pillar*); denn ‚Pfeiler' braucht man auch jetzt noch nur von Stein-, ‚Pfosten' dagegen vorwiegend von Holzbauten. — Der Söller, ahd. *solari* aus *solarium* (agf. *solor*) bedeutet eigentlich einen der Sonne ausgesetzten Ort und ist eine an der Sonnenseite des Hauses angebrachte, durch ein Gitter geschützte Terrasse oder Plattform, zu der man von innen hinaufstieg. Natürlich gab es solche Söller nur an den Häusern großer Herren.[1] — Sehr beliebt waren bekanntlich bei den Römern Mosaikfußböden zum Schmuck ihrer Villen und Paläste. Diese Kunst der musivischen Arbeit drang schon früh aus Gallien und Italien in das Rhein- und Donautal vor; sind doch z. B. in dem Dorfe Nennig bei Trier noch jetzt bedeutende Reste eines solchen Fußbodens vorhanden. Man bediente sich zu dieser Arbeit vorwiegend buntgefärbter Glasscherben.

1) Lauffer, Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger S. 10.

Diese nannten die Griechen ὄστρακον, einen aus ihnen zusammengesetzten Fußboden aber ὀστρακοκονία, in neugriechischen Dialekten lebt das Wort als ἀστράκι fort. Dies griechische Wort ging in die römische Gewerksprache über. Das sizilische *astracu* und andre Dialektausdrücke beweisen die Existenz eines vulgärlateinischen *astracum*. Dafür erscheint im frühen Mittelalter *astricus*. Aus diesem machten die Deutschen Estrich (*astrîh, estrîh*) und gebrauchten das Wort für mit Steinen ausgelegte oder mit Gips überzogene Fußböden jeder Art.[1]

Eins der wichtigsten mit dem römischen Steinbau zu uns gekommenen Wörter, ein in allen germanischen und romanischen Sprachen verbreitetes mittelalterliches Kulturwort ersten Ranges, ist ferner Kammer. Das aus dem Griechischen entlehnte lat. *camara* heißt ur-

1) Über die Ableitung unseres ‚Estrich' von mlat. *astricus* herrscht kein Zweifel — kommt doch schon in einem der ältesten Denkmäler unserer Sprache, dem um 760 entstandenen Vocabularius S. Galli die Glosse *astricus plastar* vor —, wohl aber über die Ableitung dieses *astricus*. Die oben gegebene Ableitung ist von Gustav Meyer in Graz (analecta Graeciensia, Grazer Festschrift 1893 S. 1 f.). Sie hat mehr Wahrscheinlichkeit als die Deutung von Wackernagel (bei Diez s. v. piastra), der *astricus* von *astrum* ‚Stern' herleitet und an die sternförmigen Muster der Mosaikfußböden denkt. Noch weniger für sich hat Diez' eigene Deutung, wonach aus gr. ἔμπλαστρον *plastrum* geworden sei, daraus mit abgestoßenem Anlaut das Verbum *lastricare* ‚pflastern', daraus das Substantivum *lastrico* ‚Pflaster'; dann sei das *l* für den Artikel gehalten und abgeworfen; so sei das mundartliche *astrico* entstanden. In Wirklichkeit ist das *l* in *lastrico* festgewachsener Artikel, wie in frz. *lierre* ‚Efeu' aus *l'ierre* = *edera*. — Eine andere Entlehnung für denselben Begriff hat der schweizerische Dialekt bewahrt: ‚Ern' = Hausflur von *arena* für *area*.

sprünglich nur ‚gewölbte Decke, gewölbtes Gemach'. Die Deutschen entwickelten die Bedeutung (ahd. *chamara*) weiter zu gewölbter Vorrats- und Schatzraum eines fürstlichen Hauses, dann Amtsraum des Schatz- und Vorratsverwalters, dann die Kassen- und Finanzbehörden selbst, überhaupt alle fürstlichen Behörden, auch die der Verwaltung und des Rechts (Handelskammer, Strafkammer), dann auch klösterliche und städtische Behörden (Klosterkammer, Stadtkämmerei), seit dem Aufkommen des Parlamentarismus nach dem französischen *chambre* auch Abteilungen eines Landtages. Von Anfang an aber wurde das Wort, gerade wie Fenster, vom Steinbau auf den Holzbau übertragen; schon im ahd. dient *chamara* zur Übersetzung von *tabulatum* ‚Balkendecke'. Es ist ein feines, modisches Wort zur Bezeichnung eines Nebenraums, den der Hausherr zum intimen Verkehr mit seiner Familie und zum Schlafen bestimmt hat, glossiert durch *conclave, cubiculum, cella,* unser ‚Schlafkammer'.

Wie diesen gesonderten Schlafraum, so brachte die römische Kultur auch gesonderte heizbare Räume. Im Hauptgemach des altgermanischen Hauses befand sich der Herd, auch der Ofen war nicht unbekannt; denn das Wort ist germanisch. Doch kann man auf seine Beschaffenheit aus dem agl. *ofnet* ‚kleines Gefäß' schließen, die Grundbedeutung des Wortes ist wahrscheinlich ‚Topf', der älteste Ofen scheint also ein mit Holz gefülltes tragbares Gefäß gewesen zu sein. Die Kachel ist lateinischen Ursprungs, aus *cacabus* oder

vielmehr aus einem vorauszusetzenden vulgären *caccalus*, ahd. *kachala*; das Wort bedeutet eigentlich ebenfalls Topf. Der Winterkälte unseres Landes gegenüber genügten diese Heizvorrichtungen nicht. Die alten Germanen gruben daher unterirdische Höhlen und bedeckten sie mit Waldstreu und Dünger. Hier webten die Frauen zur Winterszeit. Zugleich wurden hier die Feldfrüchte und sonstigen Vorräte geborgen, vielleicht in einer unteren Abteilung, während die obere zur Webstube bestimmt war.[1] Ein solches Gelaß hieß *screuna* oder *tunc*[2]; das letztere Wort findet sich übersetzt durch *hiemalis zeta* (= diaeta ‚Aufenthalt'), *textrina*, *gynaeceum*, ja es wird mit gynaeceum zusammengesetzt zu *geneztunc*. In Nürnberg und Augsburg soll noch jetzt eine kellerartige Weberwerkstätte ‚eine Tung' heißen (Schrader S. 492). — Erst mit dem römischen Steinbau lernten die Germanen geheizte und durchwärmte Räume kennen. Das bezeugen zwei Worte[3]: Pfiesel, *phiesal* ‚heizbares Gemach' aus *pensile* (frz. *poêle* aus altfrz. *poisle*), welches noch in niederdeutschen Dialekten als Pesel, Piesel ‚gute Stube im Bauernhause' fortlebt,

1) Plin. nat. hist. 19, 1, 2: in Germania defossi atque sub terra id opus (texendi) agunt. — Tac. Germ. 16: solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus.

2) Beide Wörter sind unerklärt. *tunc* sieht man gewöhnlich für das Grundwort zu ‚Dünger' an, während Schrader S. 492 es mit griech. τάφ-ρος zusammenstellt, wonach dann die Grundbedeutung ‚Grube' wäre.

3) Auch *furnache* aus *fornacem* kommt ahd. vor in der Bedeutung ‚Schmelzofen'.

und unsere Stube. Im Französischen heißt *étuve* Badestube, Trockenraum, ebenso im Italienischen *stufa*. Diese Worte stammen von einem vorauszusetzenden *extufare* gleich frz. *étouffer* ‚Dunst, Qualm machen', später ‚ersticken' her, welches durch italienisches *tuffo* ‚Dunst' im letzten Ende auf gleichbedeutendes griech. τῦφος zurückgeht. Vergleicht man eine behaglich durchwärmte Stube mit so einem alten ‚Dung', so sieht man recht deutlich, wie wenig die Errungenschaften der Kultur, auch wenn sie fremden Ursprungs sind, zu verachten sind.

Zu den Baulichkeiten, die mit dem Steinbau in Deutschland bekannt wurden, gehört ferner die Königsburg, die Pfalz aus *palatia*, welches als Plural zu *palatium* die einzelnen Gebäude des ganzen Wohnkomplexes bezeichnet. Auffallenderweise zeigt das Wort in den altdeutschen Dialekten durchweg ein *n* (ahd. *pfalanza*, altsächs. *palinza*); es wirkte wohl ein schon früher entlehntes ‚*palantium*' ‚Pfahlwerk' oder auch Ortsnamen wie *Constantia* darauf ein.

Auf den Villen und in den Städten der Römer lernten die Germanen früh auch Säulenhallen kennen; aus *porticus* wurde ihnen *pforzich* (agf. *portic*, engl. *porch*). Später erst, als die Verschiebung des *t* bereits vollendet war, übernahmen sie Pforte, *pforta* aus *porta* (vgl. S. 6).[1] Ähnlich steht es mit tünchen. Dies

1) In Mitteldeutschland und am Niederrhein, wo die Verschiebung von *t* zu *z* erst später eintrat, das *p* aber gar nicht mehr verschoben wurde, erscheint demgemäß umgekehrt *porze* statt *pforte*.

Wort erscheint im ahd. gewöhnlich in der Formel: *mit chaliche tunnihhôn* ‚mit Kalk bestreichen'; es kommt also entweder direkt von *tunicare* oder ist vom ahd. *tunihha* aus lat. *tunica* abgeleitet; die Grundbedeutung ist ‚bekleiden' (vgl. ital. *intonicare* ‚tünchen, schminken'). Auch in diesem Worte ist *t* unverschoben geblieben, während *k* verschoben ist.

Zusammenhängende Wohnungen kannten die Germanen nach Tac. Germ. 16 noch nicht. Mit dem römischen Steinbau, durch den die Feuersgefahr gemindert wurde, kam das Wohnen in Dörfern und Flecken mit aneinanderstoßenden Häusern auf. Der Ausdruck, den die Germanen für solche geschlossenen Ortschaften von den Römern übernahmen, war *vicus*, ahd. *wîh*, noch erhalten in Weichbild, welches nicht etwa ‚Heiligenbild' bedeutet, sondern ‚Ortsgerichtsbarkeit' (*-bild* bedeutet wie das *-bilde* in Unbilde ‚Recht, Gericht').

Den Übergang vom Stein- zum Weinbau bildet am passendsten der beiden Sphären angehörende Keller. Der Aufbewahrungsort des Weines hieß im Lateinischen *cella*, welches mit alter *k*-Aussprache (vgl. S. 7) nur in dem Ortsnamen Winkel aus *vini kella* erhalten ist, sonst erst in christlicher Zeit als ‚Zelle' allgemeinen Eingang fand. Dagegen kam eine adjektivische Weiterbildung des Wortes: *cellarium* schon mit dem Wein- und Steinbau zu den Deutschen, ahd. *chellâri*. Der Vorsteher des Kellers erhielt die Bezeichnung mhd. *kellære* oder mit unorganischem Ableitungs-*n*, wie in ‚Bildner, Harfner, Glöckner' nach Analogie von ‚Lügner,

Wagner, Häfner' *kelnære*, Kellner, der also nichts mit ‚Kelle' zu tun hat.

Aus der *k*-Aussprache ergibt sich auch, daß der Kelch, *chelich* (agf. *calic*) aus *calicem*, nicht erst in christlicher Zeit mit der Feier des Abendmahles, sondern als profanes Trinkgefäß mit dem Weinbau zu uns gekommen ist; er würde im andern Falle ‚Kelz' heißen, wie ‚Kreuz' aus *crucem*.[1] Mit dem Kelch kam der Becher, ahd. *behhâri* aus mlat. *bicarium*, woher auch ital. *bicchiere;* das Wort bezeichnet wohl ursprünglich zugleich ein Maß- und Trinkgefäß und wird entweder vom griech. *βίκος* ‚irdenes Gefäß' abgeleitet, oder mit einem alten, von Isidor (Orig. XX, 5, 4) erwähnten *bacca* ‚Weingefäß' zusammengebracht. Möglicherweise ist ein von diesem abgeleitetes *bacarium* unter dem Einfluß des griechischen Wortes zu *bicarium* geworden. Ob von *bicarium* auch das volkstümliche ‚bicheln' oder ‚picheln' für ‚zechen' herkommt, ist sehr zweifelhaft.[2]

Mit dem Aufkommen des Weinbaus bildete sich der Stand der Winzer, ahd. *winxuril* mit deutscher Ableitungssilbe aus *vinitorem*. Neben dem Wein erzeugte man Most aus *mustum*, der im Altertum und Mittelalter mehr getrunken wurde als jetzt[3], und Essig,

1) Unser Blütenkelch entstammt lediglich einer gelehrten Vermischung des lat. *calix* mit dem griech. *κάλυξ*.

2) ‚Bich' war eine scherzhafte Umformung für ‚Bier', nach dem Muster von ‚mich' zu ‚mir', ‚dich' zu ‚dir' (Kluge, Studentensprache); davon ist vielleicht ‚bicheln' abgeleitet.

3) Schuchardt, Romanische Etymologien II, 5 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1899).

ahd. *ezzîh* aus *acētum* durch die eigenartige Umstellung *atecum* hindurch. Der saure Nachwein *lôra* heißt in Mundarten noch jetzt Lauer, auch Laier und Layrer. Aus dem Most wurde durch Einkochen ein verdickter Traubenhonig gewonnen, der lat. *sapa* hieß. Dies ist wahrscheinlich die Quelle unseres Saft; der Ausdruck konnte ja leicht vom Trauben- auf den Obst- und andere Säfte übertragen werden.[1] Eine besondere Art von Weinspalier hieß vinea *camerata* ‚überwölbter Weinberg', weil der Weinberg dabei mit einer Decke überzogen war. Daraus ist im schwäbischen Dialekt Kammerz geworden, d. i. ein Weinspalier an Häusern und Mauern. Am Rhein sagt man ohne Lautverschiebung Kamerate, Kamerte und auch im Französischen erscheint das Wort als *chambries* und *chambertin*.[2]

Die Weinlese selbst hieß ahd. *windema* aus *vindemiae*, die Tätigkeit dabei *windemôn* aus *vindemiare*, schweizerisch noch jetzt wümmen (vgl. Wümmet S. 36). Das hauptsächlichste Werkzeug für die Weinbereitung war die Kelter, *kelktra*, *kalktûra*, auch *kalktûrhûs* aus spätlat. *calcatura* von *calcare* ‚mit Füßen treten'. Dies Wort ist nur in Mitteldeutschland üblich; in Oberdeutschland gilt statt dessen die Presse, ahd. *pressa* und *pfressa* aus mlat. *pressa* und die Torkel, ahd. *torkula* aus lat. *torcula* von *torquere*

1) Nach Heyne ist Saft vielmehr urdeutsch und hängt mit dem ahd. *seffan* ‚schmecken, wahrnehmen' zusammen.

2) Hildebrand in Grimms Deutschem Wörterbuche s. v. Kamerte.

‚drehen' (daneben der deutsche Ausdruck ‚Trotte' von ‚treten').[1] In ‚Presse' ist die Lautverschiebung nur zum Teil durchgedrungen, in ‚Torkel' fehlt sie bereits. Zum Umgießen des Weines bedienten sich die römischen Winzer des *trajectorium*, woraus mlat. *tractarius*, ahd. *trahtâri*, unser Trichter wurde (mundartlich noch ‚Trachter'; dasselbe Wort liegt in Maastricht gleich Maas-Trajekt vor).[2]

Von den Gefäßen zum Aufbewahren des gekelterten Traubensaftes zeigt nur das ‚Faß', wie Scheffel singt, deutschen Schwung, die andern sind fremdländischen Ursprungs. Der Bottich, ahd. *botahha* ist wohl nichts anderes als *apotheca* ‚Weinlager' mit verengerter Bedeutung. Der Ohm, mhd. *âme, ôme* kommt sicher von *ama* ‚Feuereimer' dann ‚Gefäß, Weinmaß' her und dieses aus dem griech. *ἄμη* ‚Eimer'[3]; der Eimer, ahd. *ambar* stammt (agf. *ambor*) von *amphora;* er wurde später mit *ein* und *beran* ‚tragen' zusammengebracht und daher dann *eimbar* geschrieben. Ferner ist das lat. *cupa* oder *cuppa* ‚größeres Gefäß für flüssige und trockene Gegenstände' die Quelle einer Reihe von deutschen Ausdrücken geworden. Zunächst wurde aus *cupa* ahd. *kuofa*, Kufe (engl. *coop*); der Handwerker, der dem Winzer solche

1) In Tirol bedeutet ‚Torkelhaus' auch Weinschenke. Auch torkeln geht wohl auf das lat. *torculare* ‚keltern' zurück; man wird schon in der ältesten Zeit beim Weinlesen und Keltern tüchtig getrunken und getaumelt haben.

2) Über die Nichtverschiebung des *tr* s. S. 24, A. 1.

3) Von ‚Ohm' stammt unser nachahmen, bei Luther noch ‚nachohmen', eig. ‚das Ohm nachvisieren, nachmessen'.

Kufen machte und in den Keller besorgte, hieß mlat. *cuparius* ‚Küfer'; das Wort ist allerdings erst im mhd. *küefer* belegt. — Aus *cupa* wurde im mittelalterlichen Latein durch Erweichung *cuba*, daraus die Verkleinerungsform *cubellus* mit Geschlechtswechsel. Dies ist das Grundwort zu unserem Kübel, der ahd. freilich nur in der Zusammensetzung *milich-chubili* vorkommt, weshalb man mit Heyne vielleicht nicht der Wein-, sondern der Milchwirtschaft die Aufnahme dieses Wortes zuschreiben kann. — Das lat. *cuppa* nahm später auch die Bedeutung ‚Trinkgefäß, Becher' an. Daraus entwickelte sich ahd. *chuph* ‚Kopf' mit Genuswechsel. Dies Wort bedeutete ursprünglich ebenfalls ‚Becher, Schale', wie das entsprechende englische *cup* ‚Becher, Obertasse', dann bekam es die Bedeutung ‚Hirnschale', dann fing es an das germanische Wort ‚Haupt' zu beeinträchtigen und verdrängte es im Neuhochdeutschen aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens. Unser ‚Kopf' ist also ursprünglich nichts als ein Trinkgefäß, ebenso wie das frz. *tête* aus *testa* ‚Krug'. Die Bedeutung des Wortstammes hatte sich somit vollständig geändert; aus dem ‚Becher' war das ‚Höchste, Oberste' geworden. Diese neue Bedeutung allein zeigt das erst seit dem vorigen Jahrhundert in unsere Schriftsprache aus dem Mitteldeutschen gedrungene Wort Kuppe.[1] — Das lateinische

1) Auch im Italienischen heißt *coppa* ‚Becher', daneben aber auch im neapolitanischen Dialekt ‚Gipfel'. — Übrigens hält Heyne den Ursprung der Sippe ‚Kopf' und ‚Kuppe' aus dem lat. *cuppa* nicht für wahrscheinlich; er erklärt ihn für dunkel.

orca ‚Tonne', Weingefäß hat sich im elsässischen Dialekt als Örklin erhalten, *hemina* ‚Maß' im schwäbisch-allemannischen als Imi. Entlehnt ist jedenfalls auch die Flasche, ein Wort, das sich in fast allen germanischen und romanischen Sprachen findet und schon im frühen Mittellatein als *flasco* vorkommt (ital. *fiasco*, frz. *flacon*). Wahrscheinlich kommt es vom lat. *vasculum* ‚kleines Gefäß' (so Diez). Die Flaschen des Mittelalters waren übrigens aus Holz, Blech oder Ton. Erst seit dem 15. Jahrhundert sind unsere enghalsigen Glasflaschen aufgekommen. — Zur Dichtung der Weingefäße bediente man sich des Peches, das wohl nicht lange vor 600 aus *pic-em* entlehnt wurde (ahd. *peh*, selten *pfich*).[1] Die Öffnung zum Eingießen des Weines trägt im mhd. den Namen *pfunt*, *punct* oder *spunt*, jetzt Spundloch; das Wort kommt vom lat. *puncta* ‚Stich, Loch' her.

Der solide Steinbau und die mühevolle Kultur der Rebe mußte eine gründliche Umwandlung im häuslichen und wirtschaftlichen Leben der deutschen Nation hervorbringen. Tacitus sagt noch Germ. 14: „träge und unmännlich erscheint es ihnen, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen kann." Jetzt wurde das allmählich anders. Die Deutschen, wenigstens des Westens und Südens, erbauten sich nun aus Steinen festgefugte Wohnhäuser, sie betrieben eine Kultur, die nur bei jahrelang fortgesetzter, stetiger Arbeit und bei

1) Pogatscher S. 64. 240. Vgl. S. 6.

kunstgerecht technischem Verfahren lohnte. Für ein oder ein paar Jahre Steinhäuser bauen und Weinberge anlegen und dann aufbrechen und anderswo dasselbe von vorn beginnen, ist eine Unmöglichkeit. Der Wandertrieb, der Drang nach Schlacht und Sieg, nach Ruhm und Beute mußte sich nun mäßigen, wogegen andere Triebe, die bis dahin in der Seele des deutschen Mannes mehr oder weniger geschlummert hatten, erwachten. Aus den kühnen und abenteuerlustigen Recken, denen die Ruhe mißfiel (Tac. Germ. 14: ingrata genti quies), wurden nun mit der Zeit betriebsame und fleißige Bauern, die in harter Arbeit dem Walde Rodung auf Rodung, dem Boden Pflanzung auf Pflanzung abgewannen.

Kapitel V.

Landwirtschaft und Gewerbe.

Zugleich mit der Weinrebe und in ihrem Gefolge wurden den Germanen die Obstarten und Gartengewächse des Südens bekannt, die in den sonnigen Flußtälern und auf den Berghängen des westlichen und südlichen Deutschlands nicht minder gediehen wie der Weinstock. Vor der Bekanntschaft mit den Römern kannten sie nicht die Gaben des Herbstes, nicht einmal seinen Namen: autumni perinde bona ac nomen ignorantur (Tac. Germ. 26). Dagegen wird im ältesten, vorchristlichen Bestandteile der lex Salica der Einbruch

in einen *hortus*, Obstgarten, bereits mit fünfmal so großer Strafe belegt als der Felddiebstahl.[1] Die folgende Übersicht zeigt, in welch' bedeutendem Umfange sich die Deutschen noch vor dem Abschluß der hochdeutschen Lautverschiebung, also in der Merowingerzeit und früher, die südliche Gartenkultur angeeignet haben. Zugrunde liegen den Bezeichnungen der Obstsorten fast durchweg die lateinischen Pluralformen auf *-a*, aus denen wegen der Gleichheit der Endung im Deutschen wie im Französischen meist feminina singularis hervorgegangen sind.

Die deutschen Bezeichnungen der Kirsche sind nicht unmittelbar aus lat. *cerasa* (plur. von *cerasum*) entstanden, sondern ebenso wie die romanischen Ausdrücke *cerise* und ital. *ciriegia* aus einem *ceresia* (wohl = *ceresea* von einem Adjektivum *ceraseus, cereseus*); dies wurde deutsch teils durch *kerisa* zu *kirisa* und weiter ahd. *kirsa*, agf. *cirisbéam*, teils zu *krêsia*, woher die allemannische Form Chriesi.[2] Die Kirsche kam vor der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. nach Italien (Plin. 15, 25, 30), wo nur eine Sauerkirsche einheimisch war; sie wurde sehr gern gegessen und verbreitete sich rasch. Zu des Plinius Zeit gedieh sie bereits in Britannien, Belgien und am Rhein. Die oberrheinische Tiefebene ist ein Hauptmittelpunkt für ihre Verbreitung in Deutsch-

1) Waitz, Das alte Recht der salischen Franken S. 236. Lauenstein, Der deutsche Garten des Mittelalters S. 4.

2) Unmittelbarer Anschluß an lat. *cerasa* liegt dagegen vor in den ahd. Zusammensetzungen *cherseperi* und *cherseboum*, sowie im mhd. *kerse*.

land gewesen und gehört noch jetzt zu unseren reichsten Kirschenländern.[1]

Von den beiden Pflaumenarten, die es in Deutschland gibt, ist die eine aus Italien zu uns gekommen und trägt daher den lateinischen Namen *pruna*, woraus ahd. *pfrûma*, agf. bereits *plûme* mit *l* wurde (s. S. 7), die andre ist nicht nur in Süd-, sondern auch in Mitteleuropa früh bekannt gewesen. Doch weist ihr älterer Name Krieche, ndd. Kreike ebenfalls auf Entlehnung hin. Denn er ist schwerlich von dem kriechenden Wurzelstock hergenommen[2] — im Niederdeutschen gibt es kein ‚kriechen', sondern nur ‚krupen' —, sondern wohl aus *Graeca* entlehnt (vgl. S. 17). Über ihren späteren Namen ‚Zwetsche' s. II, 135.

Höher als heutzutage wurde früher bei uns die Quitte geschätzt, wegen ihrer prachtvollen goldgelben Farbe und ihres durchdringenden Duftes; man bereitete aus ihr Quittenwein, Quittenhonig und Quittenmus. Ihre Heimat ist das pontische und kaspische Asien. Den Namen aber empfing die Frucht von der kretischen Stadt *Cydonēa*, wo die Griechen zuerst den gelben Apfel kennen lernten und *μῆλον κυδώνιον* benannten. Die Römer sagten neben *cydonia* auch *cotonea*, und beide Formen sind ins Deutsche übergegangen: ahd. *chutina* und *cottana*, *cozzana*.[3]

1) Fischer-Benzon 149.
2) Fischer-Benzon 152, A. 2.
3) Schrader bei Hehn 243.

Der Pfirsich, von dem schon S. 2 gesprochen worden ist, wurde schon seit Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr., als die römische Staatsmacht nach dem Sturze des Mithridates bis Armenien und bis zum Südrand des Kaspisees vorgedrungen war, in Italien angepflanzt und seine Früchte teuer bezahlt. Mit ihm zugleich kam die „armenische Pflaume", die Aprikose nach Europa. Vom Pfirsich wußte man nur, daß er irgendwo hinter Kleinasien, etwa im Perserlande zu Hause sei, und nannte ihn daher ‚persischen Apfel' malum *Persicum*.[1] Die Aprikose hat erst im 17. Jahrhundert auf vielverschlungenen Wegen ihren jetzigen Namen erhalten, in älterer Zeit begriff man sie mit unter der Bezeichnung ‚Pfirsich'[2]; daher werden weder im Capitulare de villis noch im St. Gallischen Klosterbauplan (s. unten S. 70) Aprikosenbäume gesondert angeführt, woraus man ebensowenig wie aus dem Fehlen eines besonderen Namens auf spätere Einbürgerung der Aprikose in Deutschland schließen darf.

Die Wallnuß trägt ihren südlichen Ursprung ebenfalls in ihrem Namen zur Schau (s. S. 12), die Kastanie muß bereits vor der Auswanderung der Angelsachsen im westlichen Deutschland gepflanzt worden sein; denn dem ahd. *chestinna* entspricht agl. *cistenbéam*, engl. *chestnut*. Das Wort stammt ursprünglich

1) In Wirklichkeit stammen beide Bäume, Pfirsich und Aprikose, aus dem östlichen Asien, China, Mandschurei, Turkestan usw., waren aber im ersten Jahrhundert v. Chr. bereits bis Vorderasien vorgedrungen. Hehn 418f.

2) Fischer-Benzon 154. — Vgl. II, 181.

aus dem Armenischen (Schrader bei Hehn 387); die Grundform der deutschen Worte ist nicht castanea, sondern mlat. *castinia,* unser heutiges ‚Kastanie' ist eine späte gelehrte Annäherung an die korrekt lateinische Form. Das alte *kestina* lebt fort in elsässischen Ortsnamen wie ‚Kestenholz' und als ‚Kästen' in süddeutschen Volksmundarten.

Von Kukurbitaceen ist in jener ältesten Zeit nur der Kürbis und die Melone zu uns gekommen. Das lateinische *cucurbita* bezeichnet nur den Flaschenkürbis oder die Kalebasse; es wurde ahd. mit Abstoßung der Reduplikation zu *churbiz;* die Angelsachsen nahmen das Wort als *cyrfet* mit nach Britannien. Diese Kürbisse dienten als Gefäße. Man stellte auch kleinere Gefäße in sie hinein, um das Getränk frisch zu erhalten.[1] Die echten Kürbisse dagegen waren dem Altertum und Mittelalter noch fremd; sie stammen wahrscheinlich aus Amerika.[2] Für die Melone ist die älteste deutsche Bezeichnung Pfebe, noch bei Luther 4. Mos. 11, 5, ahd. noch unverschoben *pepano,* daneben aber verschoben *pfedamo;* das Wort kommt aus dem lat.-griech. *pepon,* eigentlich ‚reif', welches die Wassermelone bezeichnet, während *melopepon,* woraus im 15. Jahrhundert durch Vermittelung des italienischen *mellone* unsere Melone wurde, ursprünglich die Zuckermelone bedeutet zu haben scheint. Doch kommen Verwechslungen schon frühe vor.[3]

1) Lauenstein, Der deutsche Garten des Mittelalters S. 15.
2) Engler-Schrader bei Hehn 313. Fischer-Benzon 91.
3) Fischer-Benzon 94. — Vgl. II, 194.

Einige andere Obstarten zeigen lautlich keinen Anhaltspunkt für die Zeit ihrer Entlehnung, doch dürfen wir ihre Aufnahme wohl schon in diese Periode setzen. Zunächst eine Frucht, die heutzutage keine Bedeutung mehr hat und höchstens noch als Zierstrauch gezogen wird, die aber früher, als das Obst noch seltener war, höher geschätzt wurde, weil sie auch in rauhen Lagen gedeiht[1], die Mispel, ahd. und lat. *mespila;* sodann die Kornellkirsche, ahd. *cornul-baum* aus mlat. *cornolium* und die Maulbeere, *mûrberi* aus *morum,* aus deren angenehm säuerlich schmeckenden Früchten man den Fruchtwein bereiten lernte, den die Römer *moratum* nannten und der im mhd. danach *môraz* heißt.

Der Mandelbaum ferner war schon vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung aus seiner syrischen Heimat über Griechenland nach Italien vorgedrungen, wo sein semitisch-griechischer Name *ἀμυγδάλη* zu *mandola* umgebildet wurde, das im Ahd. als *mandala* erscheint. Noch jetzt wird dieser schon im Vorfrühling durch seine sanftrötlichen Blüten das Auge erfreuende Baum am Rhein und in der Pfalz gezogen und bringt auch reife Früchte, gedeiht aber nur in sehr geschützten Lagen. Weiter nach Osten und Norden kommt er nicht mehr fort. Noch ungünstiger ist unser Klima für den Feigenbaum (ahd. *fîga* aus romanischem *figa*), der in Deutschland nur selten und an ganz geschützten Stellen reife und süße Früchte bringt. Natürlich konnte man bei dem

1) Fischer-Benzon 148.

Bekanntwerden der einzelnen Kulturpflanzen nicht wissen, wie weit sich der Anbau einer jeden in unserm deutschen Klima lohnen würde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man anfänglich mit allen den Versuch der Akklimatisation machte. Noch Karl der Große befahl im capitulare de villis von 812 (cap. 70) neben den noch jetzt üblichen Gartengewächsen die Zucht von Mandel- (amandalarii), Lorbeer- (s. S. 74) und Feigenbäumen, ja selbst von Pinien, und in dem Entwurf eines Lokalbauplans für ein begütertes Kloster, wie er in St. Gallen aus dem Jahre 820 erhalten ist[1], finden wir neben Mandeln, Maulbeeren, Kastanien, Mispeln und den gewöhnlichen Obstbäumen ebenfalls den Lorbeer, die Feige und die Pinie. Man sah eben zu, wie weit man mit diesen südlichen Gästen kam.

Zwei Obstarten, noch dazu gerade die wichtigsten und verbreitetsten, sind soeben nicht mitgezählt worden, der Apfel und die Birne, und zwar aus entgegengesetzten Gründen. Die Birne ist nämlich in unserem Garten wie in unserer Sprache jüngeren Datums. Sie ist erst nach der Lautverschiebung in christlicher Zeit zu uns gekommen. Freilich möchte wohl jedermann geneigt sein, die Bekanntschaft der Deutschen mit der Birne für älter zu halten als die mit dem Pfirsich, aber allgemeinen unbestimmten Erwägungen darf man in solchen Dingen nicht trauen; entscheidend ist allein die Lautgestaltung. Das Wort lautet ahd. *bira* — unser heutiges ‚Birne' ist

1) Herausgegeben von Ferdinand Keller, Zürich 1844.

erst aus dem plur. *birn* des mhd. *bir* hervorgegangen —, was zurückgeht auf lat. *pira* (plur. von *pirum*). Wäre dieses Wort vor der Lautverschiebung zu uns gekommen, so wäre ahd. *pfira* daraus geworden und wir hätten heutzutage keine ‚Birne', sondern eine ‚Pfirne'.

Der Apfel dagegen muß bereits lange vor Beginn unserer Zeitrechnung zu den Germanen gelangt sein, weil das *p* des Wortes (agf. *æppel*, altnord. *epli* usw.) einem *b* der anderen Sprachen entspricht: keltisch *aball;* das Wort muß also schon die erste gemeingermanische Lautverschiebung mitgemacht haben. Es findet sich übrigens nur in den nordeuropäischen Sprachgruppen: keltisch, germanisch, litauisch und slawisch. Wahrscheinlich stammt der Name dieser herrlichsten und verbreitetsten aller Baumfrüchte von der kampanischen Stadt *Abella* (jetzt Avella vecchia), welche durch ihre Obstzucht vor allen italischen Städten hervorragte. Von ihr hat die Haselnuß den Namen abellana (nux) erhalten, sie rühmt Virgil Aen. VII, 740 ausdrücklich als äpfelreich (malifera Abella), und warum soll nicht wie der Pfirsich von einem Lande, wie die Quitte von einer Stadt, so auch der Apfel von einer Stadt benannt worden sein? Das Wort *abellanum* (nämlich *malum*) könnten leicht die Kelten von ihren um 400 v. Chr. begonnenen Raubzügen samt der Frucht selbst mit nach Norditalien gebracht und dann ihren Stammesgenossen jenseits der Alpen weitervermittelt haben.[1] Von diesen ist es dann

1) Allerdings ist *malum abellanum* nicht, wie *nux abellana*, aus dem Lateinischen überliefert, aber schon in

zu den Germanen und durch diese zu den Litauern und Slawen gekommen. Aus der südlichen Herkunft der Namen folgt keineswegs, daß die Gewächse nicht im wilden Zustande in Deutschland heimisch gewesen seien. Im Gegenteil erwähnt Tac. Germ. 23 poma agrestia unter den Tafelgenüssen der alten Germanen; damit sind Holzäpfel gemeint, deren Säure der rohen Zunge unserer Vorfahren also nicht unerträglich erschien. In den schweizer Pfahlbauten hat man ferner den Samen sowohl von wilden Äpfeln als Birnen gefunden (Schrader bei Hehn 595). Die fremde Benennung rührt, wie so oft, nicht von der Neueinführung einer unbekannten Sache, sondern von dem Neugebrauch, der Veredlung, der kulturellen Verwendung eines schon bekannten Gegenstandes her.[1]

Echtgermanisch ist von sämtlichen Fruchtarten nur die wildwachsende ‚Beere' und der Kollektivausdruck ‚Obst'. Von Gemüsen und Gartengewächsen hatte die germanische Hausfrau vor der Berührung ihres Volkes mit der römischen Kultur nur Erbsen, Bohnen, Möhren und Rüben zur Verfügung. Gewürze waren ganz unbekannt: sine blandimentis expellunt famem (Tac. Germ. 23); nur das Salz stand in hoher Wertschätzung; um Salzquellen wurden gelegentlich große Schlachten geschlagen: eadem aestate (a. 58) inter Hermunduros

einem irischen Glossar aus dem 9. Jahrhundert ist irisches *aball* aus *malum abellanum* hergeleitet (Stokes, three Irish glossaries, London 1862 S. 43. 45). — Vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 400 und bei Hehn S. 594.

1) Schrader, Vorrede zu Hehn XV.

Chattosque certatum magno proelio, dum flumen gignendo sale fecundum et conterminum vi trahunt (Tac. Ann. 13, 57), ein Fluß, mit dem die Werra oder die fränkische Saale gemeint sein muß; noch jetzt befinden sich Salzwerke an beider Flüsse Ufern.

Es kamen jetzt zur Bereicherung des dürftigen Küchenzettels und zur Würzung der Speisen eine ganze Reihe von Gemüsen, Küchenkräutern und Gewürzen hinzu: der Kohl, *chôlo* von *caulis*[1], und sein Genosse, der Kappes oder Kopfkohl, *chapuz* von romanisch erweichtem *cabut*, die Beete (rote Rübe) ahd. *bieza* aus *beta*, agf. auch *næp* ‚Steckrübe' aus *napus*, die Kichererbse, *chichura* aus dem Plur. *cicera*, die in Deutschland früher noch weit mehr angebaut wurde als jetzt und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Ersatz für Kaffee diente[2], die Linse, *linsi* statt zu erwartendem *linzi* von *lent-em*, der Rettich, *râtih* von *radic-em*, die Minze, *minza* aus *menta*, deren zahlreiche und sehr verschiedene Arten ehemals sehr beliebt waren, weil man der Pflanze die mannigfachsten Kräfte zuschrieb, der Kümmel, *chumin*, *chumil* aus *cuminum*, der Senf, schon got. *sinap*, ahd. *senaf* aus *sinapi*, der Porree, *pforro* aus *porrus*, der Eppich, *epfich* aus *apium*, eigentlich ‚Bienenkraut', weil diese der Petersilie

1) Die Entlehnung des Wortes wird nicht durch die Frage berührt, ob der wilde Kohl in Deutschland einheimisch war, wie Schrader in der Vorrede zu Hehn S. XVI behauptet, oder vielmehr in den Mittelmeerländern, wie Fischer-Benzon S. 112 angibt. Vergl. das auf der vorigen Seite Bemerkte.

2) Fischer-Benzon S. 101.

und dem Sellerie verwandte Doldenart von den Bienen sehr geliebt wird, der Fenchel, *fenalhal* aus *foeniculum*, von seinem heuartigen Geruch so genannt, der noch jetzt in Süddeutschland viel gebaut wird und als Brotwürze dient, früher auch als Arzneimittel sehr geschätzt war[1], ferner der Kerbel, *chervola* aus *caerifolium*, agf. *cerfille*, der Koriander, *chullantar* aus *coriandrum*, früher ebenfalls ein Heilkraut, der Quendel, *konala*, *quenala* aus *conila*, endlich der herrlich duftende Lorbeer, *lôrberi* aus *laurus* ‚Beere des Lorbaums'. Dieser gedeiht in Deutschland im Freien allerdings nicht, aber seine Blätter und Beeren sind von jeher ein geschätztes Arzneimittel gewesen und ebenso als Würze zur Speisebereitung benutzt worden.[2] Auch die Eßbarkeit der Edelpilze lernten die Deutschen erst durch die römische Kultur kennen; denn das Wort Pilz, *buliz*, stammt aus dem lat. *boletus* (*βωλίτης*).

Als Zierbaum empfahl sich durch sein herrliches Grün, das im Frühling eher als das der Laubbäume das Auge erfreut, die einzige nadelabwerfende Konifere, die es in unseren Breiten gibt, die Lärche (s. S. 7). In den Gärten der römischen Villen sahen die Germanen auch mit Staunen die seltsamen Tiergestalten und Buchstaben, die aus einem ihnen unbekannten immergrünen Ziersträuche vom topiarius zurechtgeschnitten waren (Plin. ep. 5, 6). Sie benutzten diesen *buxus* bald ebenfalls als Beeteinfassung und lernten das eisenharte, dichte,

1) Fischer-Benzon S. 132.
2) Fischer-Benzon S. 48; s. o. S. 54.

unvergängliche und tadellos glatte Holz des *buhs-boum* zum Gebrauch für allerhand kleinere Gefäße und Geräte schätzen; auch als Heilpflanze wurde der Buchsbaum in Deutschland gebraucht.[1] Auffallend muß es erscheinen, daß auch die Bezeichnung des Schilfes aus dem Latein entlehnt ist (*sciluf* durch die Grundform *skilpus* aus *scirpus*), obwohl es doch sicher in Deutschland genug Schilf gab. Man darf wohl annehmen, daß die Kunst des Binsenflechtens den Anlaß zur Übernahme des Wortes gab; von den Römern wurden nicht bloß Körbe, sondern auch Fischreusen, ja Weingefäße aus Binsen geflochten (cuppas vinarias scirpare bei Varro sat. Men. 116); die Deutschen werden sich diese nutzbare Kunst von ihnen angeeignet haben.

Eine rationelle Garten- und Obstkultur war nur möglich, wenn man auch die Tätigkeit des Veredelns erlernte. Die deutsche Sprache hat dafür drei Ausdrücke, sämtlich dem Lateinisch-Romanischen entlehnt. Erstens pfropfen abgeleitet vom ahd. *pfropfo* ‚Setzling', das vom lat. *propago* herstammt, zweitens pelzen aus lat.-rom. *peletare* (provenz. *empeltar*, engl. *to pelt*), welches von *pellis* ‚Rinde' abgeleitet ist, drittens impfen *impfitôn*, *impfôn*, agf. *impian*. Dieser Ausdruck hängt zusammen mit dem frz. *enter* (für *empter*) ‚pfropfen' und beide weisen auf das lat. *imputare* zurück. Da dieses aber im Altertum eine geistige Bedeutung hat, im Mittelalter nur ‚beschneiden' = amputare bedeutet,

1) Fischer-Benzon S. 49.

so müssen wir annehmen, daß daneben in der Provence und dem westlichen Oberitalien ein anderes gleichlautendes Verbum existiert hat, welches auf das griechische *ἐμφυτεύω* ‚einpflanzen' zurückgeht und möglicherweise von Massalia aus den Obstzüchtern jener Gegenden bekannt geworden und von da aus an den Rhein gedrungen ist[1]; eine romanische Zwischenstufe *impo(d)are* erklärt die deutschen Formen hinlänglich.[2] Jetzt gebraucht man das Wort ‚impfen' fast nur noch im medizinischen Sinne, in welchem es seit dem 18. Jahrhundert von England aus zu uns gekommen ist. Den Setzling, Schößling, Absenker bezeichnete die lateinische Sprache auch durch *planta*. Dieser Ausdruck hat im Deutschen einen wahren Siegeslauf gehalten; er wurde als Pflanze (*pflanza*) auf jedes mit Stengel und Kraut versehene Gewächs, zuletzt auf alles, was aus der Erde wächst, vom Baum bis zum Moose übertragen. — Eine andere Tätigkeit, die der Winzer und Obstzüchter nicht entbehren kann, ist die des kunstgerechten Abnehmens der Trauben und Früchte. Dafür muß es im Spätlateinischen ein Verbum *piluccare* gegeben haben; denn im ital. heißt *piluccare* ‚Trauben abbeeren', im frz. *éplucher* pflücken, ags. *pluccian*, engl. *to pluck*. Dies *piluccare*

1) So Hehn S. 425.

2) Schrader bei Hehn S. 426 führt die längere Form *impfitôn* auf *ἐμφυτεύω*, die kürzere *impfôn*, ags. *impian* durch ein zu erschließendes *impuare* auf *ἐμφύω* zurück. — Im mittelfränkischen Dialekt wird noch jetzt possen gebraucht, das wohl direkt von *putare* mit Verschiebung des *t* herrührt. Orth, Weinbau und Weinbereitung der Römer (1902, Programm), S. 16.

ist wohl als eine Weiterbildung von *pilare* ‚Haare ausrupfen' anzusehen.

Es ist nur natürlich, daß mit der Verfeinerung und Vermehrung der Genußmittel eine Verfeinerung der Speisezubereitung Hand in Hand ging. Die ausgebildete südliche Kochkunst, wie sie den Germanen in den römisch-gallischen Villen und Klosterküchen entgegentrat, gab dazu Anleitung, Muster und Kunstausdrücke. Ursprünglich bereiteten die Germanen ihre Speisen auf dem Herde, der sich im Wohnraume des Hauses befand. Jetzt lernten sie einen besonderen Wirtschaftsraum zur Bereitung der Speisen kennen, der in der Vulgärsprache *coquina* oder *cucina* hieß (wovon frz. *cuisine*). Im Hochdeutschen mußte *kuchina* daraus werden, die Küche, dialektisch noch jetzt Kuchen oder Kuchel. Auch die Angelsachsen nahmen die Bekanntschaft mit der *cycene* bereits mit übers Meer. Ursprünglich kannte man ferner nur das einfache Sieden der Speisen, jetzt lernte man das kunstgerechte Kochen, *chochôn* aus *coquere*, mit Gewürzen und Schmälzung; wo solche Zusätze nicht angänglich sind, z. B. bei Eiern, bedienen wir uns auch jetzt noch bezeichnenderweise gern des alten Ausdrucks ‚sieden'. Ursprünglich bereitete die germanische Hausfrau selbst die Speisen, jetzt lernte man eine dienende Wirtschaftsperson kennen, die sich berufsmäßig mit der feineren Speisebereitungskunst abgab, den Koch, *coch* aus *coquus* oder vulgärem *cocus* (agf. *coc*).

Auf keinem Gebiete aber zeigt sich die ursprüngliche Dürftigkeit, der Mangel an häuslichem Komfort,

krasser als in der Ausstattung der Küche mit Gefäßen und Geräten zur Speisebereitung. Unsere geläufigen Ausdrücke auf diesem Gebiete — mit Ausnahme etwa von Topf, Napf, Kelle, Sieb und Quirl sowie der eigentlichen Eßwerkzeuge, Löffel und Messer (über Gabel s. S. 13) — sind sämtlich lateinisch-romanisch. Das Becken, *becchîn,* stammt vom mlat. *baccinum,* woher auch frz. *bassin;* das Wort ist wohl eine Weiterbildung des von Isidor (Orig. XX, 5, 4) erwähnten *bacca* ‚vas aquarium', hängt auch vielleicht mit ‚Becher' zusammen (s. S. 59). Die Pfanne (*pfanna,* engl. *pan*) stammt aus dem mlat. *panna,* was seinerseits wohl eine Zusammenziehung von *patina* ist. Ein Abkömmling der Pfanne ist wahrscheinlich der Pfennig, ahd. *pfenning,* doch leiten ihn andere wegen der Nebenform *pfenting* aus ‚Pfand' ab. Der Kessel, *chezzil* oder *chezzin* (schon got. *katils,* ags. *cytel*) ist das lat. *catinus* oder dessen Verkleinerungsform *catillus,* welches ‚Schüssel' bedeutet.[1] Die Schüssel selbst, *scuzzila,* ist lat. *scutula, scutella* (frz. *écuelle*). Das Wort bedeutet in unserer älteren Sprache auch ‚kleiner Tisch', wie andrerseits Tisch eigentlich eine ‚Schüssel' bezeichnet. Das ahd. *tisc* wie das ags. *disk* haben noch beide Bedeutungen: ‚Schüssel' und ‚Tisch', engl. *dish* nur die erste, ‚Schüssel', dann weiter ‚Gericht'. Zugrunde liegt lat. *discus* ‚Wurfscheibe', dann ‚flache

1) Heyne nimmt bei ‚Kessel' wiederum deutsche, aber dunkle Herkunft an. — Abgestorben sind ahd. *chuhma* aus *cucuma* ‚Kochgeschirr', *gebiza* ‚Eßgeschirr' aus lat.-rom. *gabata, labal* ‚Gefäß für Flüssigkeiten' aus mlat. *labellum* und got. *aúrkeis* aus *urceus.*

Schüssel', dann ‚Tisch'. Der Bedeutungsübergang von ‚Schüssel' zu ‚Tisch' erklärt sich aus der Sitte des früheren Mittelalters, wonach man zu zwei und zwei an besonderen kleinen Tischen mit abhebbarer Platte zu speisen pflegte. Die Schüssel, aus der beide Personen gemeinsam aßen, wurde mit der Platte zugleich aufgetragen und wieder abgenommen. Daher auch die Redensart ‚die Tafel aufheben', daher ‚Gang' = Gericht, daher auch ‚Schüssel' = Gericht, wenn man z. B. von fünf oder sechs Schüsseln redet, die es gegeben habe.[1] Möglicherweise übrigens vollzog sich der Bedeutungswandel gerade umgekehrt so, daß *discus* zuerst die runde Präsentier- und Aufsatzscheibe bezeichnete und der Ausdruck von dieser auf die daraufstehende Schüssel übertragen wurde.

Die Obst- und Gemüsezucht sowie die Kochkunst empfingen die Germanen von den Römern als etwas schlechthin Neues. Den Ackerbau kannten sie bereits, wie wir gesehen haben (S. 48), aber er war primitiv und empfing durch die römische Kultur mannigfache Anregungen und Verbesserungen. Zu den heimischen Getreidearten, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Hirse[2] kamen durch die Bekanntschaft mit der hochentwickelten römisch-gallischen Agrikultur drei neue hinzu: die Wicke,

1) Vgl. meine Ausgabe des Ruodlieb S. 98 ff., Grimms Wörterbuch unter ‚aufheben' 3. — Daß die Entlehnung des Wortes ‚Tisch' sehr alt sei, schließt Pogatscher S. 62 aus der Erhaltung des *i*.

2) Weizen, Gerste und Hirse finden sich bereits in den deutschen Pfahlbauten der Steinzeit. Schrader bei Hehn S. 545.

wiccha aus *vicia*, der Fench, *fenih* aus *panicum*, eine besondere Hirseart[1], und das italienische Hauptgetreide, der Spelt in der Doppelform *spelza* und *spelta*, je nachdem lateinisches *spelta* oder romanisches *spelda* zugrunde lag. Noch vor kurzem bildete er unter dem Namen ‚Dinkel' die Hauptgetreideart in Schwaben (vgl. Dinkelsbühl).[2]

An neuen Ackerwerkzeugen empfingen die Germanen von den Römern die zweizinkige Gabel, Furke genannt, *furcha* aus *furca*, das Pflugmesser ags. *culter*, in norddeutschen Dialekten Kolter aus *culter*, die Sichel, *sichila* schon den Angelsachsen als *sicol* bekannt, also schon im 4. Jahrhundert entlehnt aus dem von Varro de ling. lat. 5, 137 als vulgär-kampanisch angeführten *secula*, abgeleitet von *secare*. Ferner statt des alten einfachen *driskil* ein neues Werkzeug zum Dreschen, den Flegel, *flegil*, ags. *fligel* aus *flagellum*, das bereits in der Vulgata den Dreschflegel bezeichnet (frz. *fléau*), endlich die Wanne, *wanna* aus *vannus* mit der Grundbedeutung Getreideschwinge. Eine merkwürdige Doppelbedeutung hat der Stiel. Schon das lat. *stilus* bedeutete sowohl den Pflanzenstengel, wie ein Gartengerät; beide Bedeutungen übernahm das ahd. *stil* und entwickelte

1) Dasselbe bedeutet ahd. *milli* aus *milium*. Auch das nordische Getreide, der Hafer, erscheint ahd. mit lat. Bezeichnung *evina* aus *avena*. Der Hafer wurde nicht, wie man gemeint hat, erst durch die Römer aus Deutschland nach Südeuropa gebracht, sondern schon vor Theophrast dort angebaut. Schrader bei Hehn S. 539.

2) Dahn, Urgeschichte II, S. 451.

noch die der Handhabe eines jeden Gerätes hinzu. Die von der Ernte zurückgebliebenen Halmstiele hießen spätlat. *stupula* (für *stipula*), woraus frz. *étouble*; die Deutschen machten *stupfala* daraus, und erst durch Luther kam statt des hochdeutschen ‚Stupfel' das niederdeutsche Stoppel in Gebrauch. Alle Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaus aber bezeichnete der Römer mit dem Ausdruck *fructus*, woher unser Frucht, *fruht*.

Eine weitere wesentliche Errungenschaft für Tisch und Bett der Deutschen bildete die Einführung der südlichen Geflügelzucht. Zwar das Federvieh selbst, Gans, Ente, Huhn, Taube usw. war den Deutschen schon längst bekannt. Aber die Zucht des Geflügels war in der Urzeit nur eine sehr dürftige. Sie erfordert solidere Wohnungsverhältnisse als ein halbnomadisches Volk besitzt, und der angehende Ackerbauer fürchtet zudem die pickenden Vögel, weil sie den ohnehin nur notdürftigen Ertrag seiner Äcker schmälern. Was die Germanen veranlaßte, dem Federvieh eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, war die Nachfrage der römischen Händler nach Gänsefedern. Gänse gediehen in dem wasserreichen Lande vortrefflich und ihre weichen Federn wurden massenhaft nach Italien exportiert zur Herstellung von Polstern und Kissen aller Art. Plinius klagt hist. nat. 10, 22, 27, daß „jetzt selbst der Männer Nacken ohne dies Werkzeug der Üppigkeit nicht mehr dauern können". Die eifrige Nachfrage der Händler nach *pluma* brachte das Wort *plûma*, Flaum in unsere Sprache, welches das einheimische ‚Daune' aus Oberdeutschland wenigstens

verdrängt hat. Die obengenannten Luxusgegenstände müssen auch von den Germanen selbst benutzt worden sein. Denn drei der betreffenden Ausdrücke sind in unsere Sprache schon früh aufgenommen worden, vor allem der Pfühl, *pfuliwi* aus *pulvinus*, der durch das ags. *pyle, pylwe* als sehr altes Lehnwort erwiesen wird, sodann das mundartliche Zieche, *ziahha* ‚Bettdecke' aus *theca*, endlich das Kissen, *cussîn* aus mlat. *cussinus*, welches seinerseits durch *culcitinum* von *culcita* oder *culcitra* ‚Matratze' abgeleitet ist.

Mit der Ausbreitung einer rationellen Geflügelzucht hängt ferner zusammen die Übernahme von *cavea*, vulgär *cavia*, Käfig (ahd. *chevia*) — das entsprechende deutsche Wort ‚Bauer' bedeutet ursprünglich allgemein ‚Wohnung, Haus' —, ferner die von Pips, der bekannten Hühnerkrankheit, welche noch vor einigen Jahrhunderten Pfipfs hieß, ahd. *pfipfiz* aus mlat. *pipita*, einer Umbildung von *pituita*. Für den Federwechsel des Geflügels war der lateinische Kunstausdruck *mutare*, wovon mlat. das Substantivum *muta* gebildet wurde (frz. *muer, mue* nach Schwächung des *t* zu *d*). Im Ahd. ist davon abgeleitet *mûzzôn* sich mausern und mhd. die *mûze* Mauser. Die regelrechte Verschiebung des *t* zu *z* hat sich im mundartlichen ‚maußen' erhalten, sonst ist Schwächung zu *s* eingetreten. Das Alter der Entlehnung beweist auch das ags. *bi-mutian* ‚tauschen, wechseln'. Das Wort wurde später besondrer Kunstausdruck der Falknerei, wo das Adjektivum mausig das Federspiel bezeichnete, das sich gemausert hat und

nun zur Jagd geschickt ist. Daher stammt die Redensart ‚sich mausig machen', die eigentlich besagen will ‚sich tüchtig, geschickt machen', dann nur so tun als ob man es wäre. Der Falke selbst begegnet im Lateinischen seit dem 4. Jahrhundert als *falco*, findet sich auf germanischem Gebiet schon als longobardischer Eigenname *Fulco*, dann ahd. als *falcho*. Die gewöhnliche Ableitung ist die vom lat. *falx*, also ‚Sichelträger, Krummschnabel', doch steht sie keineswegs fest.[1]

Sicher aus dem Süden durch die Römer zu uns gelangt ist dagegen der Pfau, *pfâwo* aus *pavo*. Dieser glänzende Ziervogel ist — wie auch das ags. *pawa* und *pea* (engl. *peacock*), beweist — schon früh in Deutschland eingeführt und hat sich das ganze Mittelalter hindurch einer großen Wertschätzung zu erfreuen gehabt. Seine strahlenden Federn und seine auffallenden Farben mußten dem noch ungebildeten Geschmack besonders gefallen. Pfauenfedern trug das Edelfräulein als Kranz um den Hals, der Ritter am Hut auf dem Kopfe. Das Hauptstück bei Prunkmahlzeiten war der gebratene Pfau. Ihn trug noch im vollen Schmuck seines Gefieders die Frau des Hauses unter Trompetengeschmetter auf silberner Platte den Gästen zu.[2] Bei einem anderen Ziervogel gewähren die Laute keinen Anhaltspunkt über die Zeit, wann er zu uns gekommen ist. Doch steht sachlich wohl schwerlich etwas im Wege, sein Bekannt-

1) Schrader S. 374 ist mehr für barbarischen als für romanischen Ursprung des Wortes.

2) Hehn S. 350.

werden in Germanien mit dem des Pfaus gleichzeitig zu setzen. Es ist der Vogel vom Phasis am Pontus, der *fasianus, fasân.* In den römischen Parks wurde das prachtvoll geschmückte und köstlich schmeckende Tier massenhaft gezogen und spielte auch auf der Tafel eine Hauptrolle. Karl der Große befahl im capitulare de villis die Züchtung des Fasans, den sich das Volk dann zum ‚Fashahn' machte und ihm ein ‚Fashuhn' beigab.

Dafür daß auch die Viehzucht an der allgemeinen Beeinflussung des Lebens durch die römische Zivilisation teilgenommen hat, haben wir nur wenige aber gewichtige sprachliche Zeugnisse. Vor allem das Pferd, ein Lehnwort mit merkwürdiger sprachlicher Vorgeschichte. Das ursprünglich keltische Wort *reda* wurde in der Kaiserzeit Bezeichnung der kleinen zweirädrigen Wagen, welche den Verkehr zwischen den Provinzialhauptstädten und den Grenzkastellen für Kuriere, Beamte und Offiziere vermittelten (reda fiscalis). Dies Wort wurde nun komponiert mit dem Stamm *vehe,* zusammengezogen *ve.* So entstand *verēdus* ‚das Kurierpferd'. Davor wurde dann noch die griechische Präposition *παρά* ‚neben' gesetzt, also *paraveredus* ‚Nebenpferd', d. h. zum Dienst auf Nebenlinien bestimmtes Postpferd. Die deutsche Sprache machte daraus bei der Übernahme *pfarifrid, pferfrit, pferit,* endlich Pferd. Das Tier war in Germanien natürlich längst einheimisch, wenn auch nicht von edler Rasse (Tac. Germ. 6: equi non forma, non velocitate conspicui); das neue Wort drängte die

alten Bezeichnungen Mähre, Ros und *ehu* (urverwandt mit *equus*) zurück, bezeichnete aber im Mittelalter nie das Streitroß, sondern nur das gewöhnliche Reit-, Fahr- und Zugtier. Mit dem Pferde kam der Zelter zu uns, *zeltâri* aus *tolutarius* ‚Paßgänger' bei Seneca ep. 87, 10, von *tolutim ire* ‚die Beine aufhebend gehen'.

Auf eine bedeutende Verbesserung der Milchwirtschaft läßt das Wort Käse schließen. Zwar nennt schon Cäsar de bell. Gall. IV, 22 den Käse unter den täglichen Nahrungsmitteln der Germanen, aber das echtgermanische Wort dafür, das altnordische *ostr* weist durch seinen Ursprung — es ist verwandt mit lat. *ius* ‚Brühe' — auf flüssige, breiige Gestalt des Käses hin, die vielleicht auch Tacitus Germ. 23 mit unter dem sonst allerdings nur saure Milch bezeichnenden lac concretum begreift. Auch Plinius 11, 41, 96 spricht den nordischen Völkern den Gebrauch des Käses ab. Es läßt sich also annehmen, daß die Germanen von den Römern eine neue bessere Bereitungsart des Käses in fester Form lernten und dafür das lateinische Wort *caseus* oder vielmehr vulgär *casius* verwandten (ahd. *châsi*). Für das Alter der Entlehnung zeugt agf. *cýse*, engl. *cheese*.

Mit dem Pferde hängt das Fuhrwesen zusammen. Hierin waren die Kelten von jeher Meister, weil sie bei ihren ausgedehnten Wanderzügen noch in historischer Zeit Weib und Kind und alle Habe auf Wagen mit sich führten. Bei ihnen lernten die Römer die großen vierrädrigen Lastwagen kennen und benannten sie mit dem keltischen Ausdruck *carrus* (vgl. oben reda). Dies keltisch-

römische Wort übernahmen wieder die Germanen als *charro,* Karre, Karren, daneben *charruh* aus *carruca,* noch jetzt mundartlich Karch. Aus demselben Wortstamm entwickelten sich später ital. *caricare,* frz. *charger* ‚belasten' und davon stammt wieder unser ‚Karikatur' = überladenes Zerrbild, Hofchargen usw. Keltisch ist vermutlich auch der Ausdruck für die Umzäunung, die zur Aufnahme der Herde bestimmt ist, der bereits im frühen Mittellatein als *parricus, parcus* vorkommt und als *pharrich,* Pferch schon im 4. Jahrhundert ins Deutsche gedrungen sein muß wegen der Übereinstimmung mit agf. *pearroc;* später im 15. Jahrhundert haben wir dann das Wort nochmals als ‚Park' aus dem Französischen entlehnt.

Ein Haustier dunkeln Ursprungs und dunkler Urgeschichte ist die Katze. Nur so viel steht wohl fest, daß das Tier samt seinem Namen in den Jahrhunderten der Völkerwanderung nach Nordeuropa gelangt ist. Dem klassischen Altertum war das Tier noch unbekannt, felis bezeichnet die Wildkatze oder den Iltis. Hehn S. 447 vermutet, daß die Zähmung dieses zierlichen aber scheuen Raubtiers der unermüdlichen Geduld der alten Ägypter gelungen sei, deren Tierfreundlichkeit in ihrer Religion eine sichere Grundlage hatte. Es bedurfte Jahrhunderte, ehe aus der scheinbar unzähmbaren, menschenscheuen Wildkatze unsere anschmiegende, zutrauliche Hauskatze werden konnte. Noch vor dem Auftreten des mönchisch-asketischen Christentums und vor dem Einbruch des Islam in Ägypten muß das Tier über Ägypten hinaus

verbreitet gewesen sein; sonst wäre es samt den religiösen Vorstellungen und Sitten der alten Ägypter wohl der Vernichtung anheimgefallen. Bekannt ist, daß man in den Ruinen von Pompeji Reste aller übrigen Haustiere, aber keine Katzenknochen gefunden hat. Es gab also damals dort noch keine Katzen.[1] Die erste mutmaßliche Erwähnung des Tieres auf italischem Boden finden wir erst im 4. Jahrhundert bei dem landwirtschaftlichen Schriftsteller Palladius, der 4, 9, 4 empfiehlt contra talpas catos frequenter habere in mediis carduetis (Artischokengärten). Mit Sicherheit aber läßt sich der Name des Tieres *catus* oder *cattus* erst um 600 nachweisen (Schrader bei Hehn S. 457). Er soll nach Hehn der Volkssprache entlehnt sein und eigentlich ‚das Tierchen, das Junge' bedeuten. Das Wort findet sich in allen europäischen Sprachen und erscheint im ahd. als *chazza* mit Lautverschiebung, davon das abgeleitete *chataro*, Kater.[2] Vielleicht hat die Katze ihre schnelle

1) Das Bild einer Katze auf einem pompejanischen Wandgemälde beweist nicht, daß die Katze dort einheimisch war. Auch ausländische Tiere wurden abgebildet.

2) Schon Hildebrand machte im Deutschen Wörterbuch s. v. Katze (Sp. 290) auf eine Stelle des Militärschriftstellers Vegetius (um 390) 4, 15 aufmerksam: vineas dixerunt veteres, quas nunc militari barbaroque usu vocant cattos. Er sieht darin unser ‚Katze'; der Vergleichungspunkt mit den Laufhallen sei die schleichende List (ähnlich sind musculus, cuniculus ursprünglich Tiere, dann Kriegsmittel). Schrader (Sprachvergleichung S. 389 und bei Hehn S. 457) schließt aus dieser Stelle, daß das Wort ursprünglich germanisch war und aus dem Germanischen erst, wie der Name des Marders, Dachses und Bibers, ins Spätlateinische, Romanische und die übrigen Sprachen Europas gedrungen sei. Natürlich bedeutete *cattus*,

Ausbreitung außer der Vermehrung der Mäuse infolge des gesteigerten Ackerbaus dem Auftreten eines bis dahin unbekannten, gefräßigen Nagetiers zu verdanken, der Ratte, *rato, ratta,* welche zur Zeit der Völkerwanderung wahrscheinlich im Gefolge hunnischer Völker Europa von Osten her überschwemmte. Die Etymologie des Namens ist unklar; man hat wohl mit Unrecht an ital. *ratto* ‚flink' und somit an das lat. *rapidus* gedacht.

Ein angenehmerer Einwanderer als diese östliche Nagerin war der Dammhirsch, *tâmo* aus *dama,* der von Südeuropa aus allmählich bis zu uns gelangt ist. Durch Volksetymologie wurde das unverständliche lateinische Wort mit ‚Damm' zusammengebracht und daher fälschlich mit zwei *m* geschrieben.

Neben der Viehwirtschaft sind nunmehr Acker-, Garten- und Weinbau die vorwiegendsten Beschäftigun-

---

chazza und *chataro* dann ursprünglich die Wildkatze. Ich gestehe, daß mir — abgesehen von der großen Unsicherheit der Lesart — nicht recht einleuchten will, daß die aus Nordostafrika stammende Hauskatze (s. darüber auch Nehring bei Hehn S. 456) in Italien gerade den Namen bekommen haben soll, mit dem die germanischen Söldner des kaiserlichen Heeres ihre heimischen Wildkatzen benannten. Schrader versteht nicht, wie auf romanischem Boden plötzlich ein vorher nicht vorhandenes catus aus catulus erwachsen konnte. Allein das Deminutivum catulus setzt doch mit Notwendigkeit ein Stammwort catus voraus, welches in der Volkssprache neben dem natürlich häufigeren Deminutivum fortbestanden haben kann. Wir sprechen heutzutage auch kaum noch vom ‚Frett', sondern nur vom ‚Frettchen', das ältere ‚Veil' ist vor ‚Veilchen' zurückgewichen, und das niederdeutsche ‚Küken' hat sein Stammwort im Deutschen ganz verloren. Auch kann andrerseits sehr wohl aus einem vermeintlichen Deminutivum ein neues Simplex erwachsen; vgl. unten S. 92 coca aus cocula.

gen der Deutschen geworden. Handwerk, Gewerbe und städtisches Leben standen noch in den Anfängen und schlossen sich in erster Linie an die Römerstädte und Grenzkastelle an. Das Handwerk wurde teils von den Bauern selbst, um den eigenen Bedarf zu decken, teils von unfreien Leuten im Dienste eines Herrn betrieben. Die Technik des Handwerks übernahmen die Germanen vollständig von den Römern. Die spätrömischen Werkzeuge des 3. und 4. Jahrhunderts, die an verschiedenen Stellen in ziemlichen Mengen gefunden worden sind — ich erinnere an den Kollektivfund von der Heidenburg in der Pfalz, der sich jetzt im Museum zu Speyer befindet —, sind von unseren modernen sehr wenig verschieden. Die Hämmer, Stemmeisen, Locheisen, Holzmeißel, Fuchsschwänze, Sägeblätter, Ambosse, Sensen und Sicheln jener Zeit sehen fast wie unsere aus. Nur bei den Bohrern ist ein Fortschritt eingetreten, der aber auch erst seit anderthalb Jahrhunderten nachweisbar ist.[1] Aus diesen Funden geht also mit Sicherheit hervor, daß unsere Handwerkstechnik auf dem Boden der römischen erwachsen ist, daß wir auch in dieser Hinsicht die Erben des großen Kulturvolkes geworden sind. Allein in der Sprache ist der Niederschlag dieser Entwicklung geringer als man, nach der Menge der Lehnwörter auf anderen Gebieten zu urteilen, annehmen sollte. Der Grund ist offenbar der, daß die Germanen die wichtigsten und unentbehrlichsten Handwerkstätigkeiten

1) Vgl. Mehlis in der Berliner philol. Wochenschrift 1894, S. 476.

schon vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern auszuüben verstanden, daß sie auf diesem Gebiete nicht etwas schlechthin Neues erhielten, sondern nur allerhand nützliche Verbesserungen der Werkzeuge und der Handgriffe. Darum konnten sie die heimischen Gewerkausdrücke zum größten Teile auch für die neue Technik beibehalten.

Nur der Schlüssel ist aller Wahrscheinlichkeit nach römischen Ursprungs. Die alten Germanen hatten wie die Schweizer im „Tell" weder Schloß noch Riegel (s. II, 54) an den Türen. Der zunehmende Besitz an allerhand Wertgegenständen machte allmählich das Verschließen der Haustüren immer notwendiger. Die römische Kultur gab das Mittel dazu und brachte der Sprache das Verbum *excludere, (e)scludere,* niederd. *slûtan,* ahd. *sliozan,* schließen, wovon dann weiter altsächs. *slutil,* ahd. *sluzzil* gebildet wurde. Und in der Tat ist bis jetzt auf germanischem Boden noch nirgends ein Schlüssel aus vorrömischer Zeit gefunden worden.[1] — Daß die Kunst, das Eisen zu härten, von den Römern gelernt wurde, darauf weist das ahd. *eccheil* ‚härteres Eisen' hin, welches ein mlat. von *acies* abgeleitetes *aciale* zur Quelle hat.[2]

1) Die oben gegebene Herleitung von ‚schließen' ist zuerst aufgestellt worden von Heyne, Das deutsche Wohnungswesen 31 f. Ihm stimmt bei Much im Anzeiger für deutsches Altertum XXVIII, S. 312. Über die Verwandlung des *d* in niederd. *t* (hochd. *z*) s. ebenda, und Kossinna, Festschrift für Weinhold 40. Solange die Germanen *d* zwischen Vokalen noch wie *dh* sprachen, mußten sie lateinisches *d* in diesem Falle zu *t* machen. Ähnlich steht es mit got. *Krêks* aus *Graecus* (S. 17).

2) Diez I, s. v. acciajo.

Einen wesentlichen Fortschritt für die Volksernährung bedeutete die Einführung mechanischer Mühlwerke. Bis dahin zerkleinerten die Germanen das Brotkorn auf einfachen Handmühlen, die von Unfreien oder von den Frauen und Kindern gehandhabt wurden; eine solche Handmühle hieß got. *quaírnus*, ahd. *quirn, quern, kurn*. Es war täglich eine unendliche Summe Arbeit erforderlich, das nötige Quantum Getreide in Mehl zu verwandeln, und es mußte einem jeden die riesige Ersparnis an Arbeitskraft einleuchten, welche die Römer durch geschickte Ausnutzung der Kräfte des Wassers zu erzielen wußten. Künstliche Wassermühlen gab es bereits im 4. Jahrhundert an der Mosel und ihren Nebenflüssen. Der Dichter Ausonius sagt Mosella 362: ille (der Erubris, Ruwer, der gegenüber dem Celbis, Kyll, unterhalb Trier mündet)

> Praecipiti torquens cerealia saxa rotatu
> Stridentesque trahens per levia marmora serras
> Audit perpetuos ripa ex utraque tumultus.

Es wurde also das Gefälle des Baches sowohl zum Drehen der Mühlsteine für das Getreide als auch zum Zersägen des blauen Moselschiefers benutzt. Der spätlateinisch-romanische Ausdruck für solche Wasserwerke war *molinae*, wovon frz. *moulin*. Daraus wurde im ahd. *mulîn*, ags. *müln*, mhd. *müline, mülne*, daneben mit Abfall des *n mulî, müle*, **Mühle**. Das Wort ist also nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, das zu ‚mahlen' gehörige Substantivum, sondern, wie das *n* deutlich zeigt, Lehnwort, das indessen bald

auch auf die alten Handmühlen übertragen wurde. Von diesen beiden Arten der Mühlen leitet sich eine zwiefache Reihe von Personenbezeichnungen her. Von *quern* kommt das nur als Eigennamen erhaltene Querner, Kerner, Körner her, was also Müller bedeutet, vom lat. *molinarius* dagegen *müllnære*, Müllner, woraus erst seit dem 14. Jahrhundert durch Ausgleichung Müller oder in niederdeutscher Form Möller, Moller geworden ist.

Zur Kunstmüllerei gesellte sich bald die Kunstbäckerei; aus dem feinen Weizenmehl, wie es durch die Mühlwerke hergestellt wurde, und das lat. *simila* hieß, stellte man ein besonders feines Gebäck, die *simila, semala,* Semmel her. Noch lieblicher mundete das Gebäck, welches die romanischen Nachbarn *coca* nannten. Das Wort gehört zu der überraschend großen Zahl von Schößlingen, welche das lateinische, ursprünglich aus dem Griechischen stammende Wort *cochlea* ‚Schnecke' getrieben hat. Dieses entwickelte sich durch *cocla* zu *cocula,* welches als Deminutivum empfunden wurde und daher ein *coca* erzeugte.[1] Unter anderen Bedeutungen

1) Die im Text gegebene Erklärung des Wortes ‚Kuchen' rührt von Schuchardt her in den Romanischen Etymologien II, 23—25, Sitz. der Wiener Akademie 1899, und scheint mir durch den großen Zusammenhang langer Wort- und Bedeutungsreihen, in den sie dort hineingestellt worden ist, gesichert zu sein. Doch will ich nicht unterlassen, noch zwei andere Erklärungen anzuführen. Körting im lateinisch-romanischen Wörterbuch leitet *coca* von *coquere* ‚kochen' ab. Kluge verwirft dies und nimmt ein altgermanisches Kinderwort *koko* an, gebildet wie ‚Papa, Mama' (Neue Jahrbücher für Phil. und Päd. 1901, 694). — Ein anderes Gebäck ist ahd. *fochanza* ‚Kuchen, Weißbrot'. Es lebt noch jetzt in Oberdeutschland

erhielt diese scheinbar ursprüngliche Neubildung die eines schneckenförmig gewundenen, süßen und wohlschmeckenden Gebäckes, ähnlich wie *spira* und *torta* (Kringel, Torte). Die Deutschen nahmen es gern an und gebrauchten es nicht nur für schneckenförmigen, sondern für jede Art Kuchen, ahd. *kuocho*. Aus *coca* entwickelte sich dann weiter *cocania*, frz. *cocagne*, mit der Bedeutung eines Märchenlandes, in dem es nur Kuchen gibt. Solches Gebäck herzustellen verstand aber zunächst nur der mit der römischen Technik vertraute *pistor*, der ahd. zu *pfistur* wurde und noch jetzt im bairischen Dialekt und als Eigenname Pfister fortlebt, in seiner Werkstatt, der *pistrina*, ahd. *pfistrina*, bairisch noch heute ‚die Pfister'. Es hing bei diesem Worte wohl nur an einem Haare, daß es zum herrschenden wurde; man sieht gerade hier recht deutlich den schweren Ringkampf zwischen den heimischen und römischen Kunstausdrücken. In der Müllerei siegte der Fremdling, und der heimische Ausdruck lebt nur noch zum Eigennamen erstarrt fort, in der Bäckerei behauptete der Heimische zuletzt das Feld gegen den Fremdling, und dieser erscheint wenigstens in der Schriftsprache nur als versteinerter Eigenname. Natürlich hat auch der deutsche Ausdruck eine ganze Reihe von Eigennamen gezeugt: Bäcker, Becker, Becke, Beck, Boeckh.

Die Fußbekleidung der Germanen fand Bereicherung durch Socke, *soc* aus *soccus* ‚Strumpf', niedriger

als Fochez, Fogatz fort und ist mit voller Lautverschiebung vom mlat. *focatia* (zu *focus* ‚Herd') gebildet worden, bedeutet also einen in der Asche des Herdes gar gebackenen Brotkuchen. Vgl. Hehn S. 541.

Schuh, und Sohle, *sola* aus *solea* (oder vulgärem *sola*), wovon schon got. *sulja*.[1] Was die Kleidung betrifft, so gab es eine Anzahl Lehnwörter, die später wieder aus der deutschen Sprache verschwunden sind: *menilha* aus *manica* ‚Ärmel', *phellôl* und *pfelli* aus *palliolum* und *pallium* ‚seidenes Gewand', *tunihha* aus *tunica* ‚Untergewand', auch Tünche (s. S. 58), *saban* aus *sabanum* ‚feine Leinwand, Tuch', *serih* aus *sericum* ‚Seide', ags. auch *cemes* aus *camisia* ‚Hemd'. Auch die erste Bekanntschaft des Schnupftuchs verdanken wir den Römern; aus *orarium* ‚Gesichtstuch' (von *os*) machten die Goten *aurali*, die Angelsachsen *orel*. Erhalten hat sich dagegen Schurz und Schürze, gekürztes Kleidungsstück, die mit dem ahd. Adjektivum *skurz* ‚kurz' (ags. *sceort*) und dem engl. *shirt* ‚Hemde' auf vulgärlat. *excurtus* zurückgehen, wie unser kurz auf *curtus*. Zum Bekleidungswesen kann man wohl auch rechnen stopfen, mitteldeutsch *stoppôn* ags. *stoppian* aus mlat. *stuppare* ‚mit Werg füttern' (vgl. ital. *stoppare*, frz. *étouper*).

Nach Tac. Germ. 17 steckten die Germanen ihr Obergewand mit einem Dorn oder, wenn sie eine solche hatten, mit einer Spange zusammen. Für die letztere entnahmen sie dem Latein den Ausdruck *spinula* als *spenala; fibula* erscheint im ags. als *fifle*. Weitere Ausdrücke der Gewerbetätigkeit sind die nur im süd-

1) Ein sonderbarer Ausdruck für Schuhe ist ahd. *suftelara* aus *subtalares* (*ft* ist Lautsubstitution; s. S. 5) ‚bis an die Knöchel gehende Schuhe'.

westlichen Deutschland gebräuchliche Kunkel, *chonachla* aus mlat. *conucla* (wahrscheinlich für *colucla*, Verkleinerungswort von *colus*) frz. *quenouille* ‚Spinnrocken', die Karde oder Weberdistel, *karta* aus *carduus*, welche zum Wollekrämpeln gebraucht wurde.[1]

Der Einfluß der hochentwickelten römischen Töpferei auf die primitive germanische tritt in dem Lehnwort *ûla* ‚Topf' aus *olla* zutage. Das Wort selbst ist wieder verschwunden, aber die davon gebildeten Eigennamen Auler, Euler, Ulner (mit Fortbildungs-*n* wie in ‚Kellner' S. 58) haben sich neben ‚Töpfer, Hafner' erhalten, und zwar charakteristischerweise vornehmlich in den rheinischen Gegenden. In Bayern bezeichnet ‚das Öl' noch einen ausgehöhlten Stamm, der als Brunnenkorb gebraucht wird (Schmeller, Bayrisches Wörterbuch).

Die Fischnahrung war bei den Germanen so wenig wie bei irgend einem andern primitiven Volke beliebt, wenn auch selbstverständlich die an der See wohnenden Stämme notgedrungen oft zu diesem Nahrungsmittel gegriffen haben werden. Die Römer dagegen liebten feine, pikante Fischspeisen über alles, so daß schon der alte Cato klagte, ein Fisch sei jetzt teurer als der Pflugstier. Von den Römern erfuhren nun auch die rheinischen Germanen, wie schmackhaft der Rheinlachs ist, und daß es sich wohl verlohne, ihn zu fangen; sie benannten nun den trefflichen Speisefisch mit dem spätlateinischen Ausdruck Salm (ahd. und lat. *salmo*), während im

1) Auf verbesserte Wollarbeit deuten auch die agl. *pihten* aus *pecten* ‚Kamm' und *fullere* aus *fullo* ‚Walker'.

Norden das heimische Wort blieb; die Angelsachsen haben auch für Forelle das lateinische Wort *tructa* als *truht* angenommen. Solcherlei Fische zu fangen bedienten sie sich des römischen Schlagnetzes, der *sagena*, ahd. *segina*, agl. *segne*. Zum Fischfang gehört auch das erst im Mhd. belegte aber Lautverschiebung zeigende Verbum *pfulsen* aus *pulsare*, das Wasser schlagen, damit die Fische nach einer Stelle hin getrieben werden.

Baden und schwimmen war nach Cäsar (de bell. Gall. VI, 21) und Tacitus (Germ. 22) bei den Germanen von jeher beliebt gewesen. Jetzt lernten sie das großartige und bis zum äußersten Raffinement verfeinerte Badewesen der Römer kennen. Ein Werkzeug wenigstens von dem gesamten dazu gehörigen Apparat ging in ihren Besitz und Gebrauch über, der Striegel, *strigil* aus *strigilis*, das Schabeisen, mit dem man sich nach dem Bade die Haut glättete. Eifrige, ja leidenschaftliche Würfelspieler waren die Germanen stets gewesen (Tac. Germ. 24). Sie übernahmen nun auch das geistreichere Brettspiel von den Römern. Das Spielbrett benannten sie mit dem lateinischen Ausdruck *tabula, zabal;* im Mittelalter ist *schâchzabel* der stehende Ausdruck für Schachbrett. Von musikalischen Instrumenten kannten die Germanen ursprünglich nur das Horn, die Harfe und die Schwegel, *swegala*, eine Art primitiven Blaseinstrumentes.[1] Alle

1) ‚Geige' ist zwar ebenfalls ein germanisches Wort, aber erst im mhd. *gîge* bezeugt und von *gîgen* ‚wiegen' abgeleitet. Es bezeichnet eigentlich den wiegenden Gang des Bogens und ist dann auf das Instrument selbst, das ursprünglich nicht deutsch ist, übertragen worden.

übrigen Instrumente sind aus der Fremde zu uns gekommen. Keltischen Ursprungs ist zweifellos die Rotte, ein der Harfe ähnliches Seiteninstrument, zuerst in fränkischer Form als *chrotta* bei Venantius Fortunatus bezeugt: chrotta britanna canat (7, 8). Aus dem Lateinischen ist entnommen die Pfeife, *pfîfa* aus mlat. *pipa*, welches seinerseits wieder aus dem den Naturlaut der Vögel nachahmenden vulgärlateinischen *pipare* abgeleitet ist. In unsere Periode ist vielleicht auch schon die Entlehnung der Fiedel zu setzen, ahd. *fidula*, agf. *fidele*, die sicher nicht germanisch ist und in irgendwelcher Weise mit dem romanischen *viola* zusammenhängt; ob beides vom lat. *fidicula* (Verkleinerungswort zu *fides* ‚Saite') herstammt, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Zur Musik gehört der Tanz; daß dessen kunstreichere Ausbildung von den Römern erlernt wurde, beweist das ahd. Wort für tanzen: *salzôn* aus *saltare*.

Die ursprünglich höchst einfache Ausstattung der Wohnräume — sie bestand aus Bank, Stuhl, Bett und einer Art Tisch zum Vorlegen der Speisen, der got. *biuths*, ahd. *piot* von ‚bieten' hieß — erfuhr Bereicherung durch neue Arten von Tischen, den *mias* (got. *mês*) von *mensa* und den *discus* (s. S. 78 f.), sowie durch Fußbänke oder Schemel, *scamal* aus *scamellum* (agf. *sceomul*). Spiegel waren schon den germanischen Frauen bekannt; es gab dafür den Ausdruck got. *skuggva*, ahd. *scûkar*, was eigentlich Schattenbehälter besagt. Die glänzenden römischen Metallspiegel verdrängten bald die einheimischen, unvollkommenen

Geräte; mit ihnen kam der Ausdruck *spiagal* aus mlat. *spēglum* für *speculum*. Auch die Beleuchtung wurde besser. Schon die Goten hatten zu Ulfilas Zeit die römischen Lampen kennen und schätzen lernen, wie ihr *lukarn* aus *lucerna* beweist. Die Deutschen lernten nun statt des Herdfeuers und brennender Späne von den Römern den Gebrauch kunstgerecht hergestellter Fackeln; denn *fæchala, facla* ist entstanden aus dem spätlateinischen Verkleinerungswort *facula* von *fax* und auch ins Agf. als *fæcele* übergegangen. Besonders bemerkenswert ist aber das Wort Kerze, *kerza*, welches in seiner Grundform *karz* den aus Werg gedrehten Docht bezeichnet und aus *charta* entlehnt ist. Dieses lateinische Wort bedeutet ursprünglich das Blatt der Papyrusstaude, dann das daraus gefertigte Papier, muß aber im Spätlateinischen auch ‚Docht' bedeutet haben; auch *papyrus* ist im Romanischen der aus dem Mark der Staude gefertigte Docht, wovon das engl. *taper* ‚Wachskerze' durch die Zwischenform *tapurus* herkommt. Der Ausdruck *papyrus* ist also ins Niederdeutsche, *charta* ins Hochdeutsche übergegangen, beides für dieselbe Sache.

Auch unter den Wissenschaften ist eine, welche bereits in dieser frühen Zeit ihre ersten Ausläufer zu den deutschen Stämmen gesandt hat; es ist diejenige, welche für den Naturmenschen den größten Wert hat, die Medizin. Bei den alten Germanen gab es, wie bei allen Naturvölkern, Heilverständige. Die Frauen befaßten sich mit den Wunden der Krieger (Tac. Germ. 7). Zaubersprüche und heilsame Kräuter waren die Mittel, die

angewandt wurden. Der got. *lêkeis*, ahd. *lâhhi* (noch erhalten im engl. *leech* ‚Tierarzt') stand in der Mitte zwischen dem Zauberer und dem Heilkünstler; noch im Mhd. heißt *lâchenære* Besprecher. Zur Merowingerzeit kam daneben aber eine andere, edlere und würdevollere Bezeichnung auf. Am byzantinischen Hofe hieß der Leibarzt *archiater*, gesprochen *arziater*. Diesen Titel übernahmen zusammen mit einem großen Teile des byzantinischen Zeremoniells die merowingischen und später die karolingischen Könige. In der deutschen Sprache wurde *arziâter* zu *arzâter arzât*: Arzt. Das Wort bezeichnet also ursprünglich nur den königlichen Leibarzt, später wurde dann jeder Kenner der griechischen Medizin als ein solcher „Erzheiler" betitelt, dadurch verlor der Titel seinen vornehmen Anstrich und das Auszeichnende, was in ihm lag. Seit dem 16. Jahrhundert kam dann ein neuer gelehrt klingender Titel auf, der „Doktor". — Noch älter als der Arzt ist vielleicht das Pflaster, *plastar* aus mlat. *plastrum*, griech. ἔμπλαστρον; es war bei den ewigen Kriegen und der Raufluft der Germanen jedenfalls ein recht notwendiger Gebrauchsgegenstand. Das Wort bedeutet ursprünglich nur Wundpflaster, bekommt dann aber im Laufe des Mittelalters auch die Bedeutung Gips, Zement und in Gips gelegtes Steinwerk, Straßenpflaster. Vielleicht in dieser, möglicherweise aber auch erst in althochdeutscher Zeit — die Laute geben hier keine Entscheidung — sind ins Deutsche gekommen die Büchse, *buhsa* aus *buxis*, πυξίς, eigentlich ‚Arzneibüchse aus Buchsbaum' und

die häufigste Krankheitserscheinung, die es gibt, das Fieber, *fiebar* aus *febris,* ein medizinischer Kunstausdruck, neben dem das volkstümliche ‚der Ritten' (ahd. *rito*) noch bis in unsere Zeit mundartlich fortlebt.

Am Schluß dieser ganzen Entwicklung ist noch ein ethischer Begriff zu nennen, der schon im 5. Jahrhundert spätestens aus dem Lateinischen entlehnt worden ist. Unser stolz kommt nicht, wie man gemeint, von ‚Stelze' (Stützbein zum Gehen) her, sondern aus dem lat. *stultus;* das beweist der Gebrauch des Wortes im Mittellateinischen = ‚übermütig, anmaßend', sowie sein Vorhandensein in den romanischen Sprachen ital. *stolto,* afrz. *estout.* Die Bedeutungsentwicklung muß etwa folgende gewesen sein. Die Römer bezeichneten das prahlerische Auftreten der barbarischen Häuptlinge mit grellbemaltem Schild, seltsamer Haartracht, Tierfellen, phalerae und torques (Germ. 15) einfach als stultus. Den Germanen erschien aber jenes anmaßende, prahlerische Wesen keineswegs immer als Torheit, sondern häufig als berechtigtes Gebaren des hochstehenden Mannes; sie faßten das Wort also auch in dem Sinne von ‚vornehm, prächtig, fein'. Diese Bedeutungsreihe: töricht, anmaßend, prächtig, fein finden wir im Mittelhochdeutschen.

* * *

Wir haben auf unserer Wanderung alle Gebiete des materiellen Lebens berührt. Die Lehnwörter des Staats-, Rechts- und Kriegswesens deuteten auf die Kämpfe mit dem großen Weltreich und die vorübergehende

Unterwerfung unter dessen Macht. Zugleich begann die Entwicklung der materiellen Kultur durch den Handel, der hauptsächlich auf der Ausfuhr von Sklaven und der Einfuhr des Weines beruhte. Einen gewaltigen Fortschritt erkannten wir darin, daß die Deutschen vom bloßen Einhandeln und Empfangen südlicher Kulturgüter zum Nachahmen und zu eigener Herstellung übergingen. Sie lernten zunächst die Kunst, solide steinerne Häuser zu bauen, den Weinstock an den Berghängen zu pflanzen und zu pflegen und der Traube das köstliche Naß kunstgerecht abzugewinnen. Gleichzeitig fingen sie an, ihre wilden Apfel- und Birnbäume mit feinen südlichen Edelreisern zu pfropfen. Eine Reihe andrer bis dahin unbekannter Fruchtbäume wurde eingeführt und lohnte bald den Anbau. Der spärlich und einförmig bepflanzte Hausgarten füllte sich mit verschiedenen südlichen Gemüsegattungen, mit Würz- und Heilkräutern und wohlduftenden Stauden mancherlei Art. Der Ackerbau wurde mit besseren Werkzeugen rationeller betrieben, die Viehzucht gewinnreicher gestaltet, die Küche wurde mit allerhand nützlichen Geräten ausgestattet, auf die Bereitung der Speisen größere Kunst und Sorgfalt verwendet. Die Gewerbe und Kunstfertigkeiten bekamen neue Antriebe, Muster und Werkzeuge, die ganze häusliche Einrichtung wurde reicher und bequemer. Die Musik und die Medizin regten sich in ihren ersten Anfängen.

Wir können diese Entwicklung nicht wohl anders bezeichnen als eine vollständige Revolution des

häuslichen und wirtschaftlichen Lebens der Nation, welche durch sie den Übergang von einem Natur- zum Kulturvolke vollzog. Die Grundlagen der Zivilisation sind nunmehr dauernd und für immer gelegt. Die altererbten Tugenden des Volkes, die Treue, Aufopferung und Hingabe des eigenen Ichs fanden nun ein neues Feld; sie konnten sich jetzt in friedlicher Arbeit bewähren, statt sich wie bisher in Kampf und Schlacht oft ganz fruchtlos zu verzehren. Daneben mußten nun andere schlummernde Tugenden geweckt werden; der Erwerbssinn, der Fleiß, die Emsigkeit und Sorgfalt im kleinen mußten sich entwickeln. Aus den hünenhaften, furchtbar zerstörenden Germanen wurden die fleißig schaffenden, rastlos arbeitenden Deutschen, ohne daß sie jedoch ihre Kampfesfreudigkeit, ihren Heldenmut über der Friedensarbeit eingebüßt hätten. Das alte Geschlecht der riesenhaften Recken wäre ohne diese gründliche Umwandlung seiner Lebensweise wie das Riesengeschlecht auf Burg Niedeck spurlos vom Erdboden verschwunden. Die Aneignung der römischen Zivilisation ist es, die unserem Volk Bestand und Dauer verliehen hat. Durch die größere Sicherheit der Existenzbedingungen und die größere Ergiebigkeit der Existenzmittel hat sie zugleich eine schnelle Vermehrung des Volkes ermöglicht.[1]

1) Vgl. dazu Hehn S. 535.

Kapitel VI.

Die ersten kirchlichen Entlehnungen.

Die ganze tiefgreifende Umgestaltung des äußeren Lebens unserer Vorfahren, wie sie in den vorangehenden Kapiteln geschildert worden ist, erfolgte vor der Bekehrung der deutschen Stämme zum Christentum. Die ersten irisch-schottischen und fränkischen Glaubensboten kamen bekanntlich im 7. Jahrhundert zu den Alemannen und Bayern. Aber schon vorher müssen die deutschen Stämme mit der neuen Religion in nähere Berührung getreten sein, wie die Sprache beweist. Seit dem Beginn des 8. Jahrhunderts taucht zuerst in Ortsnamen ein Ausdruck auf, der den Anfang einer neuen geistigen Entwicklung bezeichnet; bald erscheint er auch selbständig: *chiricha*, Kirche. Das Wort stammt aus dem griechischen *κυριακόν* ‚Haus des Herrn'. Das Lateinische und die romanischen Sprachen kennen dieses Wort nicht; sie haben sämtlich ecclesia angenommen. Darum kann das Wort den Germanen nicht auf dem Umwege des Lateinisch-Romanischen zugekommen sein. Es muß vielmehr aus dem Griechischen direkt entlehnt sein. Das kann nur geschehen sein an der unteren Donau durch die Goten, die es dann weiter den Deutschen und Slawen vermittelt haben. So erklärt sich auch das deutsche Femininum; denn die griechische Endung *-ον* wird gotisch bei Entlehnung zur Femininalendung -ô, z. B. *εὐαγγέλιον* aivaggêljô, *σάββατον* sabbatô. Allerdings kommt bei Ulfilas das Wort nicht vor, sondern

nur aíkklêsjô, aber nicht zur Bezeichnung des christlichen Kirchengebäudes, das in der Schrift überhaupt nicht erwähnt wird, sondern in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ‚Gemeinschaft der Gläubigen'. Nichts hindert uns anzunehmen, daß daneben das andere griechische Wort mit konkreter Bedeutung im Gotischen gebräuchlich war.[1] Da die Lautverschiebung durchgeführt ist, müßte das Wort ‚Kirche' spätestens im 6. Jahrhundert zu den Deutschen gekommen sein, aber das agf. *cyrice* erweist einen noch früheren Termin. Das Wort muß als gemeinwestgermanisches bereits Ende des 4. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein.[2] Wir haben also in diesem Worte ein schwerwiegendes, sprachliches Zeugnis für den frühen Einfluß des gotisch-arianischen Christentums auf die deutschen Stämme, einen Einfluß, der durch das siegreiche Vordringen des Katholizismus von den britischen Inseln und vom Frankenreiche her so zurückgedrängt worden ist, daß wir ihn nicht sowohl durch historische Nachrichten als durch Rückschlüsse aus der Sprache erkennen können.[3]

Es läßt sich von vornherein annehmen, daß das Wort Kirche nicht vereinzelt dasteht. Auf demselben

1) Vgl. Raumer: Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache S. 289.

2) Pogatscher S. 179. — Die neuerdings vorgetragenen Herleitungen des Wortes ‚Kirche' aus dem Semitischen, dem Altgermanischen, dem lat. *circus* (Zeitschr. für deutsche Wortforsch. II, 339 f.) halte ich nicht für richtig.

3) Raumer, Einwirkung des Christentums S. 278. — Derselbe in der Zeitschr. f. deutsches Altert. VI, 401. — Krafft, Die Anfänge der christlichen Kirche I, 336.

Wege, auf dem dieses zu uns gekommen ist, werden jedenfalls noch andere in unsere Sprache gelangt sein. Da treten uns zunächst die Namen zweier Wochentage entgegen. Im bayrischen Dialekt heißt der fünfte Wochentag Pfinztag aus *πέμπτη* (*ἡμέρα*). Der siebente Wochentag aber heißt in vielen Gegenden Deutschlands Samstag, ahd. *sambaztac*, was nur aus einer orientalisch-griechischem Form *sambato* mit parasitischem *m* erklärt werden kann. Diese Form liegt nun allerdings nicht nur dem persischen, altslawischen und rumänischen Worte für jenen Tag zugrunde, sondern auch zahlreichen romanischen Bezeichnungen, z. B. dem frz. *samedi* und dem rätoromanischen *sonda*. Es ist also an sich sehr wohl möglich, daß *sambaztac* dem Lateinisch-Romanischen entstammt, dagegen spricht indessen die Verschiebung des *t* zu *z*, die älteste von allen (vgl. S. 6), die sonst in keinem aus dem Lateinischen entlehnten Kirchenworte auftritt. Darum ist die Herkunft des Wortes aus dem Osten noch vor dem 5. Jahrhundert die wahrscheinlichere Annahme. Diese Entlehnungen erklären sich aus dem Verkehr zwischen den Donaugoten und den kleinasiatischen Christen im 3. und 4. Jahrhundert.[1] Wenn Ulfilas das korrekt-griechische *sabbatô* schreibt, so ist das eben gelehrt, nicht volkstümlich.

Ähnlich wie mit ‚Samstag' steht es mit Pfaffe. Auch dies Wort, ahd. *pfaffo*, kommt nicht, wie man

1) Kluge in Pauls Grundriß I, 320.

früher annahm, von dem lateinischen papa ‚Vater' her, da dies die ehrende Anrede nur der Bischöfe ist, später sogar auf den Papst beschränkt wurde, während das ahd. Wort von Anfang an alle Geistlichen bezeichnet. Dagegen stimmt zur deutschen Bedeutung das griechische *παπᾶς* clericus minor. Dies Wort ist — offenbar in der Form des Vokatives *παπᾶ* — zu den Goten und von diesen weiter zu den Deutschen und Slawen gedrungen. Ein über die altgermanischen Dialekte weitverbreitetes, früh volkstümliches Wort der Kirchensprache ist ferner Teufel, *tiufal*, ags. *deofol*. Sowohl der Diphthong *iu* statt *ia* wie das *f* aus griechischem gleich *v* gesprochenem *β* machen die Entlehnung des Wortes in vorhochdeutscher Zeit aus dem Griechischen höchst wahrscheinlich.[1] Der echtdeutsche Ausdruck für ‚böser Geist' war ‚Unhold', got. *unhulthô*. Mit dem Teufel hängt aber auf das engste der Engel, *engil*, ags. *engel* zusammen, der sicher ebenfalls sehr früh ins Deutsche aufgenommen worden ist[2], ob aus dem griech. *ἄγγελος* oder dem lat. *angelus*, dafür geben die Laute an sich keine sichere Entscheidung, der Zusammenhang mit den anderen genannten Wörtern, besonders mit Teufel, spricht aber für das Griechische. Volkstümlich war ferner schon früh der Name des Pfingstfestes aus *πεντηκοστή* (*ἡμέρα*), der ahd. zufällig nur in der notkerschen Halbübersetzung *ze finfchustin* erhalten ist, mhd. dagegen *pfingesten;* die Lautverschiebung stellt

1) Das Nähere führt Franz S. 10 aus.
2) S. darüber Pogatscher S. 204.

das Wort durchaus auf gleiche Stufe mit dem bairischen Pfinztag.

Es stammen also direkt aus dem Griechischen sicher: Kirche, Pfinztag, Samstag, Pfaffe, höchst wahrscheinlich Teufel, Engel, Pfingsten. Diese Worte können von Osten nach Westen nur durch die Goten vermittelt worden sein. Sie sind durch den Arianismus in unsere Sprache gedrungen. Ihre weite Verbreitung in den germanischen Dialekten sowie die Festigkeit, mit der sie sich gegen die später mit Macht andringenden Ausdrücke der lateinischen Kirchensprache ecclesia clericus sabbatum behaupteten, beweist, daß sie keineswegs bloß sozusagen gelehrte Fremdworte waren, sondern echt volkstümlich. Sie hätten aber im Volke nicht so fest Wurzel fassen und so weite Verbreitung gewinnen können, wenn es in Deutschland nicht zahlreiche arianische Gotteshäuser, Geistliche und Gemeinden gegeben hätte.[1] Wenn die Deutschen bloß aus der Ferne von diesen kirchlichen Gegenständen Kunde bekommen hätten, wenn sie sich ihnen nicht vielmehr im täglichen Leben aufgedrängt hätten — Engel und Teufel durch Kultus, Bilderdienst und Exorzismus —, dann hätten sie die betreffenden Worte sich nicht zum dauernden, unverwüstlichen Eigentum gemacht. Diese Worte beweisen also, daß der griechisch-gotische Arianismus im Innern Deutschlands im 4. und 5. Jahrhundert weit mehr verbreitet gewesen

1) Lamprecht, Deutsche Geschichte I, 346.

ist, als die Kirchengeschichte überliefert hat. Der Arianismus hat dem Katholizismus Pionierdienste in Deutschland geleistet.[1] Mit Recht haben Raumer in dem S. 104, Anm. 3 angeführten Aufsatze und nach ihm Kluge darauf aufmerksam gemacht, daß auch die beiden echt germanischen Ausdrücke ‚Heide' und ‚taufen' deutlich den Einfluß der gotischen Kirche erkennen lassen. Für ‚Heide' ist das kirchenlateinische und romanische Wort *paganus*, für ‚taufen' *baptizare*. Dafür sind zuerst von den Goten die deutschen Ausdrücke eingesetzt und an die deutschen Stämme weitergegeben worden (got. *haithnô* ‚Heidin' und *daupjan*). Wie hätten Goten und Hochdeutsche, bei ‚Heide' auch Angelsachsen, wohl selbständig gerade auf diese doch nicht eben naheliegenden Übertragungen der kirchlichen Ausdrücke verfallen sollen?[2]

Ein schwieriges und lautlich nicht ganz klares Wort ist Bischof.[3] Daß es auf *episcopus* zurückgeht, ist natürlich klar, ob es aber aus dem Griechischen oder aus dem Lateinischen geschöpft ist, möchte nicht leicht zu entscheiden sein. Die gemeinwestgermanische Form

1) Vgl. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte I, 181.

2) S. das Nähere bei Kluge, Etym. Wörterbuch, unter ‚Heide' und ‚taufen'. — Derselbe in Pauls Grundriß I, 319 spricht den sehr einleuchtenden Gedanken aus, daß wir unsere deutsche Benennung ‚Ostern' statt ‚Pascha' lediglich arianischer Toleranz verdanken. Das Wort muß wie ‚taufen' früh in den christlich-deutschen Sprachgebrauch aufgenommen sein und konnte sich deshalb gegen den römischen Andrang behaupten.

3) Die Schwierigkeiten sind auseinandergesetzt bei Franz S. 16.

lautete *biskop* (woraus ahd. *biscof*, agf. *bisceop* wurde), welche wohl zunächst auf ein romanisches erweichtes *ebescobu* zurückzuführen ist[1]; so erklären sich wenigstens die lautlichen Schwierigkeiten wenn nicht völlig, so doch am besten. Wir nehmen also für dieses Wort lateinischen Ursprung an. Es gibt noch einige kirchliche Wörter, welche sicher lateinischer Herkunft sind und doch die Lautverschiebung durchgemacht haben. Nicht etwa Mönch, *munih* aus *monacus*. Denn das *h* dieses Wortes steht mit dem in *canunih* (*canonicus*), *clîrih* (*clericus*), *leih* (*laicus*) auf gleicher Stufe und beweist keineswegs, daß diese Wörter schon vor der hochdeutschen Zeit entlehnt worden sind, da *c* noch im 9. Jahrhundert verschoben wird.[2] Wohl aber Pfarre, *pfarra* aus lat. *parochia*, welches wieder aus dem griech. παροικία ‚Kirchspiel' hervorgegangen ist; selbständig deutsch abgeleitet von *pfarra* ist *pfarrâri*, Pfarrer. Auffallend ist dabei die starke Zusammenziehung des lateinischen Grundwortes.[3] Ferner Dechant, ahd. *techân* aus *decanus*, Pfründe, *pfruonta* aus *provenda* statt *praebenda* eig. die zureichenden Lebensmittel, dann die Einkünfte des geistlichen Amtes. Auch dies Wort ist auffallend gebildet, regelmäßig ist vielmehr seine Neben-

1) Pogatscher S. 193.
2) Franz S. 73, vgl. oben S. 5.
3) Aus diesem Grunde führt Kluge das Wort zweifelnd auf ein vorauszusetzendes german. *parra* = Bezirk, woron auch ‚Pferch' (S. 86) stammen soll, zurück, Much (Z. f. d. W. II, 284) sogar auf ‚Sparren' und ‚sperren' also ‚eingefriedigter Raum'. Mir scheint die alte Deutung aus *parochia* immer noch die wahrscheinlichste.

form *profinta*.[1] Vollständig korrekt ist dagegen entwickelt mhd. *pfetter*, die älteste Bezeichnung des Taufpaten aus *patrinus*, vgl. frz. *parrain*. Dasselbe gilt von opfern, welches nicht etwa von *offerre* herkommt, sondern, wie die ahd. Form *opfarôn* und mitteldeutsch *opparôn* beweisen, von *operari*, was eigentlich ‚arbeiten' bedeutet, dann ‚für die Gottheit arbeiten', ‚ein Opfer verrichten'; so schon bei Virg. Georg. I, 339, ferner bei Tacitus und Properz. In der Kirchensprache seit Augustin bedeutete es vornehmlich ‚Almosen spenden'. Damit zusammengeflossen ist das niederdeutsche *offrôn*, ags. *offrian* aus *offerre*. Auch von Almosen darf man vermuten, daß es bereits in dieser frühen Zeit entlehnt wurde, weil das ahd. *alamuosan* zu dem ags. *ælmesse* und dem anord. *olmusa* stimmt, das Wort also allen Germanen gemeinsam ist; es geht nicht auf das korrekt-kirchliche *eleemosyne* zurück, sondern auf eine romanisierte Form *almosna*, wie sie sich im frz. *aumône* wiederspiegelt.

Wie ist nun die frühe Entlehnung dieser Wörter aus der lateinisch-romanischen Kirchensprache zu erklären, während doch alle übrigen kirchlichen Ausdrücke erst während der hochdeutschen Zeit entlehnt sind und keine Lautverschiebung mehr zeigen? Sollte in ihnen nicht ein Einfluß der römisch-fränkischen Kirche aus früherer Zeit zu erkennen sein? In den Rheinlanden hatten in den größeren Städten seit der Römerzeit die

1) Franz S. 69.

Bischofsstühle fortgedauert, die Reihe der Bischöfe und Geistlichen war nie ganz unterbrochen, im 6. Jahrhundert waren fränkische Missionare wie Goar, Fridolin am Rheine tätig gewesen, und fränkische Könige, wie namentlich Dagobert um 620, hatten aus politischem Interesse für die Ausbreitung des römisch-lateinischen Christentums in diesen Gegenden gesorgt.[1] Wenn also auch die Bevölkerung ihrem Grundstock nach noch heidnisch war, so war sie doch jedenfalls mit römisch-christlichen Gemeinden durchsetzt, und es kann nicht wundernehmen, daß gerade solche Ausdrücke, wie Bischof, Pfründe, Pfarre und Pfarrer, Dechant, opfern und Almosen schon damals während der Lautverschiebung und vor der eigentlichen Bekehrung in die deutsche Sprache aufgenommen wurden. Sie bezeichnen Dinge, die im Leben der bekehrten Landeseinwohner sich in erster Linie fühlbar machen mußten. Zu welcher Pfarre sie gehörten, war für sie von großer Bedeutung, und der Pfarrer und Bischof waren für sie die wichtigsten Personen und mußten im Verkehr häufig angeredet werden; die Pfründe aber und das Almosen opfern berührte ihren Besitz.

Es treffen also im südlichen Deutschland schon vor der umfassenden Missionstätigkeit der Iren und Angelsachsen zwei Ströme christlichen Lebens zusammen, ein stärkerer heterodoxer von Osten kommend, ein schwächerer orthodoxer von Westen her. Beide haben

1) Gebhardt, Deutsche Geschichte I, 140.

in der Sprache ihren Niederschlag zurückgelassen. Der von Osten kommende mußte mit dem Hinsterben des arianischen Christentums versiegen, von Westen her drang dann übermächtig das römische Christentum ein und brachte die Hochflut kirchlicher Lehnwörter mit, welche uns in eine neue Periode der sprachlichen Entlehnung hinüberführen.

Literatur.

Grimm: Deutsches Wörterbuch.

Heyne: Deutsches Wörterbuch.

Weigand: Deutsches Wörterbuch.

Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 5. Auflage. Straßburg 1894.

Diez: Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen.

Roßberg: Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Hagen und Leipzig 1881.

Ebel: Über die Lehnwörter der deutschen Sprache. (Programm von Ostrowo bei Filehne) Berlin 1856.

Wendler: Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen nach sachlichen Kategorien. Programm des Gymnasiums zu Zwickau, 1865.

Franz: Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen. Straßburg 1883 (Dissertation).

Pogatscher: Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen. Straßburg 1888 (Quellen und Forschungen, Heft 64).

Kluge: Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte in Pauls Grundriß der germanischen Philologie (Straßburg 1891) I, 300—324.

Schuchardt: Romanische Etymologien (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1899).

Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Auflage. Jena 1890.

Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere, 6. Auflage besorgt von Schrader, mit botanischen Beiträgen von Engler. Berlin 1894.

Fischer-Benzon: Altdeutsche Gartenflora. Kiel und Leipzig 1894.

Raumer: Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

Dahn: Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. II, 1881.

Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. I, 1891.

Lamprecht: Deutsche Geschichte, 3. Auflage. 1902.

Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur. 1904.

Much: Deutsche Stammeskunde (Sammlung Göschen) 1900.

Schulze: Die römischen Grenzanlagen in Deutschland. Gütersloh 1903 (Gymnasialbibliothek).

Lauffer: Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger. Göttingen 1896 (Dissertation).

Lauenstein: Der deutsche Garten des Mittelalters. Göttingen 1900 (Dissertation).

Orth: Weinbau und Weinbereitung der Römer. Frankfurt 1902 (Programm).

Abkürzungen.

agf.	= angelsächsisch.
ahd.	= althochdeutsch.
altn.	= altnordisch.
got.	= gotisch.
mhd.	= mittelhochdeutsch.
mlat.	= mittellateinisch.
A. f. d. A.	= Anzeiger für deutsches Altertum.
Z. f. d. W.	= Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Wörterverzeichnis.

Liegende Schrift bezeichnet Wörter, die nicht entlehnt sind.
C und Ch = K siehe unter K.

Abella 71.
Affe 9.
aíkklêsjô (got.) 104.
nach-ahmen 61 A.
Almosen 110.
Amt 14.
Anker 37.
Apfel 71.
Aprikose 67.
Arche 22. 43.
Arnsburg 18.
Arzt 99.
Auguſt 36.
Auler 95.
aurali (got.) 94.
aurkeis (got.) 78 A.

Bäcker 93.
balastar 24.
balz 29 A.
Becher 59.
Becken 78.
Beete 73.
bicheln 59.
Birne 70.
Biſchof 108.
biuths (got.) 97.
Blei 13.
Böhmen 11.
Bolz 24 A.
Bottich 61.
Buchsbaum 75.
Büchſe 99.
bûhhila 29 A.
bulke 43 A.

Chester (engl.) 27.

Dammhirſch 88.
Dechant 109.
Decher 30.
dezemôn 30.
Dienstag 34.
dimanche (frz.) 33.
dinor (agſ.) 43 A.
Donnerstag 35.
Drache 4. 25.

ecchil 90.
Eimer 61.
Eiſen 12.
Engel 106.
Eppich 73.
Erbſe 9.
Ern 54 A.
Ertag 35 A.
Eſel 43.
esse 45 A.
Eſſig 59.
Eſtrich 54.
Euler 95.
evina 80 A.

Fackel 98.
Falke 83.
Faſan 84.
Feige 69.
Fench 80.
Fenchel 74.
Fenſter 52.
Fieber 100.
Fiedel 97.
fifle (agſ.) 94.
Flaſche 63.
Flaum 81.
Flegel 80.
fochanza 92 A.
Freitag 35.
Frucht 81.
fullere (agſ.) 95 A.
Furke 80.
furnache 56 A.

Gabel 13.
gebiza 78 A.

Geige 96 A.
geneztunc 56.
Grieche 17. 90 A.

Hanf 9.
Heddernheim 18.
Heide 108.

ihsili 32.
Imi 63.
impfen 75.
Insel 38.
irkoborôn 33 A.

Jänner 36.

Kachel 55.
Käfig 82.
kahl 46.
Kaiser 17.
Kalk 52.
Kamerate 60.
Kammer 54.
Kammerz 60.
Kämpe 29.
Kampf 28.
Kanal 39.
kapillôn 46.
Kappes 73.
Karch 86.
Karde 95.
Karre 85.
Karren 85.
Käse 85.
Kastanie 67.
Kastel 27.
Kater 87.
Katze 86.
kaufen 42.
cheisuring 45.
Kelch 59.
Keller 58.
Kellner 59.
Kelter 60.
cemes (agf.) 94.
Kerbel 74.
Kerker 32.
Kerner 91.
cherseboum 65 A.
Kerze 98.
Kessel 78.
Kesselstadt 27.
chestinna 67.
Kette 32.
Kicher 7. 73.
Kirche 103.
Kirsche 65.
Kissen 82.
Kiste 43.
Koch 77.
kochen 77.
Kohl 73.
Kolter 80.
Kopf 62.
Korb 22. 43.
Koriander 74.
Kornellkirsche 69.
kosen 33.
Krieche 66.
Chriesi 65.
krisp 46.
Kübel 62.
Küche 5. 77.
Kuchen 93.
Kufe 61.
Küfer 62.
cugula 76.
chuhma 78 A.
cylle (agf.) 43 A.
Kümmel 73.
Kunkel 95.
Kupfer 45.
Kuppe 62.
Kürbis 68.
kurz 94.

labal 78 A.
leech (engl.) 99.
Lache 32 A.
Lägel 42.
Lärche 2. 7. 74.
Lauer 60.
Lein 9.
Linse 73.
Lorbeer 74.
Lot 13.
lukarn (got.) 98.
mager 46.
Mai 36.
Mandel 69.
mange 24 A.
mangâri 40.
März 36.
Mauer 52.
Maulbeere 69.
Maultier 43.

ſich mauſern 82.
mauſig 83.
Meile 28.
Melone 68.
Menger 40.
menihha 32. 94.
mercredi (frz.) 35.
mias 97.
milizza 29 A.
milli 80 A.
Minze 73.
miſchen 42.
Miſpel 69.
Mittwoch 35.
Montag 34.
Moſt 59.
Mühle 91.
Müller 92.
Münze 44.
mutti 30.

Nachahmen 61 A.
næp (agſ.) 73.
Naue 38.

Ofen 55.
offrôn 110.
Ohm 61.
Öl 95.
opfern 110.
orel (agſ.) 76.
Örtlin 63.
Örtig 35 A.
Ostern 108 A.
ougatora 52.

Pacht 33.
Part 86.
Pech 6. 63.
pelzen 75.
Pfad 9.
Pfaffe 105.
Pfahl 26.
Pfalz 57.
pfanâri 43 A.
Pfand 32.
Pfanne 78.
Pfarre 109.
Pfarrer 109.
Pfau 83.
Pfebe 68.
Pfeffer 42.
Pfeife 97.
Pfeil 24.
Pfeiler 53.
pfelli 94.
Pfennig 78.
Pferch 86.
Pferd 84.
pfetarâri 24.
pfetter 110.
Pfiefel 56.
Pfingſten 106.
Pfinztag 105.
Pfirſich 2. 7. 67.
Pfiſter 93.
Pflanze 76.
Pflaſter 99.
Pflaume 7. 66.
pflücken 76.
Pflug 9.

Pforte 6. 57.
pforzich 57.
Pfoſten 53.
pfropfen 75.
Pfründe 109.
Pfühl 82.
pfulsen 96.
Pfund 45.
Pfütze 32.
phellôl 94.
pihten (agſ.) 95 A.
Pilz 74.
Pips 82.
Porree 73.
poſſen 76 A.
Pott 16.
Preſſe 60.

Quecksilber 45.
Quendel 74.
quirn 91.
Quitte 66.

Ratte 88.
Reich 14.
Rettich 73.
Rieme 37.
Ritten 100.
Römer 17.
Rotte 97.
Rübe 9.

saban 94.
Sack 22. 43.
Saft 60 A.
Salm 95.

Salz 72.
salzôn 97.
Samstag 36. 105.
Sarg 43.
saturday (engl.)36.
ſauber 41.
Saumtier 43.
Schemmel 97.
Schiff 9.
Schilf 75.
Schindel 52.
ſchließen 90.
Schlüſſel 90.
Schrein 43.
Schüſſel 78.
Schurz 94.
Schürze 94.
séam (agſ.) 44.
Seckel 43.
segina 96.
segen (agſ.) 25 A.
Semmel 92.
Senf 73.
serih 94.
Seſter 42.
shirt (engl.) 94.
Sichel 80.
ſicher 32.
Silber 9.
silihha 45 A.
skuggva (got.) 97.
Socke 93.
Sohle 94.
Söller 53.
Sonnabend 35.
Sonntag 34.
Speicher 30.
Spelt 80.
spenala 94.
Spiegel 97.
Spundloch 63.
spyrte 43 A.
Stiel 80.
ſtolz 100.
ſtopfen 94.
Stoppel 81.
Straße 27.
Striegel 96.
Strippe 37.
Stube 57.
suftelara 94 A.

taper (engl.) 98.
taufen 108.
tehhamôn 30.
Teufel 106.
Tiſch 78. 97.
Topf 16.
Torkel 60.
torkeln 61 A.
tribuz 30.
Trichter 61.
trimissa 45 A.
truht (agſ.) 96.
tuesday (engl.) 35.
tunc 56.
tünchen 57.
tunicha 94.
ûla 95.
Ulner 95.
unhulthô (got.)106.

Wall 6. 22. 26.
Wallnuß 12. 67.
Wallonen 12.
Wanne 80.
wednesday (engl.) 35.
Weichbild 58.
Weiher 6. 31.
Weiler 6. 31.
Wein 6. 41.
welſch 6. 12. 20.
Wicke 79.
Wimmet 36.
vindauga (an.) 52.
windema 60.
Winkel 58.
Winzer 59.
Wümmen 60.

zabal 96.
Zelt 28.
Zelter 85.
Zieche 82.
Ziegel 52.
Zistag 35.
Zoll 29.
Zöllner 29.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Ruodlieb,

der älteste Roman des Mittelalters

nebst Epigrammen mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar

von

Friedrich Seiler.

XI und 329 Seiten. geh. ℳ 4,50.

Der lateinische Primaneraufsatz

auf preußischen Gymnasien und die Lehrpläne von 1882

von

Friedrich Seiler.

geh. ℳ 1,20.

Deutsches Leben in der Vergangenheit

von

Professor Dr. August Sach.

Zwei Bände. 804 und 875 Seiten. ℳ 12,—, geb. ℳ 15,50.

Die deutschen Familiennamen

geschichtlich, geographisch, sprachlich

von

Professor Alb. Heintze.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. ℳ 6,—, geb. ℳ 7,—.

Ausgewählte Reden

des

Fürsten von Bismarck.

Zum Gebrauche für die oberste Stufe höherer Schulen zusammengestellt

und mit einem Vorwort eingeleitet

von

Dr. August Baumeister,

Kaiserl. Ministerialrat z. D.

Mit einem Brustbild Bismarcks nach einem Gemälde von F. von Lenbach.

16 Bogen. 8°. Gebunden ℳ 1,80.

Philosophisches Lesebuch

in systematischer Anordnung.

Herausgegeben von

Dr. A. Gille,

Direktor der Realschule zu Ems.

geheftet ℳ 2,—, gebunden ℳ 2,50.

Auswahl deutscher Gedichte

für höhere Schulen

von

Theodor Echtermeyer.

Vierunddreißigste Auflage.

Herausgegeben von

Dr. A. Rausch,

Rektor der Lateinischen Hauptschule zu Halle a. S.

brosch. ℳ 3,60; in Schulband ℳ 4,30; in Kalikoband ℳ 5,—.

Bisherige Verbreitung: 235000 Exemplare.

Altdeutsches Lesebuch

von

G. Böttticher und K. Kinzel.

gr 8. geb. ℳ 2,—.

Geschichte der deutschen Literatur

mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache u. Metrik

bearbeitet von

G. Böttticher und K. Kinzel.

Siebente und achte verbesserte Auflage. In Kalikoband ℳ 1,80.

Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts

ausgewählt und erläutert von

Professor Dr. Karl Kinzel.

1. Teil. Gedichte des 18. Jahrhunderts. In Kalikoband ℳ 1,20.
2. Teil. Gedichte des 19. Jahrhunderts. In Kalikoband ℳ 2,—.

Lessings Hamburgische Dramaturgie.

Ausgabe für Schule und Haus.

Von

Fr. Schröter und R. Thiele,

Gymnasialdirektoren.

ℳ 4,—; gebunden ℳ 4,80.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Die

Entwicklung der deutschen Kultur

im Spiegel

des deutschen Lehnworts

von

Friedrich Seiler.

II.

Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1900.

Vorwort.

Über die deutschen Lehnwörter zu schreiben ist wenig zeitgemäß und doch wieder sehr zeitgemäß. Wenig zeitgemäß, weil wir uns heutzutage allem fremden Sprachgut gegenüber ablehnender verhalten als in irgend einer früheren Periode unserer Geschichte. Eine gut geleitete und weit verzweigte Agitation übt auf Privatpersonen wie auf Behörden einen wirksamen Druck aus, es werden Verdeutschungswörterbücher herausgegeben und Preise ausgeschrieben für die besten Übersetzungen unübersetzbarer Wörter. Selbst allgemein verbreitete Weltausdrücke von internationalem Charakter werden — nicht immer mit sonderlichem Glück — ins Deutsche übertragen, so daß man Ausländer gelegentlich darüber klagen hören kann, daß in Deutschland „alles anders heiße als in den übrigen Ländern". Hat man doch sogar vorübergehend allen Ernstes an die „Verdeutschung" der „undeutschen" Monatsnamen gedacht! Träten so bequeme und schöne Wörter wie ‚Schrift, Brief, Post' heute an uns heran so würde man ihnen die Thür weisen. Der Telegraph und die Lokomotive fristen nur, weil man sich noch nicht über den besten Ersatz geeinigt hat, ihr Dasein.

Solche Sprachreinigungsbestrebungen thun in Zeiten wuchernder Ausländerei unzweifelhaft gute Dienste, helfen auch dazu, plötzlich auftauchende Modethorheiten, wie etwa das Spielen mit englischen Sports- und Gesellschaftsausdrücken, in kürzerer Zeit abzuthun, als der natürliche Verlauf solcher Erscheinungen zu erfordern pflegt. Aber sie schweben trotz aller prinzipiellen Mäßigung kraft der ihnen innewohnenden Richtung auf Agitation und Kampf in der beständigen Gefahr, über das Ziel hinauszuschießen und unserer Sprache, wie sich Treitschke in einem kürzlich veröffentlichten Briefe an G. Freytag treffend ausdrückte, ihr altes, stolzes Eroberungsrecht zu rauben. Außerdem nehmen diese Bestrebungen eine Menge geistiger und materieller Kräfte in Anspruch, entziehen dieselben also einer anderen ebenfalls sprachlich-patriotischen Arbeit, welche aber ungleich wichtiger ist, ich meine den Schutz unserer Sprache an Stellen, wo ihre Existenz bedroht wird. Es schadet nichts, wenn in dem reichbesetzten Garten der deutschen Sprache zu den fast zahllosen Gewächsen ausländischer Herkunft noch einige neueren Datums sich gesellen, zumal solche, die in keinem anderen Sprachgarten fehlen. Es schadet dagegen sehr viel, wenn deutsche Landschaften oder Gemeinden von fremden Nationalitäten sprachlich erobert werden. Der Kampf um den äußeren Besitzstand unserer Sprache sollte nach meiner Meinung mit noch weit größerem Nachdruck geführt werden, als er zur Zeit geführt wird. Das ist ein wirkliches Lebensbedürfnis unserer Sprache, und ich besorge, daß gar Mancher

von der Teilnahme an diesem Kampfe durch die Sorge für Sprachreinigung und Sprachverbesserung abgezogen wird.

Die großen Kulturvölker bedürfen eines des andern, und die menschliche Gesittung würde ohne regen materiellen und geistigen Güteraustausch nicht gedeihen können. Natur und Geschichte sind beständig bestrebt, über die trennenden Sprachschranken hinweg kleine sprachverbindende Brücken zu schlagen. Wenn man diese allzu eifrig zerstört, so arbeitet man jenen großen Gewalten entgegen, man isoliert seine Sprache und entzieht ihr den Teil ihrer Nahrung, der ihr von außen zukommt; den kann aber eine Kultursprache ebensowenig entbehren wie die stete Neuschaffung von innen heraus. Große weltbeherrschende Völker, wie die Römer und Engländer, haben sich trotz ihres kraftvollen, ja herben Nationalgefühls nie gescheut, fremdes Sprachgut, welches sie brauchen konnten, ebensogut für sich zu nehmen wie fremde Länder. Die Chinesen dagegen sind es, die ihre Kultur und ihre Sprache hermetisch gegen alle Einflüsse der Außenwelt abgeschlossen haben. Wenn wir mit gesammelter Kraft dafür arbeiten, daß unsere Muttersprache fruchtbar sei und sich mehre auf Erden, so werden wir besser für unsere nationale Weltstellung sorgen, als wenn wir sportsmäßig Fremdwörter erlegen und Sprachdummheiten aufjagen, eine Thätigkeit, die doch nur gar zu leicht ins Kleinliche oder — um mich eines treffenden und gut deutschen Ausdruckes zu bedienen — in Pedanterie ausartet.

Welch unerträgliche Fesseln legt man ferner durch Verpönung so vieler Fremdwörter der Litteratur an! Auch der beste Schriftsteller bedarf eines gewissen Maßes von Fremdwörtern. Nicht nur um der doch nötigen Abwechslung des Ausdruckes willen, sondern vor allem, weil die fremden Ausdrücke sich mit den einheimischen in der Regel nur äußerlich decken. In jenen liegt fast stets ein anderer Phantasie- oder Gefühlswert oder eine andere Vorstellungsfärbung als in diesen. „Palast" deckt sich nicht mit „Schloß", „Bravour" nicht mit „Tapferkeit", „Interesse" nicht mit „Teilnahme", und wer sich „geniert", der braucht sich darum noch nicht zu „scheuen". Wie würde also die Arbeit der deutschen Schriftsteller gehemmt und ihre Diktion versimpelt werden, wenn man sie der aus der Fremde stammenden Ausdrucksmittel beraubte. Und doch wird in gewissen Kreisen der Wert oder Unwert eines neuerscheinenden Buches in erster Linie jetzt fast nach der Anzahl der „unnötigen Fremdwörter", die es enthält, beurteilt.

Nun wird zwar immer mit Nachdruck hervorgehoben, daß nicht die Lehnwörter sondern nur die Fremdwörter ausgerottet werden sollen. Aber erstens ist die Grenze zwischen beiden sehr flüssig, und zweitens muß jedes Lehnwort, ehe es Lehnwort wurde, doch erst einmal Fremdwort gewesen sein. Ohne Fremdwort kein Lehnwort. Wer also gegen jenes kämpft, der kann im Prinzip auch nicht für dieses sein.

Diese jetzt herrschende Richtung auf möglichste Ablehnung alles fremden Sprachgutes ist also der Grund,

warum es mir gerade heutzutage zeitgemäß scheint, die deutschen Lehnwörter in ihrem kulturgeschichtlichem Zusammenhange vorzuführen und so wieder einmal darauf hinzuweisen, wie wenig spröde wir uns seit den ältesten Zeiten fremdem Kultur- und Sprachgute gegenüber verhalten haben, welch ungeheuere, nicht hoch genug zu schätzende Bereicherung unsere Sprache durch die Aufnahme fremder Ausdrücke erfahren hat, und endlich welche Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis diese Lehnwörter zugleich für den Kulturhistoriker bilden.

Meine Arbeit möchte ferner an ihrem bescheidenen Teile zur Pflege des historischen Sinnes beitragen, der vielleicht in Gefahr schwebt, von dem Interesse an den Naturwissenschaften, der Technik und all den Erfindungen der Gegenwart mehr als billig zurückgedrängt zu werden. Ein bedeutender Berliner Universitätslehrer hat vor nicht langer Zeit in öffentlicher Versammlung beklagt, daß die Seele der heranwachsenden und zu bildenden Jugend heutzutage weniger gern bei den von der Vergangenheit ererbten Schätzen verweile als bei den in der Zukunft zu hebenden, beim Elektromotor, dem Acetylenlicht und dem unterseeischen Boote. Diese Richtung auf das Gegenwärtige und Zukünftige hat unzweifelhaft ihre gute Berechtigung. Aber es wäre doch sehr gefährlich, wenn darunter der geschichtliche Sinn des heranwachsenden Geschlechtes ernstlichen Schaden litte. Daher sollte dieser gerade heute auf alle Weise gepflegt und von allen nur möglichen Seiten her angeregt werden, und hierzu ist eine Verbindung von Geschichts- und Sprachwissenschaft, eine

Zurückführung des Sprachbestandes der Gegenwart auf die Einflüsse der Vergangenheit sicher ein vorzügliches Mittel. Dem schnelllebenden, gegenwartsstolzen und zukunftserfüllten Geschlecht unserer Tage muß immer aufs Neue vor Augen geführt werden, wie wir bis in die tiefsten und feinsten Wurzelfäserchen unserer Civilisation hinein verwachsen sind mit Vergangenheit und Altertum, und wie wir die Spuren dieser Abhängigkeit in unserer Sprache mit uns herumtragen. Darum habe ich bei Abfassung dieser Arbeit ganz besonders auch an die Deutsch- und Geschichtslehrer unserer höheren Schulen gedacht und wünsche, daß sich auch das zweite Bändchen, ebenso wie das erste, zur Verwendung für Schülervorträge brauchbar erweisen möge.

Das erste Heft dieser Schrift ist bereits vor fünf Jahren erschienen. Die Fortsetzung hat so lange auf sich warten lassen, einerseits weil mich amtliche Geschäfte und anderweitige Aufgaben in Anspruch nahmen, andererseits weil die Fülle der Einzelheiten, aus denen sich eine solche Arbeit zusammensetzt, nur allmählich bewältigt werden kann. Es galt, unter dem vielen Unsicheren, welches der Etymologie stets anhaftet, das Wahrscheinlichste zu finden. Es galt ferner, um die einzelnen Lehnwörter in die richtige kulturgeschichtliche Beleuchtung zu rücken, nicht nur die Zeit der Entlehnung, sondern auch sozusagen ihren Keimpunkt festzustellen, d. h. dasjenige Lebensgebiet zu bestimmen, auf welchem sie stattgefunden hat, und diejenige kulturelle Neuerung, durch welche sie veranlaßt worden ist. Denn dies ist keineswegs in allen

Fällen von vornherein klar; ist es doch nicht einmal immer möglich, gelehrte von volkstümlicher Entlehnung zu sondern. Der Schein trügt leicht bei allen diesen Fragen, und wer nur völlig Sicheres bringen wollte, der dürfte eine derartige Arbeit überhaupt nicht veröffentlichen. Aber gelegentliche Zusammenfassungen pflegen ja die Einzelforschung anzuregen, und so wäre mein Wunsch, daß auch diese Studie Sprachforschern und Kulturhistorikern Anlaß gäbe zu erneuter Prüfung zweifelhafter Einzelheiten.

Prinzipiell habe ich nur die in der Sprache heute noch lebenden Lehnwörter behandeln wollen, diese allerdings, wenn möglich, vollständig. Doch mußten gelegentlich auch solche herangezogen werden, welche sich nicht bis in die Gegenwart hinein behauptet haben. Auch die Übersetzungen fremder Ausdrücke habe ich berücksichtigt, da wo sie kulturgeschichtlichen Gewinn zu ergeben schienen.

Was die Anordnung betrifft, so konnte der Stoff nach drei verschiedenen Gesichtspunkten eingeteilt werden: erstens nach der Zeit, wann, zweitens nach den Sprachen, aus denen, und endlich nach den Lebensgebieten, auf denen die Entlehnungen stattgefunden haben. Indessen ließ sich keins dieser drei Einteilungsprinzipien rein durchführen; es mußte zwischen ihnen ein Kompromiß geschlossen werden, welcher alle drei nebeneinander zu ihrem Rechte kommen ließ. Auch die Darstellung bereitete dem Verfasser nicht geringe Schwierigkeiten, weil man bei Behandlung eines so begrenzten Stoffgebietes auf eine verhältnismäßig recht beschränkte Zahl von Rede-

wendungen angewiesen ist, mit denen es sorgfältig haus-zuhalten gilt. Die meisten Arbeiten auf diesem Gebiete tragen daher einen mehr oder weniger ausgesprochenen lexikalischen Charakter. Meine Absicht war aber, etwas Zusammenhängendes, Lesbares zu schaffen, und das war oft nicht leicht. Diese Schwierigkeit zu beseitigen war ich nicht im stande, sie zu mildern habe ich mich nach besten Kräften bemüht, muß aber auch in dieser Hinsicht die Nachsicht des geneigten Lesers erbitten.

Wernigerode, Februar 1900.

Friedrich Seiler.

Inhalt.

		Seite
Kapitel I.	Kirchliche und gelehrte Bildung . . .	1
Kapitel II.	Rittertum und Orient	88
Kapitel III.	Das ausgehende Mittelalter . . .	151
Kapitel IV.	Die halbcivilisierten Völker des Ostens	198
Rückblick		210
Wörterverzeichnis		215

Kapitel I.

Kirchliche und gelehrte Bildung.

Nachdem sich schon seit dem 5. Jahrhundert christliche Einflüsse im südlichen und westlichen Deutschland geltend gemacht hatten, die nicht ohne Einwirkung auf den Sprachschatz geblieben waren[1], erfolgte im 8. Jahrhundert die durchgreifende Bekehrung des deutschen Volkes und die Eingliederung der deutschen Kirche in den Organismus der römischen durch Bonifazius. Dessen Werk wurde vollendet durch Karl den Großen, durch dessen beharrlich fortgesetzte Bemühungen die deutschen Stämme bis in den Kern ihres Wesens hinein christianisiert wurden. Dem Deutschen trat in und mit der neuen Religion eine wahre Fülle neuer Gegenstände und Einrichtungen nahe, und es galt nun, für all diese Dinge auch neue, dem Sprach- und Volksgeiste gemäße Bezeichnungen zu finden. Das war in erster Linie die Aufgabe der Priester und Mönche deutschen Stammes, welche die neue Botschaft dem Volke mundgerecht zu machen und ihre Predigt und Lehre so einzurichten hatten, daß ihre Pfarr- und Beichtkinder sie verstanden.

1) Vgl. I S. 85—93.

Bei dieser Christianisierung der Sprache — so dürfen wir den Prozeß, der im folgenden kurz geschildert werden soll, wohl nennen — bot sich den Bekehrern und geistlichen Erziehern des Volkes ein zwiefacher Weg. Sie konnten die fremden kirchlichen Ausdrücke entweder ins Deutsche übertragen, was durchaus keine leichte und einfache Sache war[1], dann bereicherten sie die Sprache durch Neubildungen aus vorhandenen Wortstämmen und durch Neuanwendungen vorhandener Wörter; oder aber sie behielten die kirchlichen Bezeichnungen einfach bei, dann bereicherten sie die deutsche Sprache durch Lehnwörter. Nicht selten schwankt die Wage längere Zeit zwischen beiden Möglichkeiten, und es läßt sich durchaus nicht immer mit Sicherheit das für die schließliche Entscheidung ausschlaggebende Moment auffinden; denn das Walten des Sprachgeistes wird immer etwas Geheimnisvolles behalten. Eine oder die andere der wirkenden Ursachen läßt sich aber wohl erkennen, und im allgemeinen darf man schon für diese frühe Periode den Satz aufstellen, daß die Lehnwörter ein mehr volkstümliches, die Übersetzungen ein mehr gelehrtes und künstliches Gepräge tragen, also gerade umgekehrt als man erwarten sollte. Haben doch die Lehnwörter auch heute noch häufig einen populären, ja vulgären Anstrich, z. B. ‚Kompliment' gegenüber ‚Empfehlung', ‚Courage' gegenüber ‚Mut', ‚Bulle' gegenüber ‚Flasche' u. dgl.

1) Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache, S. 280.

Manche der lateinischen Kirchenwörter widerstanden nach ihrem ganzen Bau und Wesen der Eingliederung in das deutsche Sprachgut. Mehrsilbige Zusammensetzungen mit *con-* z. B. ins Deutsche zu übernehmen, ist nie auch nur der Versuch gemacht worden.[1] Hier trat also die Übersetzung ein, wobei *con-* in der Regel durch die etymologisch entsprechende Vorsilbe *gi-* (ge-) wiedergegeben wurde. So wurde aus *communio gimeinida* ‚Gemeinde', *conscientia giwizzanî* ‚Gewissen', *compater gevatero* ‚Gevatter', *convertere bikêran* ‚bekehren', *confessio bijiht* (von *jehan* ‚sprechen') ‚Beichte'. In ähnlicher Weise wurde die Apokalypse zur *intdacnassi* ‚Entdeckung', *resurgere* zu *ufarstandan* ‚auferstehen'.

Andere Wörter hätten sich vielleicht bequem der deutschen Sprache angefügt, z. B. *pascha*. Die geistlichen Leiter des Volkes hielten es aber für nützlich, echt deutsche Ausdrücke, die annähernd etwas Ähnliches bezeichneten, an ihre Stelle zu setzen, um den neuen christlichen Begriffen damit einen volkstümlichen Anstrich zu verleihen und das Volk um so eher daran zu gewöhnen. So erhielt das christliche Paschafest den Namen der germanischen Frühlingsgöttin *Ostara (= Aurora)*, deren Fest ungefähr zu derselben Jahreszeit gefeiert worden war. An Stelle des *dies natalis* setzte man die von alters her heiligen Nächte der Wintersonnenwendezeit, wobei der Übertragung des Ausdruckes ‚Weih-

1) Kluge in der Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins 1894, S. 206.

nachten' sehr förderlich war, daß die heilige Geschichte von der Geburt Christi ebenfalls in der Nacht spielt.[1] Die christlich-jüdische *gehenna* ersetzte man durch die altgermanische *hella*, auch durch *quala* ‚Qual'; für *propheta* sagte man *wîzago* oder *forasago*, für Apostel ‚Boten', ‚Zwölfboten' oder ‚Jünger', für das christliche *deus* gebrauchte man von Anfang an und allgemein das heidnische *got*, für *dominus* ‚Herr', *orare* und *oratio* wurden durch die heidnischen Ausdrücke *betôn* und *gabet* ‚Gebet' vollständig gedeckt. Leicht boten sich auch Übersetzungen für *dies iudicii* durch die Ausdrücke *suonatago* ‚Sühnetag' und *der iungisto tac*, während der mythische Ausdruck *muspilli* für Weltuntergang als gar zu heidnisch unverwendet blieb. Die *sinfluot* ‚große Flut', aus welcher später durch Volksetymologie ‚Sündflut' wurde, war möglicherweise auch schon in der Göttersage vorhanden.

Besonders aber waren es schwerverständliche Begriffe, namentlich abstrakter Natur, welche einer Verdeutschung geradezu bedurften. Hätte man bei ihnen die lateinische Form gelassen, so wären sie dem gemeinen Manne völlig unnahbar geblieben. Wie schwierig mußte es z. B. sein, dem ungebildeten Volke den theologischen Begriff *substantia* = *οὐσία* auszudeuten; man half sich auf verschiedene Weise, durch *enuat*, *gaburt* und *wesan;* das letzte hat sich als ‚Wesen' behauptet. Die *trinitas*, *unitas*, *humanitas* gab man durch *thrinissi*, *einissi* und

1) Über ‚Pfingsten' dagegen s. I 88.

gomaheit (von *gomo* ‚Mensch') wieder, die drei Personen der Gottheit sind die *thrio heiti* (bei uns nur noch in Zusammensetzungen ‚-heit'). Ich nenne ferner *testamentum ewa* ‚Ehe' oder *urchundi* ‚Urkunde', *caritas* ‚Minne', *humilitas* ‚Demut', *misericordia* ‚Barmherzigkeit', *gratia* ‚Gnade' oder ‚Huld', *salus* ‚Heil', *sanctitas heilicheit*, *sacramentum heilictuom*, *doctrina* ‚Lehre', *reconciliatio* ‚Sühne, Versöhnung', *poenitentia* ‚Buße', *peccatum* ‚Sünde', *debitum* ‚Schuld', *vita aeterna êwiger lîp*, *salvator* ‚Heiland', *creator* ‚Schöpfer', *spiritus sanctus wîher atum* ‚heiliger Atem', *manifestare offanôn*, *redimere* ‚erlösen, erkaufen' u. s. w. Nicht immer vermögen sich die Übersetzungen zu behaupten. Es kommt vor, daß das Fremdwort schließlich doch durchdringt. So *benedîen* statt *wîhan*, *biblie* oder *bibel* statt *buach frôno*, *prophête* statt *forasago*. Neben ‚Gevatter' taucht schon im mhd. *pate* von *pater* auf. Die mißverstandene Verdeutschung von *melodia suozsanc*, als hätte das Wort etwas mit *mel* ‚Honig' zu thun, mußte der *melodîe* weichen.[1]

Den andern Fall, daß das lateinisch-romanische Wort beibehalten wurde, finden wir zunächst bei sämtlichen kirchlichen Ämtern und Würden. Auch hier versuchte man es wohl anfangs mit deutschen Übersetzungen, z. B. *êwart* für *sacerdos*, *fater* für *abbas*, *zehaning*

1) Ein merkwürdiges Beispiel alter Volksetymologie ist die Übersetzung von *anachoreta* in der Benedektinerregel (Hattemer, Denkmahle I 34) *einchoraner;* der Übersetzer scheint sich dabei etwa vorgestellt zu haben: der die Einsamkeit erkoren hat.

für *decanus*, *wechari* für *hebdomadarius*, von denen die beiden letzten wohl nur künstliche Neubildungen sind. Aber an seinen Titel läßt sich niemand gern tasten (vgl. ‚Arzt' und ‚Doktor' I 81), und durch eine deutsche Benennung hätten die kirchlichen Würdenträger sich etwas zu vergeben geglaubt, um so mehr, da gewissen deutschen Wörtern, wie z. B. *êwart* ‚Priester' ein stark heidnischer Beigeschmack anhaften mußte. Daher kommt es, daß es unter den zahlreichen Benennungen kirchlicher und klösterlicher Würdenträger nicht eine einzige deutsche giebt. ‚Pfaffe', ‚Bischof', ‚Pfarrer' und ‚Dechant' waren schon am Ende der vorigen Periode aufgenommen (I 86. 90. 92) und zeigten daher noch die Wirkung der hochdeutschen Lautverschiebung. Diese war nun abgeschlossen und nicht mehr wirksam. Die seit dem 8. Jahrhundert übernommenen Ausdrücke für kirchliche Amtspersonen bleiben daher unverschoben, aber ihre energische lautliche Umbildung beweist deutlich, daß sie nicht auf gelehrtem Wege, sondern durch mündliche Überlieferung aus lateinisch-romanischem Munde in unseren Wortbestand gelangt sind.

So ist aus dem romanisch-vulgären *prestre* (für *presbyter*) *priestar*, Priester geworden; das Wort heißt eigentlich bloß ‚der Ältere', aber aus dem weltlichen Gemeindevorsteher war schon auf lateinischem Boden der geistliche Gemeindehirt geworden. Das äußere Kennzeichen, welches ihn von der Masse des Volkes schied, die Tonsur, hieß schon ahd. *blatta* Platte[1] von

1) Graff, Althochdeutscher Sprachschatz III 249.

einem mlat. *plata* ‚Flachstück', welches vom griechischen πλατύς ‚breit' herstammt. Der dem Priester beigegebene niedere Kirchendiener hieß *sacristanus*, woraus spätlatein. *segristanus*, ahd. *sigrista* Sigrist wurde. Unser heutiges ‚Sakristan' ist eine nochmalige gelehrte Entlehnung erst der neueren Zeit. Der Sigrist hatte die Aufsicht über den Kirchenschatz und die Kirchengeräte zu führen, die sich in der *sacristia*, der *sacristîe* (seit 13. Jahrh.), Sakristei befanden. Da das Gotteshaus auch einfach *mansio* ‚Haus' (franz. *maison*) hieß, so nannte man den Aufseher über dasselbe auch *mansionarius* oder in der Vulgärsprache *masionarius*, woraus mhd. *mesnære* oder mit volksetymologischer Anlehnung an ‚Messe' — weil er bei dieser zu assistieren hatte — *messenære* Mesner wurde. Oder man nannte diesen Aufseher und Diener auch einfach ‚den Wächter' *custos*, woraus im Vulgärlatein nach Analogie von cantor *custor* wurde. Aus dieser Form entstand ahd. *kustor*, Küster, frz. *cuistre* Schulpedell.[1] Eine Erweiterung des einfachen *custor* war *costurarius*, welches sich dialektisch in Gusterer erhalten hat. Andere landschaftlich noch übliche Ausdrücke sind mhd. *kirchenære* Kirchner und Oppermann (zu *opparôn* I 91), beide auch als Eigennamen erhalten. Man erkennt aus dieser Fülle populärer Benennungen, eine wie volkstümliche Persönlichkeit dieser nicht durch die Weihen vom Volke ge-

1) Dies die jetzt allgemein angenommene Ableitung. Diez, Wört. d. roman. Sprachen II 269, führt *cuistre* noch auf *cuire* kochen ‚Pfaffenkoch' zurück.

sonderte Kirchendiener, der zwischen ihm und dem Priester vermittelte, von Anfang an gewesen ist.

Eine besondere Steigerung und Hervorhebung wurde einem kirchlichen Titel durch Vorsetzung eines *archi* zu teil, welches das in seiner Art Vorzüglichste bezeichnete. In gotischer Zeit wurde das *ch* noch wie *k* gesprochen, z. B. *ark-aggilus*, ebenso im ags. *arce-*, aber im Spätlateinischen sagte man *arxi*[1], woraus dann deutsch *erxi-*, Erz- werden mußte; so in ‚Erzengel', ‚Erzpriester', ‚Erzbischof'. Bei diesem kirchlichen Gebrauch blieb aber die nun einmal gebildete, echt deutsch erscheinende Vorsilbe nicht stehen; sie erweiterte ihr Gebiet, indem sie auf die weltlichen Erzämter übertragen wurde. Im 12. Jahrhundert bemächtigten sich sodann die fahrenden Kleriker, die sogenannten Vaganten oder Goliarden, ihrer und schufen als den Vertreter ihres sangeskundigen Ordens den *archipoeta* ‚Erzdichter'. Später finden wir dann einen *archiscurra* einen ‚Erzpossenreißer', und nun sank die Vorsilbe reißend schnell im Werte und wurde besonders vor Schimpfwörtern angewendet: ‚Erzhalunke', ‚Erzschurke', ‚Erzlügner', ‚erzdumm' und ‚erzfaul'.

Da auch in Deutschland schon früh Wallfahrten Sitte wurden, so kam auch die romanische Bezeichnung des Wallfahrers *pelegrinus* (frz. *pélerin*) für lat. *peregrinus* zu uns; ahd. wurde mit Abrundung des Auslautes daraus *piligrim* Pilgrim, daneben abgekürzt *pilgrî* Pilger.

1) Vgl. I 6 und 81 über *archiater*.

Nicht zu behaupten vermochten sich die populären Lehnwörter *jacuno fikari* und *canunih*, welche durch die gelehrten lateinischen Ausdrücke, denen sie entstammen, *diaconus*, *vicarius*, *canonicus*, wieder verdrängt wurden. Auch die älteste Bezeichnung für ‚Taufpate' mhd. *pfetter* aus *patrinus*, frz. *parrain*, deren Entlehnung wegen des *pf* in ganz frühe Zeit fallen muß, ist später durch das einfache von *pater* abgeleitete *pate* Pate ersetzt worden (vgl. S. 5). — Über den höchsten Würdenträger der Christenheit werden wir erst später zu reden haben.

Zugleich mit dem Christentum und als das wirksamste Mittel der Christianisierung fand das Klosterwesen in Deutschland Eingang. Skt. Gallen wurde schon 613, Fulda 744 gegründet. Damit ergab sich die Notwendigkeit, auch die Klosterausdrücke zu verdeutschen. *Monachus* wurde *munich* Mönch[1], *nonna* Nonne, *abbat-em* ahd. *abbat* Abt — das Wort geht durch das griechische ἄββας auf syrisches *abbâ* ‚Vater' zurück —, *propositus* ‚Vorgesetzter' durch *propostus* zu Probst, wo die Präposition *pro* für *prae* die Herkunft aus der Vulgärsprache bekundet. Dasselbe wie Probst bedeutet das erst später aufgenommene *praelatus*, mhd. *prêlâte* Praelat. Die Summe der Vorschriften, nach

1) Über den Auslaut vgl. I 90. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß bei der Übernahme des Wortes, welche sicher nicht lange nach der ersten Schicht kirchlicher Lehnwörter (I 85 ff.) erfolgt ist, und zwar vielleicht von Skt. Gallen aus, noch die Lautverschiebung gewirkt hat; jedenfalls wurde das *ch* des lateinischen Wortes wie *c* gesprochen.

welchen die Mönche zu leben hatten, hieß *regula*, ahd. ebenso, jetzt Regel. In dieser Bedeutung hat sich das Wort zuerst bei uns eingebürgert; erst später wurde es auf die Grammatik angewendet. Ein anderes Wort für dieselbe Sache ist das erst mhd. auftretende *orden* Orden[1], worunter man aber nicht nur die Klosterregel selbst verstand, sondern auch die Vereinigung aller derer, die nach ihr lebten, dann auch die ähnlich organisierten ritterlichen Genossenschaften und endlich die Abzeichen, die diese führten und deren Verleihung als Auszeichnung galt und gilt.

Die ‚Regel' des heiligen Benedikt, Kap. XVI, bestimmte auf Grund von Psalm 119, 164: „ich lobe dich des Tages siebenmal", daß die Mönche siebenmal täglich Gebetsstunde mit Psalmengesang zu halten hätten. Dazu kam noch auf Grund von Psalm 119, 62: „zur Mitternacht stehe ich auf, dir zu danken" die Mitternachtsvigilie. Von den Bezeichnungen dieser Gebetsstunden sind volkstümlich geworden die *matutina* oder mlat. *mattina* als *mattîna, mettîna, metten* Mette, auch in der verdeutlichenden Zusammensetzung Frühmette, die *nona* als None, jetzt in Deutschland nicht mehr üblich, wohl aber in England mit leichter Bedeutungsänderung als *noon*, und endlich die *vespera* als Vesper, deren Volkstümlichkeit die Aus-

1) Das ahd. *ordena* ‚Regel, Ordnung, Reihenfolge' ist Femininum und aus dem Abl. von *ordo* hervorgegangen, der in gewissen Formeln wie *legitimo, canonico ordine* besonders häufig vorkam.

sprache des *v* als *f* beweist. Die Mitternachtsvigilie und die Frühmette (um 3 Uhr morgens) wurden der Bequemlichkeit wegen häufig verbunden und hießen zusammen das officium nocturnum. Selbstverständlich erschienen die Mönche dabei, ohne gegessen zu haben, und dieser unbehagliche Zustand des Leibes muß von den deutschen Mönchen ebenfalls *nocturnus* genannt worden sein; denn schon im Ahd. bedeutet *nuohturn*, unser nüchtern, den Zustand des Körpers nach dem Schlafe, bevor man etwas gegessen hat.

Auch die Mahlzeiten waren streng geregelt. Jeder Mönch erhielt ein bestimmtes Maß, welches ihm zugewogen, zuerteilt wurde. Ein solches abgeteiltes Maß hieß in der vulgärlateinischen Klostersprache *spensa* (aus *expensa*), gesprochen *spêsa*, was ahd. zu *spîsa* Speise wurde. Als Stätten christlicher Mildthätigkeit erscheinen die Klöster in dem aus dem Verbum *expendere*, vulgär *spendere* entstandenen *spentôn* spenden, *spenta* Spende ‚ausgeteiltes Geschenk, Almosen'.[1]

Das Horensingen, Fasten und Beten mochte manchem der Klosterinsassen wenig behagen. Ein solcher konnte dann leicht in die Seelenstimmung geraten, welche das alte Testament häufig durch *murmurare* ausdrückt. Darum schrieb Skt. Benedikt seinen Jüngern ausdrücklich vor, sie sollten nicht murmurare, was schon die älteste Übersetzung der Benediktinerregel durch

1) Heyne erklärt auch *spîsa* nicht aus dem Zuteilen der täglichen Rationen an die Mönche, sondern aus der Sitte des Almosengebens.

murmolôn murmeln übersetzt; die Übergangsform *murmurôn* ist ebenfalls in den ahd. Denkmälern belegt. Mit dem erst neuhochd. ‚murren' = ‚dumpfe, knurrende Laute ausstoßen' hat also murmeln nichts zu thun. Solche im Zustand innerer Widersetzlichkeit gegen Gott und die Oberen befindlichen Leute mußten durch Mahnungen, lat. *monere*, woraus ahd. *bimunigôn*, wieder zur Vernunft gebracht werden.

Das Gebäude, in welchem die Mönche und Nonnen abgeschlossen lebten, hieß entweder *claustrum* Kloster (schon ahd. *chlôster*) oder *monasterium munistri* Münster. Letzteres ist eigentlich nur die Hütte eines Einsiedlers und entwickelte sich über ‚Kloster' hinüber zu ‚Klosterkirche' und zuletzt zu ‚Stiftskirche', so daß es dasselbe bedeutete wie Dom[1] (ahd. *tuom* aus *domus dei* ‚Haus Gottes'). Von ‚Mönch' gab es auch eine deutsche Nachbildung *einsidilo*, Einsiedel, ein Wort, welches man aber nicht für die gesellig lebenden Klosterbrüder, sondern für die im Walde hausenden Eremiten gebrauchte. Die Behausung eines solchen, auch die einzelne Mönchsstube im Kloster hieß *cella*, Zelle, wovon Ortsnamen wie Zell, Radolfszell u. s. w. herstammen.[2] Da sich die Eremiten in ihrer Zelle oft sogar einschließen ließen, so hatte letztere auch den Namen *clausa* oder vulgär *clusa*, woraus deutsch *klûsa* Klause

1) Über ‚Kirche' s. I 85. Verdeutschende Umschreibungen wurden ebenfalls versucht: *betahûs*, *gibethûs* (Bethaus), *gotes hûs* u. dgl.

2) Vgl. dagegen Keller und den Ortsnamen Winkel, I 44.

wurde. Den Eremiten selbst nannte man danach *klûsenære* Klausner.[1]

Der gewölbte Nebenraum einer Kirche hieß griechisch *ἁψίς*; daraus entstand mlat. und ahd. *absida*, bald aber brachte das Volk dieses Wort mit ‚Seite' zusammen und verwandelte es in mhd. *apsîte* Abseite. Neben den großen Domen, Münstern und Kirchen gab es auch kleinere Gebäude zu besonderen gottesdienstlichen Zwecken, oder auch zu privatem Gebrauch für vornehme Familien. Deren Benennung hat sich auf eine seltsame Weise gebildet. In dem Privatheiligtum der fränkischen Könige wurde neben anderen Reliquien der Mantel des heiligen Martinus aufbewahrt, den dieser einst mit dem Schwerte zerteilt und zur Hälfte einem Bettler geschenkt hatte. Ein solcher zugleich den Kopf kapuzenartig deckender Mantel hieß *capa* oder mit Diminutivableitung *capella*. Von dieser *capella* des heiligen Martinus erhielt das Gebäude selbst den Namen Kapelle[2], der dann seit dem 7. Jahrhundert auf jedes kleinere Bethaus ohne besondere Geistlichkeit, später auch auf geschlossene Seitenräume größerer Kirchen angewendet wurde. Da nun in solchen Nebenräumen die Geistlichen des Gotteshauses bei besonderen feierlichen Gelegenheiten Gesang- und Musikstücke aufführten, so entwickelte sich weiter

1) In der Benediktinerregel wird für *eremita* die Übersetzung *waldlîch*, etwa ‚im Walde lebend', versucht (Hattemer, Denkmahle I 34). Über *einchoraner* vgl. S. 5, Anm.

2) Neben der gewöhnlichen lateinischen Betonung des Wortes findet sich auch ein deutsches *kápelle* mit dem Ton auf der ersten; daher stammt der Ortsname Kappel.

die Bedeutung ‚Sängerchor', ‚Musikkapelle'. — Der Geistliche, der in der Kgl. fränkischen Hauskapelle den heiligen Martinusmantel zu bewahren hatte, führte von demselben den Namen *capellanus*, und das Wort Kaplan wurde dann leicht auch auf andere niedere Geistliche übertragen, die den Gottesdienst in einer Kapelle zu versehen hatten, später dann auch auf die Hilfsgeistlichen anderer selbständiger Priester.

Dasjenige kirchliche Gerät, welches die Deutschen zuerst kennen lernten, war das Kreuz. Die Bekehrer pflanzten es in der Wildnis überall auf, wo sie ihre Predigt hielten und ihren Wohnsitz nahmen. Die Gotteshäuser und Klöster waren in- und auswendig damit aufs mannigfachste geschmückt, und bei Bittgängen und Wallfahrten wurde es den Gläubigen vorangetragen. Die germanischen Theologen der früheren Zeit hatten auch dieses Wort zu übersetzen versucht, Ulfilas durch *galga* ‚Galgen', die Angelsachsen durch *rôd* ‚Rute', für das Lehnwort *krûzigôn* kreuzigen oder *krûzôn* kreuzen hatte man *hâhan hengan* ‚hängen' eingeführt. Aber hier bei diesem sicht- und greifbaren Gegenstande blieb das fremde, erst nach Assibilierung (16 f.) des lateinischen *c*, also nicht vor dem 8. Jahrhundert, aus den obliquen Kasus von *crux (cruci-)* entlehnte *krûzi* siegreich. Das Wort erlebte dann eine sehr vielseitige Entfaltung (‚Kreuzer' als Münze und als Schiff), ja es sank schließlich zu einer bloßen Steigerungssilbe wie ‚erz' herunter: ‚kreuzbrav', ‚kreuzunglücklich' u. s. w.

Wie beim Kreuz so versuchte man auch beim Altar zuerst eine Übersetzung. Ulfilas sagte *hunslastaths* ‚Opferstand', die Angelsachsen *wîhbed* ‚heiliger Tisch'. Auch im Hochdeutschen bot sich das alte Wort für ‚Opfertisch' *piot* (s. I 79 unten) zur Übersetzung, ebenso wie man für ‚opfern' selbst *pluozan* (got. ags. *blôtan*) hätte nehmen können. Allein diese Ausdrücke waren allzusehr mit dem Geruch des Götzendienstes behaftet. Man zog daher im Hochdeutschen von Anfang an das lateinische Wort *altare* vor, aber mit deutscher Betonung *áltâri álteri*, mhd. noch *alter elter*, ja auch heute noch hört man nicht selten das Wort Altar auf der ersten Silbe betont. Die lateinische Betonung sowie das *a* der zweiten Silbe rührt erst von späterer gelehrter Beeinflussung her.

Am Altar hatten die Geistlichen ihren besonderen Platz, der von dem Hauptraum der Kirche durch ein Gitter getrennt war. Dies Gitter hieß lat. *cancelli*, ‚die Schranken', ahd. *chánzella*. Es hatte nach dem Schiffe der Kirche zu einen Ständer samt Lesepult für den predigenden Geistlichen. Auf diesen erhöhten Predigtstuhl beschränkte sich später der Begriff der deutschen Kanzel. Über dem Altar brannte die ewige Lampe. Das älteste Wort für sie ist nicht das erst mhd. erscheinende, aus griech.-lat. *lampas* hervorgegangene *lampâde* oder *lampe*, sondern *ampulla* Ampel, aus dem gleichlautenden lateinischen Wort, welches eigentlich ‚Ölgefäß', dann erst ‚Hängelampe' bedeutet. Beide Wörter bezeichnen also ursprünglich nur das Kirchengerät; in den

Wohnungen gebrauchte man Lampen selbst in der höfischen Zeit noch wenig oder gar nicht.[1]

Wichtige kirchliche Geräte sind endlich noch die Orgel und die Glocke. Beide haben einen ganz verschiedenen Ursprung. Die erstere ist sehr allmählich und unter Jahrhunderte dauernden Versuchen von den Griechen und Byzantinern aus der Panflöte und Sackpfeife entwickelt worden. Im 7. Jahrhundert wurde sie durch Pabst Vitalian in den christlichen Gottesdienst eingeführt, dem sie natürlich eine ganz außerordentliche Bereicherung und Verschönerung verlieh. Daher ihre rasche Verbreitung. Schon im Jahre 757 erhielt Pipin eine in Byzanz gebaute Orgel geschenkt, ebenso später Karl der Große vom Kaiser Michael. Aber bereits im Beginn des 9. Jahrhunderts verstand man in deutschen Klöstern, wie Reichenau, Skt. Gallen, selber Orgeln zu bauen. Das Wort ahd. *organa* aus griech.-lat. *organa*, Plural von *organum*, heißt eigentlich ‚Werkzeug', dann ‚musikalisches Instrument'; die Orgel ist das Musikwerk als solches, der Inbegriff aller musikalischen Instrumente. Neben der Form mit *n* kommt schon früh die mit *l* vor: ahd. *orgela*, Orgel, eine durchaus volkstümliche, dem deutschen Sprachgeiste angemessene Veränderung, welche gewissermaßen von der Popularität des Gegenstandes Zeugnis ablegt.

Einen nordisch-barbarischen Ursprung hat dagegen die Glocke. Zwar hatten schon die heidnischen Römer

1) Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger I 94.

Schellen und Klingeln (tintinnabula) im Gebrauch, die Glocke aber tritt erst seit dem 6. Jahrhundert auf den britischen Inseln und im Frankenreiche auf. Ihr Name stammt aus dem irischen Schall nachahmenden *cloc*, wurde mlat. *clocca* (seit dem 8. Jahrhundert bezeugt), ahd. *glocka*, frz. *cloche*. Die Glocke ist das einzige kirchliche Wort keltischen Ursprungs, ist aber schwerlich — wie man meinen könnte — von irischen Mönchen, wie Columban und Gallus (um 600), mit nach Deutschland gebracht worden. Eine Übernahme in so früher Zeit ist nicht wahrscheinlich. Das Wort ist wohl erst unter Karl dem Großen aus dem bereits in der lateinischen Kirchensprache festgewurzelten *clocca* ins Hochdeutsche übergegangen. Das keltische Wort begegnete sich in Südfrankreich mit dem italienischen *campana*, einer von der Landschaft *Campania* hergenommenen Benennung; denn dort wurden zuerst Glocken im Gottesdienst gebraucht.

Der Hauptteil des Gottesdienstes, die Erneuerung des Opfers Christi durch Emporhalten der geweihten Hostie, wurde eingeleitet durch die Formel ite, missa est, nämlich concio. Daraus ging im 4. Jahrhundert ein neues lateinisches Substantivum *missa* hervor, welches die Deutschen, nachdem sie eine mechanische Übertragung *santa* ‚die Gesendete' versucht hatten, endgiltig als *messa* Messe übernahmen. Das neue Wort bekam dann weiter die Bedeutung eines Feiertages, weil an solchen Messe gelesen wurde, z. B. Lichtmesse, so genannt, weil an diesem Tage (2. Februar) die zum kirchlichen Gebrauch

bestimmten Lichter geweiht wurden. An solchen Feiertagen wurden dann weiter auf dem Platze neben der Kirche Märkte abgehalten, zum Zwecke des Verkaufs zunächst von Kerzen, Heiligenbildern u. dgl., dann auch von weltlichen Gegenständen. So bekam das Wort schließlich die Bedeutung eines größeren Jahrmarktes.

Diese Bedeutung hat im Romanischen nicht *missa*, sondern *feria* erhalten (ital. *fiera*, frz. *foire*, auch engl. *fair*). Im Deutschen bedeutete *fîra* Feier, Feiertag nicht ‚Jahrmarkt', sondern den von Arbeit freien kirchlichen Festtag, dann auch ein weltliches Fest, aber stets mit dem Nebenbegriff des Ernsten, Würdigen, weshalb man nie von einer ‚Tanzfeier' statt eines Tanzfestes reden wird. Der Nebenbegriff ‚Freiheit von Arbeit' tritt besonders hervor in dem abgeleiteten Verbum *fîrôn* feiern aus *feriari* und in der Zusammensetzung Feierabend, d. i. eigentlich nur der arbeitsfreie Vorabend eines Festtages. Das Wort Ferien giebt sich schon durch die lateinische Form als eine gelehrte Entlehnung zu erkennen; sie kam erst im 17. Jahrhundert für den Gerichtsstillstand auf und wurde im 18. auf die Schulen übertragen. Ebenso ist unser Fest weit jünger als ‚Feier' und erst im spätmhd. aus *festum* entlehnt.[1]

Nächst der Messe ist der wichtigste Teil des Gottesdienstes die Auslegung der Schrift und die strafende

1) Der bairische Dialekt bewahrt in ‚Dult' d. i. Jahrmarkt noch ein uraltes heidnisches Wort: got. *dulþs*, mhd. noch *tult* = Fest, welches nicht in die christliche Sprache aufgenommen wurde.

Ermahnung der Gemeinde. Dafür gab es zwei Verba: *praedicare* und *castigare*. Aus dem ersten wurde *predigôn* predigen, aus dem zweiten *kestigôn*, mhd. *kestigen*, nhd. aber nicht ‚kestigen' sondern durch Angleichung kasteien.[1] Die Endung *-eien* war nämlich durch zwei vielgebrauchte kirchliche Verba eingebürgert, benedeien, mhd. *benedîen* aus *benedicere*, und vermaledeien, mhd. *vermaledîen* aus *maledicere*. Die gleiche Bedeutung wie das letztere hat verdammen *firdamnôn* aus *damnare;* die Vorsilbe ‚ver' drückt in beiden Wörtern die Wendung zum Schlechten aus. Mit ‚benedeien' dagegen ist ein Ausdruck sinnverwandt, der von einer alten, schon heidnischen Sitte herrührt. Die Germanen machten über Dingen und Personen, die sie zauberhaft weihen wollten, das Zeichen von Donars Hammer. Die Kirche setzte an dessen Stelle das Zeichen des Kreuzes und führte zur Bezeichnung dieser Handlung das von *signum* ‚Zeichen' abgeleitete *signare* ein, woraus ahd. *seganôn* segnen wurde. Aus diesem Verbum entwickelte sich dann das Substantivum *segan*, Segen, was also ursprünglich Weihung durch das Kreuzeszeichen, dann Weihung überhaupt, Anwünschung von etwas Gutem bedeutet.[2]

1) Das Wort hatte auch die Bedeutung peinigen, durch Entsagen quälen, und wurde fast synonym mit dem altgermanischen ‚fasten' (got. *fastan*), eig. festhalten, beobachten, dann speziell religiöse Vorschriften beobachten, und noch spezieller religiöse Enthaltungsvorschriften beobachten. Dies eingewurzelte heidnische Wort konnte durch ieiunare so wenig verdrängt werden wie ‚taufen' durch baptizare (I 89).

2) Die ält. agf. Entlehn. von signum ‚Feldzeichen' s. I 21, Anm.

Mit dem Segnen hängt das Firmeln zusammen, ahd. *firmôn* von *firmare* ‚befestigen' wovon das Subst. *firmunge* abgeleitet wurde, jetzt Firmelung. Eine andere altkirchliche Sitte war die später nur noch in Klöstern geübte, daß man Gästen und Fremdlingen auf Grund von Joh. 13, 5 und 1. Tim. 5, 10 die Füße wusch. Das hieß *lavare*, ahd. *labôn* laben. Aus der besondern Bedeutung ‚mit Wasser zur Erquickung waschen' entwickelte sich früh die allgemeine des Erquickens, Belebens überhaupt, namentlich mit Speise und Trank, was um so leichter geschehen konnte, als sich an die Fußwaschung gewöhnlich die Bewirtung anschloß, wie noch jetzt bei der päbstlichen Ceremonie in Rom.

Ganz besonders reich ist die Kirchensprache an Ausdrücken für Qual und Strafe. Von der ewigen Verdamnis haben wir schon gesprochen (S. 4). Das ‚Fegefeuer' (*vegeviur*) ist eine mhd. Übersetzung von *purgatorium*. Aber auch schon im Diesseits giebt es göttliche Strafgerichte, deren Schläge *plaga*, eigentlich ‚Schlag, Hieb' hießen. Demgemäß hat auch unser Plage, ahd. *plâga*, ursprünglich die Bedeutung eines gottgesendeten Unheils (wie die egyptischen Plagen), und wird erst später auf Beschwerden jeder Art übertragen. Von diesem Substantivum wurde im Mhd. ein Verbum *plâgen*, im 15. Jahrhundert eine Intensivbildung placken abgeleitet, die man zunächst auf Wegelagerer, die die Leute berauben, dann auf übermäßige Arbeit anwandte. Die Höllenstrafe hieß lat. *poena*, gesprochen *pêna*, woraus ahd. *pîna* Pein wurde, ursprünglich in derselben Be-

deutung, z. B. im sogenannten Muspilli *peches pîna*, ‚Qual der Hölle', und noch bei Luther ‚die ewige Pein', Math. 25, 46; dann auch auf Irdisches übertragen z. B. ‚Gewissenspein, Liebespein', aber immer in dem Sinne langdauernder, seelischer Qual. Das davon abgeleitete Verbum lautete ursprünglich *pînôn* ‚peinen' und wurde erst von Fischart nach dem Vorbilde von ‚predigen' zu peinigen erweitert.

Das dritte Wort der Qual endlich ist eine deutsche Neubildung aus fremdem Stoffe. Die Blutzeugen des Glaubens hießen im Griech.-lat. *martyr:* diesem Worte wurde bei der Übernahme die im Deutschen so häufige Endung *-ârî* angehängt, also *martirârî*, *marterære*, seit dem 17. Jahrhundert wieder dem Lateinischen angeglichen Märtyrer. Aus *martirârî* entwickelte sich nun ein neues deutsches Hauptwort, welches das Geschlecht der bedeutungsähnlichen Wörter Qual und Pein erhielt: *martira*, Marter; es bezeichnete das Leiden Christi am Kreuz, die Qual der Blutzeugen, dann jede gerichtliche Folterung, weiter jeden körperlichen Schmerz, zuletzt auch seelisches Leiden. Von *martira* wurde endlich noch das Verbum *martarôn* martern gebildet.

Erst im Mhd. rezipiert wurden die Legende, eigentlich ‚das zu Lesende' vom Neutr. Plur. *legenda*, Text aus *textus*, und Patron, mhd. *patrône* aus *patronus*, ein Wort, das zunächst nur im geistlichen Sinne von Christus und den Heiligen, als den Schutzherrn einer Kirche, gebraucht und dann erst auf weltliche Oberherrn und Eigentümer angewendet wurde.

Eine spätere Errungenschaft ist ferner das Wort Jubel und seine Sippe, in welcher zwei von Hause aus gänzlich verschiedene Ströme zusammengeflossen sind. Die Juden hatten bekanntlich das sogenannte Hall- oder Jubeljahr (vom hebr. *iôbêl* ‚Posaunenklang'). In der Vulgata erscheint dies als *iubilaeus annus* oder kurzweg *iubilaeum*. Diese Einrichtung führte nun Pabst Bonifacius VIII. durch eine Bulle vom 22. April 1300 in die christliche Kirche ein. Ursprünglich sollte das Jubeljahr alle hundert Jahre gefeiert werden; da es aber jedesmal reiche Einnahmen brachte, so setzten die stets geldbedürftigen Päbste es bald in immer kürzeren Zwischenräumen an. Von dieser geistlichen übertrug man das Wort dann auf weltliche Gedenkfeiern jeder Art in Wörtern wie Jubiläum, Jubelfest, Jubelhochzeit, Jubelgreis. Bei diesen Ausdrücken mischt sich aber in unserer Empfindung der Begriff der lauten Freude ein, der aus einer ganz anderen Wortgruppe stammt und mit dem Jubiläum eigentlich gar nichts zu thun hat. Es gab nämlich einen kirchlichen Ausdruck *iubilus*, der ursprünglich das jauchzende Geschrei, das Jodeln der Hirten und Soldaten bezeichnete, dann in der Kirchensprache für das langgezogene musikalische Frohlocken am Ende eines Festgesanges verwandt wurde. Das von diesem *iubilus* abgeleitete Verbum *iubilare* kam dann als jubilieren ins Deutsche und wurde besonders von den Mystikern des 14. Jahrhunderts für das innige, freudevolle Versenken der Seele in die Geheimnisse der Gottheit gebraucht. Das Substantivum

iubilus blieb den Mystikern noch Fremdwort; es wurde erst im 16. Jahrhundert als Jubel rezipiert und zugleich auf weltliche Freuden angewandt. Das einfache Verbum jubeln ist davon erst im vorigen Jahrhundert abgeleitet worden.

Doch wir sind auf diesem Wege unvermerkt in eine spätere Epoche geraten und kehren nunmehr in die Zeit der Christianisierung zurück. Vor dieser war das deutsche Volk zwar schon von alters her in Stände geschieden, seine Bildung war aber eine durchaus einheitliche gewesen. Fürst und Edeling hatten keine anderen geistigen Interessen gehabt als der freie Bauer und der leibeigene Hintersasse. Durch die Bekehrung wurde das anders. Jetzt zuerst kam der Riß in die Nation, der sich seitdem wie bei allen Kulturvölkern immer mehr vertieft und erweitert hat, nämlich die bis dahin unbekannte Verschiedenheit nicht mehr bloß der Abstammung, des Besitzes, der rechtlichen Stellung, sondern der geistigen Bildung. Das war von der allergrößten Bedeutung für die Fortentwickelung der Nation, die erst mit diesem Schritte vollständig aus dem Zustande eines Naturvolkes heraustrat. Da die Trägerin dieser nun beginnenden geistigen Bildung die Kirche und die Geistlichkeit war, so kam die neue Scheidung des Volkes sprachlich zum Ausdruck durch die Bezeichnungen *clîrih* = *clericus* und *leigo*, *leihmann* = *laicus*. Das erste dieser beiden Wörter hat im Deutschen keine Wurzel

gefaßt[1], es wurde durch das bereits früher aufgenommene ‚Pfaffe' (I 86) und später durch das gelehrte ‚Kleriker' ersetzt. Das zweite lebt noch als Laie fort[2] und bedeutet nicht allein den Nichtgeistlichen, sondern auch den in irgendwelcher Wissenschaft oder Kunst Nichtsachverständigen, Ungebildeten.

Die neue von Geistlichkeit und Kirche gepflegte Bildung beruhte auf den beiden in Deutschland bis dahin unbekannten Künsten des Lesens und Schreibens, und es ist wunderbar, wie gerade auf diesem Gebiete altheimische und entlehnte Wörter sich mischen. Die alten Germanen kannten eine allerdings zum Schreiben nicht geeignete Art Schriftzeichen, die sogenannten Runen, die freilich auch schon vom lateinischen Alphabet beeinflußt zu sein scheinen. Diese Runen wurden nach Tacitus (Germ. 10) zum Weissagen benutzt. Einzelne Buchstäbchen wurden mit je einem Runenzeichen versehen, auf ein weißes Laken geschüttet und dreimal je eines gezogen. Als nun das neue lateinische Alphabet und das Schreiben mit Feder und Tinte aufkam, konnte man jenen altheimischen Gebrauch zur sprachlichen Bezeichnung der neuen Gegenstände und Thätigkeiten benutzen. Man übersetzte *litera* durch *buoch* ‚Buch', d. i.

1) Wohl aber im Englischen. Dort bedeutet *clerk* nicht nur ‚Geistlicher', sondern auch ‚Schreiber' und weiter ‚Handelsdiener, Kommis'. Geistliche waren eben die Träger der neuen Bildung, und Geistliche allein vermochten zu schreiben.

2) Die geringere Stellung der Laien gegenüber der Geistlichkeit spricht sich wiederum im Englischen recht deutlich aus, wo *lewd* ‚niedrig' bedeutet.

nichts anderes als Buche, oder genauer *buochstap* ‚Buchstabe', d. i. Buchenstab, die Mehrzahl *literae* durch den Plural *diu buoch*, d. i. mehrere einzelne Schriftzeichen, ein Schriftwerk. Später bekam auch schon die Einzahl *daz buoch* die Bedeutung Schreibtafel, Schriftstück, Buch in dem heutigen Sinne. Der technische Ausdruck für das Aufheben und Sammeln der eingeritzten Buchenstäbchen war *lesan* ‚lesen' (vgl. Holz, Beeren lesen); man verstand darunter aber nicht blos das Aufheben, sondern auch das Ausdeuten der Stäbchen und in weiterer Fortbildung schon in heidnischer Zeit auch das Ausdeuten der auf Spangen, Klingen u. dgl. angebrachten Runenzeichen, die man blos mit den Augen sammelte, las. So vorbereitet konnte das altheimische Wort auf das Zusammenfassen und Ausdeuten der neuen lateinischen Schriftzeichen angewandt werden, um so mehr als auch das lateinische Wort *legere* die Begriffe des Sammelns und Lesens vereinigt. Das fremde Wort vermochte daher das einheimische nicht zu verdrängen.[1]

Anders kam es bei der entsprechenden Thätigkeit, dem Schreiben. Auch hier halfen sich die verschiedenen

1) Auch bei den übrigen germanischen Stämmen behaupteten sich für den Begriff des Lesens heimische Wörter, aber verschiedene, weil die neue Kunst erst aufkam, als die Stämme sich schon gesondert hatten. Die Angelsachsen und Nordländer bezeichneten das Ausdeuten der Runenzeichen mit ‚raten', daher engl. *to read* ‚lesen'. Die Goten betonten das lautrhytmische Vortragen des in den Runen gefundenen Sinnes und sagten daher für ‚lesen' *us-siggvan* ‚aussingen'.

Stämme auf verschiedene Weise. Den Goten erschien bei ihrem komplizierten Alphabet und der Sorgfalt, die sie auf die Herstellung von Schriftwerken, wie der codex argenteus eins war, verwandten, das Aufzeichnen der Buchstaben nicht blos ein Zeichnen, sondern geradezu ein Malen zu sein (*mêljan* ‚schreiben'). Die Angelsachsen übertrugen das Wort *wrîtan*, mit welchem sie das Ritzen der Runen auf Holz oder Metall bezeichneten, einfach auf das Schreiben, engl. *to write*. Die Hochdeutschen thaten dies mit ihrem entsprechenden Verbum *rîzan* ‚reißen' nur in beschränktem Maße, in Wörtern wie ‚Reißbrett, Reißzeug, Grund-riß, Bau-riß, Ab-riß'. Im übrigen schien ihnen der alte Ausdruck des Reißens, Ritzens für die neue Thätigkeit des Aufzeichnens der Buchstaben auf Pergament nicht passend; sie nahmen das Fremdwort *scribere* auf als *scrîban*, schreiben, eine Entlehnung, deren Volkstümlichkeit und Alter durch die starke Flexion des Verbums (‚schrieb, geschrieben') gekennzeichnet wird.[1] Übrigens gelangte

1) Heyne folgert aus dieser allen westgermanischen Dialekten gemeinsamen starken Form des Verbums, daß dasselbe bereits in vorchristlicher Zeit entlehnt worden sei, und nimmt an, daß es als technischer Ausdruck des römischen Militärwesens in der Wendung *scribere milites* ‚Soldaten ausheben' von den germanischen Söldnern aufgenommen und ungedeutscht worden sei. Das auf diese Weise eingebürgerte Wort sei dann in christlicher Zeit in Oberdeutschland auf die Schreibkunst übertragen worden. Wäre das richtig, so würde ‚schreiben' zu den I 19—23 aufgezählten Wörtern gehören und eines der ältesten Lehnwörter unserer Sprache sein. Allein der Flexionswechsel erklärt sich wohl einfacher durch Anlehnung an das heimische *rîzan*, findet sich übrigens auch bei dem sicher nicht aus römischer Zeit stammenden Lehnwort *prîsen*

später das lateinische Wort auch in das Angelsächsische und Nordische, aber in anderer Bedeutung, ags. *scrîfan* ‚eine geistliche Strafe auferlegen, beichten lassen', engl. *to shrive* ‚beichten und beichten lassen'. Aus dem deutschen Verbum wurde bald das Substantivum Schrift, ahd. *scrift*, mit Anlehnung an das lat. *scriptum* gebildet.

Die neue kirchlich-gelehrte Bildung wurde namentlich in den Klöstern den heranwachsenden Klerikern, bald auch den Söhnen vornehmer Laien vermittelt. Eine solche mit dem Kloster verbundene, von Mönchen geleitete Unterrichtsanstalt hieß in der romanisch-lateinischen Kirchensprache *scôla* (mit langem *o*), woraus die Deutschen *scuola* Schule machten und weiter *scuolâri* Schüler ableiteten; das Verbum ‚schulen' ist eine junge Bildung und noch keine hundert Jahre alt. Die unterrichtlichen Thätigkeiten des Lehrens und Lernens behielten ihre alte deutsche Bezeichnung; denn Speere werfen und die Götter ehren hatte schon der altgermanische Heldenvater seinem Sohne ‚gelehrt', und dieser es ‚gelernt'. Jetzt war statt dessen der Hauptgegenstand des Unterrichts außer Lesen und Schreiben das Lateinische geworden, ahd. *latînisc*, eine in den Klosterschulen aufgekommene Ableitung von *latinus*.

‚preisen', welches bis ins 15. Jahrhundert ‚preiste, gepreist' abgewandelt wurde, und ebenso bei ‚weisen'. Zeitlich liegt aber zwischen der Anwerbung germanischer Söldner im römischen Heere und der Entstehung von Klosterschulen in Oberdeutschland ein zu großer Sprung, als daß die Übertragung des Wortes aus der einen Sphäre unmittelbar in die andere glaublich erschiene.

Zum Schreiben brauchte man außer der Feder, die ihren deutschen Namen ohne Schwierigkeit behaupten konnte, einen früher in Deutschland unbekannten schwarzen Saft. Während die Niederdeutschen dafür lange ihr eigenes Wort *blak* (vgl. engl. *black* ‚schwarz') behielten, nahmen die Hochdeutschen zwei fremde Ausdrücke dafür an, das wieder abgestorbene *atraminza* aus *atramentum* von *ater* und *tincta* Tinte aus *tincta*, eigentlich ‚gefärbt, bunt'. Ein anderes weither gewandertes Wort adoptierten die nordwestlichen Stämme. Der purpurrote Saft, dessen sich die byzantinischen und römischen Kaiser zu ihren Unterschriften bedienten, hieß griech.-lat. *encaustum* ‚das Eingebrannte'. Daraus ist ital.-roman. *inchiostro*, frz. mit starker, volkstümlicher Abkürzung *encre* geworden. Die Niederländer übernahmen das romanische Wort als *inkt*, die Engländer als *ink*. Man schrieb auf präparierte Tierhäute, wie sie im Altertum besonders in der Stadt Pergamum fabriziert und verhandelt wurden und daher den Namen *pergamenum* (nämlich papyrum) erhalten hatten. Die Deutschen machten daraus in volkstümlicher Entlehnung *perimend*, *permint*, jetzt wieder mit gelehrter Rückbildung Pergament. Das Pergament mußte vor dem Gebrauch abgerieben und geglättet werden, wozu man sich des Bimssteines, ahd. *pumiz* aus *pumic-em* (mit *z*-Aussprache) bediente.

Aber auch auf der Tafel, ahd. *tavala* aus *tabula*[1], wurde geschrieben mittelst des Schreibstifts, der griech.-lat.

1) Die ältere Entlehnung ‚Zabel' s. I 78.

graphiolum (bei Venantius Fort.), ahd. *griffil* Griffel hieß, mit Anlehnung an das deutsche ‚greifen'. Vor dem Schreiben zog man Linien, ahd. *linia, linna* aus *linea*, und teilte die Wörter in Silben, ahd. u. lat. *sillaba*, ab. Die Überschriften über den einzelnen Abschnitten, dann die Abschnitte selbst hießen ahd. *capitul, capital* Kapitel aus *capitulum*. Das lateinische Wort hatte noch eine zweite Bedeutung, welche ebenfalls ins Deutsche überging, nämlich die einer feierlichen Versammlung der Klosterbrüder oder Ordensmitglieder, zunächst zur Vorlesung der *capitula* der Regel, dann zu jedem andern Zwecke. Um bequem zu schreiben, bediente man sich eines Gestelles mit schräger Fläche, lat. *pulpitum*, belegt erst im Mhd. *pulpit pulpet* und mit volksetymologischer Umdeutung *pulpret pultprett*, endlich Pult.

Man schrieb bald nicht nur schon vorhandene Bücher ab, man verfaßte auch neue, und dafür war der Kunstausdruck im Klosterlatein *dictare*, eig. ‚zum Nachschreiben diktieren', dann schon spätlat. ‚verfassen'. Dies Wort wurde ahd. zu *dictôn* oder mit Lautsubstitution (I 4) *tihtôn*, später wieder in Anlehnung an das Latein dichten. Das Wort entfaltete im Mhd. seine Bedeutung nach mehreren Seiten hin, *tihten* hieß überhaupt erfinden und schaffen, hervorbringen, einrichten, bestimmen. Im Nhd. wurde die Bedeutung wieder eingeschränkt auf das Schaffen poetischer Werke. Mit *tihtôn* verband sich schon früh das durch den gleichen Anlaut zu ihm hingezogene *trahtôn* zu einer festen,

scheinbar urdeutschen, alliterierenden Formel, die sich noch bei Luther (z. B. 1. Mos. 6, 5) findet. Und dennoch ist auch trachten ein Lehnwort aus *tractare* und ebenso wie *tihtôn* als Schulausdruck aufgenommen. Es bezeichnet das Überdenken einer gestellten Aufgabe, dann überhaupt erwägen, bedenken. Auch das Wort Vers von lat. *versus*, ahd. *vers* ist ursprünglich ein Schulausdruck und doch — wie die Aussprache des $v = f$ beweist — durchaus volkstümlich geworden, und zwar dürfte die alte Volkstümlichkeit dieser Entlehnung weniger auf dem Lesen der römischen Dichter in den Klosterschulen beruhen als auf der Bezeichnung der kleinsten Abschnitte der Bibel als ‚Verse'.

Wichtiger als das Abschreiben von Büchern war für die Klöster und Stifter oft das Ausstellen von Urkunden, die ihren Besitz oder ihre Rechte vermehrten. Der lateinische Ausdruck dafür war *brevis*, nämlich libellus ‚kurzes Büchlein'. Da das *e* in *brevis* damals im romanischen Volksdialekt lang gesprochen wurde (vgl. *scôla* S. 27), so wurde es bei der Übernahme in *ia* gebrochen (vgl. Priester S. 6) und es entstand das neue deutsche Wort ahd. *briaf* Brief, welches zunächst ebenfalls die Bedeutung eines Erlasses oder einer Urkunde hatte, eine Bedeutung, die noch durchschimmert in ‚Lehrbrief, Kaufbrief, verbriefen'; erst später erhielt das Wort den jetzt gewöhnlichen Sinn.[1] Ein Vertrag, wenn er

1) Das deutsche Wort *urkundi* gehört zu ‚erkennen' und bedeutet eigentlich Erkenntnis, Zeugnis, Beweis, ist also aus der abstrakten in die konkrete Sphäre übergetreten. Die Goten

rechtsverbindlich sein sollte, mußte aber nicht nur ‚verbrieft', sondern auch ‚versiegelt' sein, man mußte über eine Schenkung u. dgl. ‚Brief und Siegel' haben. Das lat. *sigillum* wurde ahd. erweitert zu *insigili*, wo der Zusatz *in-* entweder von dem eingegrabenen Bild des Siegelringes oder von dem mlat. Verbum *insigillare* herrührte. Im Mhd. drang dann wieder das einfache *sigel* durch. Bedeutend später als der Brief ist der noch kleinere Zettel entlehnt, mhd. *zedele, zetel* aus lat. *schedula* durch die mlat. Form *cedula* hindurch.

Indessen nicht nur die neue wissenschaftliche Bildung war es, welche durch die Kirche gepflegt wurde, sondern auch die materielle Kultur des Landes. Schon vor der Bekehrung des eigentlichen Deutschlands hatten die Klöster des Frankenreiches mächtig eingewirkt auf die Förderung des Landbaues und der Gewerbe.[1] Karl der Große setzte durch seine Meiereien und Musterwirtschaften ihr Werk fort, und es erblühten zu gleicher Zeit nun auch im eigentlichen Deutschland große und reiche Abteien, z. B. Reichenau, gegründet 728, Fulda 744; auch Sct. Gallen kam erst im 8. Jahrhundert zu rechter Blüte. Deren Insassen beschränkten sich nicht auf die Pflege kirchlichen und gelehrten Wissens, sondern bemühten sich, auch ihr materielles Leben nach allen

kannten schon das Siegel (*sigljô*), brauchten aber für Urkunde die Mehrheit von *bôk*, die Angelsachsen versuchten es sogar mit *beam* ‚Baum, Balken'.

1) Vgl. I 18.

Seiten hin behaglicher zu gestalten, wodurch sie vorbildlich und anspornend zuerst auf die nähere Umgebung, dann auf immer weitere Kreise des Volkes einwirkten. Was Deutschland auch nach dieser Seite hin den emsigen und geschickten Benediktinermönchen verdankt, läßt sich kaum hoch genug anschlagen. Machten diese doch jedes ihrer Klöster zu einem Kulturmittelpunkte ersten Ranges, wie das Freytag und Scheffel so anschaulich geschildert haben.

Die Einführung von Obstarten und Gartengewächsen aller Art hatte schon in vorchristlicher Zeit begonnen (I 49—61), jetzt, wo die Klöster und Klostergärten mitten zwischen deutschen Bauernhöfen und den Gärten des Adels lagen, mußte sie sich noch weit reicher entwickeln. Die Mönche hatten ja vermöge ihres festen Ordensverbandes beständigen Verkehr und dauernde Verbindung mit den Brüdern im kultivierteren und wärmeren Westen und Süden. Pflanzen, die ihnen zur Bereicherung und Verschönerung ihres Lebens dienlich erschienen, konnten sie mit Leichtigkeit von dorther beziehen. Die so eingeführten Gartengewächse breiteten sich dann langsam aber stätig aus, so daß die Gärten in fast ganz Mitteleuropa schließlich denselben Artenbestand aufwiesen.

Was das Obst betrifft, so ist in christlicher Zeit nur noch die Birne zu uns gekommen, worüber schon I 55 gesprochen ist. — An Blumen ist in der vorchristlichen Zeit keine einzige nachweisbar eingeführt worden, jetzt finden wir zwei der schönsten und ver-

breitetsten als Neulinge in unsern Gärten und in unserm Sprachschatz. Beide stammen aus dem Quellgebiete alles Guten und Schönen, dem Orient, drangen dann über Griechenland nach Italien vor und wurden in den römischen Gärten mit Vorliebe gezogen. Von dort aus haben sie dann ihren Triumphzug über die Welt angetreten und sind in der althochdeutschen Zeit auch nach dem Norden gewandert und in deutschen Klostergärten kultiviert worden.[1]

Die Königin der Blumen trägt einen ursprünglich iranischen Namen, den die Griechen in *ῥόδον* verwandelten; die Römer machten wahrscheinlich aus einer aeolischen, dem Adjektivum *ῥοδέα* entsprossenen Form *ῥοῖα* in volkstümlicher Umbildung ihr *rosa*. Ins Deutsche ist die Rose, wie es scheint, zunächst nur als Literaturwort gedrungen und zwar etwas später als ‚Schule', da das lat. *rosa* sonst im Ahd. nicht *rosa*, sondern *ruosa* und das Wort heutzutage ‚Ruse' lauten würde.[2] Darum bezeichnet das Wort ursprünglich auch lediglich die Kulturblume; auf die wilden in Deutschland einheimischen Formen wurde es erst spät übertragen; die hießen etwa Hagedorn, Hagebutte u. dgl. —

1) Zu dem folgenden Abschnitt ist zu vergleichen: Hehn (6. Aufl.) 243—261. Fischer-Benzon: Altdeutsche Gartenflora. Kiel und Leipzig 1894. Söhns: Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenerklärung in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht XI (1897) 97—187. Schleiden: Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Leipzig 1873.

2) Franz: Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen S. 47.

Die Schwesterblume der roten Rose ist die weiße Lilie. Ihre griechische Benennung λείριον scheint nach neueren Forschungen[1] nicht aus dem Persischen, sondern aus dem Ägyptischen *reri* zu stammen. Aus dem griechischen Worte wurde lat. *lilium*, aus dessen Plural *lilia* ahd. *lilja*, hervorging (vgl. I 49).[2]

Die strahlend rote und weiße Farbe dieser Zierblumen und der süße, kräftige Duft, den sie ausströmten, mußte den Nordländern aufs höchste gefallen, und die christliche Symbolik gab ihnen eine eigene religiöse Weihe. In dem apokryphen Buche Jesus Sirach 24, 18 steht: „ich bin aufgewachsen, wie die Rosenstöcke, so man zu Jericho erziehet (quasi plantatio rosae in Jericho)". Diese Stelle bezog man, wie den ganzen Abschnitt, auf Maria, und wie schön paßte auf die Himmelskönigin die Rose in ihrer keuschen und milden Pracht! So heißt es im speculum ecclesiae, einer deutschen Predigtsammlung des 12. Jahrhunderts, S. 107: „wie die Rose aus den Dornen blüht, so thut unsere Rose, Sct. Maria, von den Juden geboren", und im

1) Lagarde bei Hehn-Schrader S. 254. Früher nahm man persisches *lâla* ‚wildwachsende Blume' als Ursprungswort an.

2) Die Feuerlilie kam erst im 15. oder 16. Jahrhundert zu uns (F.-B.). — Ein anderes ursprünglich ägyptisches Wort für Lilie, *sosen*, gelangte ins Iranische und steckt in dem Namen der persischen Winterresidenz *Susa*, die von ihrem Lilienreichtum den Namen hatte. Dasselbe Wort ging in die semitischen Sprachen über. Der hebräische Name *Susanna* bedeutet ‚Lilienmaid', und aus dem entsprechenden arabischen Wort machten die Spanier *azucena* ‚Lilie' (Hehn 255. 574 f.).

Melker Marienlied[1] 11,2 wird sie geradezu rosa in Jericho genannt. Im hohen Liede aber ist zu lesen 2,1: „ego sum flos campi et lilium convallium (ich bin eine Blume des Feldes und eine Lilie im Thale)". Diese Worte wurden Jesus selbst in den Mund gelegt, dessen Sündlosigkeit vortrefflich durch die unschuldsfarbene Lilie versinnbildlicht wurde. „Das Feld", heißt es im speculum ecclesiae weiter, „ist die unberührte Erde, dies ist unsere Frau, Sct. Maria; die Blume, die daraus aufgegangen ist, ist der heilige Christ", und demgemäß heißt es im Vorauer Marienlob[2] 5,11: „von dir ist geborn lilium bluome convallium", und in deutscher Form am Schluß: „von dir ist irrunnen, der lilje ist aller wunne". Daher wurden die Kirchen mit mystischen steinernen Rosen und später mit den großen Rosetten geschmückt, daher trägt auf Darstellungen der Verkündigung der Engel in der Regel den Lilienstengel, häufig ohne Staubfäden, um jede Andeutung geschlechtlichen Lebens fernzuhalten[3], daher erblühen noch auf Madonnenbildern der Renaissancezeit aus dem Sarge Rosen und Lilien, z. B. auf Rafaels vatikanischer Krönung Mariä.

Hinter diesen beiden königlichen Blumen tritt eine dritte bescheiden zurück, aber schon die Alten nannten häufig mit Rose und Lilie zusammen als wohlduftenden

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, S. 119 und Anm. S. 436.
2) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler S. 123.
3) Hehn S. 250.

Schmuck der Gärten das aus Vorderasien stammende ἴον. Freilich bezeichneten die Griechen mit diesem Worte, ebenso wie die Römer mit dem davon abgeleiteten *viola* mehrere verschiedene Blumenarten, welche zu scheiden nicht immer leicht ist. So viel steht indessen fest, daß in unserer Periode nur das Märzveilchen aus Italien und Frankreich nach Deutschland gekommen ist.[1] Im Ahd. kommt bereits ein *vîolgarto* vor, im frühen Mhd. sodann *vîol vîel*, woraus dann ‚Veiel, Veil' und im 17. Jahrhundert die Verkleinerungsform ‚Veilein' oder Veilchen entstanden. In dem Maße, wie diese anmutige Blume sich verbreitete, streifte also auch ihr Name den fremden Klang ab und erhielt zuletzt vollständig deutsches Gepräge. — Zu einer sehr beliebten Zierpflanze ist ferner eine vierte Blume geworden, der prächtig blühende Aglei, die Glockenblume, ahd. *agaleia* aus *aquilegia*, Wassersammlerin, weil sich in den trichterförmigen Blättern die Feuchtigkeit ansammelt.[2]

Von dem Poetischen kommen wir auf das Nüchterne, aber Nützliche, auf die Küchengewächse und Würzkräuter. Ihre Namen zeigen durchweg eine sehr starke Popularisierung, nicht selten in volkstümlicher Anlehnung an bekannte Wortstämme der deutschen Sprache, wie das ja bei Pflanzen natürlich ist, welche man tagtäglich unter den Händen hatte. Wir beginnen mit dem

1) Der Goldlack erscheint zuerst bei Albertus magnus (13. Jahrh.) als viola crocea; die Nachtviole und Levkoje (λευκὸν ἴον) wurden erst im 16. Jahrh. eingeführt. F.-B.

2) Söhns 184.

wichtigsten aller Würzgewächse, der Zwiebel. Das ahd. *zwibollo* ist mit Anlehnung an deutsches *bolla* ‚Kugel, Knospe' aus lat. *caepulla* gebildet, während engl. *bulb* von *bulbus*, engl. *union*, frz. *oignon* von *unio*, eine ‚Zwiebel ohne Nebenbollen'[1] herstammt. Eine besondere Gattung von Zwiebeln ist die *caepa Ascalonia* ‚Zwiebel von Askalon', ahd. *asclouh*, jetzt Aschlauch oder Schalotte. Den gleichen Rang fast behauptet die Petersilie, ahd. *pêdarsilli* aus *petrosilium* = *petroselinum* ‚Steineppich'[2], und der Lolch, erst mhd. belegt (*lulch*), aber jedenfalls älter, aus *lolium*. Zum Salatmachen brauchte man den Lattich, ahd. *lattuh* aus *lactuca* ‚milchhaltig'.[3] Als Arzneipflanzen dienten und dienen zum Teil noch jetzt: der Eibisch, ahd. *îbisca* aus *ibiscum*, eine Malvenart, die noch jetzt bei Schweinfurt im Großen gebaut wird, und deren schleimig-fleischige Wurzeln den Althee liefern. Ferner die Kamille, mhd. *camille* aus mlat. *camomilla* für *chamaemelon* ‚Erdapfel' wegen des apfelartigen Geruches der Blüte, der Baldrian aus *valeriana*, der Burzel, schon ahd., aus *portulaca*, der Gamander, mhd. *gamandrê* aus *chamandreus* für griech. χαμαίδρυς, der Liebstöckel, ahd. *lubistechal*, volksetymologisch aus *lubisticum* gebildet, was seinerseits wieder aus *ligusticum* ‚Pflanze aus Ligurien' entstellt ist[4], die Raute, ahd. und lat. *rûta*,

1) Söhns 150.
2) Söhns 182.
3) F.-B. 304.
4) F.-B. 67. Söhns 159.

die sich als Mittel gegen Gift und Schlangen eines großen Ansehens erfreute[1], die Salbei, eine bis in die neue Zeit hinein fast in jedem Bauerngarten gezogene Heilpflanze, deren gesundheitfördernde Kraft schon in ihrem Namen ausgedrückt liegt — *salbeia* aus mlat. *salvegia* von *salvus*[2] — das Schellkraut, ahd. *scelliwurz* aus *chelidonia*, auch ‚Schwalbenwurz' genannt, weil es nach altem Glauben blindgewordene Schwalben wieder sehend machte, daher gut gegen Augenleiden.[3]

Zum Räuchern und als Duftpflanze für Wäsche bedienten sich noch unsere Urgroßeltern des Lavendels, ahd. *lavendula* aus *lavandula* von *lavare*, weil der Lavendel samt dem Rosmarin von den Römern zum Bereiten wohlriechender Bäder benutzt wurde. Jetzt gebraucht man höchstens noch eau de lavande.[4] Weniger bekannt und verbreitet sind das Polei, ahd. *poleia* aus *pulejum* ‚Flohkraut', weil es die Flöhe vertreibt, die Pastinake, ahd. *pastinac* aus *pastinaca*, mit stark aromatisch schmeckender Wurzel, die Pimpernelle oder Bibernelle, ahd. *pibenella* aus mlat. *pipinella* = *bipinella* ‚doppeltgefiedert'[5], eine noch jetzt offizinelle, aber auch zu Salat und Gemüse verwandte Pflanze, und mit dieser verwandt der Anis, mhd. *enis*, *anis*

1) F.-B. 69.
2) F.-B. 133.
3) Konrad von Megenberg: „Ist, daß du den jungen Schwalben mit einer Nadel in die Augen stichst, so bringet ihr Mutter zuhand die Blumen von dem Kraut und hält die an ihre Augen, so kommt das Gesicht wieder (Söhns 138).
4) Söhns 122.
5) Söhns 183.

aus *anisum*, oberdeutsch noch vielfach Enis mit Ton auf der ersten, der noch jetzt in der Gegend von Erfurt im Großen angebaut wird, endlich die Saturei, mhd. *satereie* aus *satureja*, deren aromatisch schmeckende Blätter als Würzkraut besonders grünen Bohnen beigegeben zu werden pflegen.

Einige Pflanzen sind in dieser Periode zwar noch nicht literarisch belegt, aber sicher schon eingeführt und lange in Bauern- und Apothekergärten gezogen worden, ehe sie in Schriften genannt werden. Sie bieten zugleich noch einige charakteristische Beispiele volksetymologischer Umdeutung. Aus *abrotonum*, welches wohl zu ἄβροτος ‚unsterblich' gehört und das frischbleibende Aussehen der Pflanze andeutet, machte das Volk Eberraute[1] oder Ebritz, aus *aristolochia* ‚für die Niederkunft gut' Osterluzei[2], aus *agrimonia*, das früher als Heilmittel gegen Leber- und Unterleibsleiden geschätzt war, Odermennig (mhd. *odermenie*), Odermännchen[3], aus euphorbia *esula*, Wolfsmilch, deren weiße Flüssigkeit zum Wegätzen der Warzen verwandt wird, Eselsmilch[4], aus mlat. *majorana*, der bekannten Gewürzpflanze, deren lateinischer Name auch erst durch Volksetymologie aus griechischem ἀμάρακος hervorgegangen ist, mhd. *meigramm*, woher bairisch noch Maigram für Majoran.

1) Söhns 184. F.-B. 69.
2) F.-B. 57.
3) Söhns 184. F.-B. 76.
4) Söhns 183.

Bildeten die genannten Würzpflanzen nur eine angenehme Beigabe zu den Speisen, so erfuhr die deutsche Kochkunst eine wirklich wesentliche Bereicherung durch die Einführung zweier neuer Fettstoffe. Schon die Goten hatten vor der Völkerwanderung durch wandernde, lateinisch redende Händler[1] das Öl des Olivenbaumes erhalten und aus *oleum alêv* gebildet. Mit dem Klosterwesen kam das Wort und die Sache aus Italien und Südgallien nach Deutschland. Die Mönche und Geistlichen brauchten das Öl sowohl zur Speisung der ewigen Lampe als auch zur Schmälzung der sonst fade schmeckenden Fastengerichte. Das teure importierte Olivenöl wurde natürlich bald durch Fettsäfte, die man einheimischen Früchten abpreßte, ersetzt. Die gewöhnliche ahd. Form *oli*, mhd. *öle* rührt von der vulgärlateinischen Aussprache *olium* her, daneben findet sich ahd. und mhd. die merkwürdige Bildung *olei*, die man wohl mit Recht auf den Genetiv von *oleum olei* zurückführt; denn dieser Kasus mußte bei Abmessung und Austeilung, bei Kauf und Verkauf am meisten gebraucht werden. Hielten doch in ähnlicher Weise unsere Soldaten 1870 duvin für das französische Wort für Wein.

Der andere noch wichtigere Fettstoff, die Butter, ist kein Erzeugnis südlicher Breiten, sondern den Griechen und Römern erst von den Barbaren des Nordens zugeführt. Unsere Vorfahren gebrauchten ihn eher als die

1) So Anzeiger f. deutsches Altertum 14, 285. Kluge meint, die Quelle von *alêv* sei nicht das Latein, sondern eine andere unbekannte Sprache.

klassischen Völker und dennoch bezeichnen wir ihn jetzt mit einem griechisch-lateinischen Worte. Die Griechen lernten die Butterbereitung bei den skythischen Stämmen der pontischen Steppe kennen; diese schüttelten Pferdemilch in hölzernen Gefäßen und nannten das obenaufschwimmende leichte Fett *βού-τυρον* ‚Kuhquark', was natürlich nur die griechische Übersetzung des betreffenden barbarischen Ausdruckes ist.[1] Das Wort gelangte dann von Griechenland nach Italien, die Sache sahen die Römer bei den nordischen Völkern selbst und benutzten das griechische Wort zur Bezeichnung des ihnen dort entgegentretenden Stoffes. Plinius berichtet hist. nat. 28, 133: „e lacte fit et butyrum, barbararum gentium lautissimus cibus et qui divites a plebe discernat (aus Milch wird auch Butter gemacht, der barbarischen Völkerschaften herrlichste Speise, welche die Reichen vom Volke sondert)"[2]. Unter den „barbarischen Völkern" versteht Plinius seinem Gesichtskreis gemäß Germanen. Damit ist die Butterbereitung bei diesen ebenso bezeugt, wie durch die Griechen bei den Skythen. Das wirtschaftliche Leben der Germanen beruhte zu des Plinius Zeit noch vornehmlich auf der Viehzucht (I 33), und es war natürlich, daß in reicheren Haushaltungen die täglich gelieferte Milch der zahlreichen Herden nicht auch täglich verbraucht werden konnte und daher zum Aufheben teilweise in Butter verwandelt wurde. Der einheimische Ausdruck für dieses Produkt ist im Ahd.

1) Hehn 154. 159.
2) Hehn 156.

noch erhalten. Er lautete *anko*, gehört etymologisch zum lat. *unguo* (also ‚Salbe') und ist noch jetzt im Allemanischen als ‚Anke' erhalten. Auch kommen die Zusammensetzungen *ancsmero, kuosmero* ‚Kuhschmer' vor. Das fremde Wort *butyrum* muß zunächst vom nordöstlichen Gallien in das Niederdeutsche und Angelsächsische gedrungen sein und zwar schon im 7. Jahrh.; denn schon um 730 ist *buturflioge* = engl. *butterfly* belegt. Vom Norden her drang es dann seit dem 9. Jahrhundert nach Oberdeutschland vor (spätahd. *butera*) und drängte den heimischen Ausdruck nach Süden zurück. Das Femininum der germanischen Wortformen (agl. *butere*) beruht vielleicht, wie bei den Obstarten, auf dem lat. Plural. — Wie kam es nun, daß das gute alte Wort ‚Anke' durch das fremde verdrängt wurde? Sprachliche Entlehnungen treten keineswegs nur dann auf, wenn ein neuer Gegenstand aus der Fremde eingeführt wird, sondern auch dann, wenn an einem längst bekannten Gegenstand durch fremde Einwirkung eine neue Kulturerfahrung gemacht wird.[1] Die deutschen Stämme müssen eine bessere Bereitungsart der Butter, die von gallischen Klostermeiereien ausging, kennen gelernt und zugleich mit ihr das romanische Wort angenommen haben. Diese neue Zubereitung wird darin bestanden haben[2], daß die Butter nicht mehr, wie früher, in flüssigem oder breiigem Zustande hergestellt wurde, sondern durch wiederholtes

1) Schrader, Vorrede zu Hehn XV. Vgl. I 56 und 59 über ‚Schilf'.
2) Hehn S. 156.

Waschen, Kneten und Salzen rein und fest gemacht wurde. Noch heute ist in Süddeutschland, wohin das neue Wort erst zuletzt gedrungen ist, die Butter ungesalzen und weicher als im Norden.

Die Butter, welche den nordischen Völkern auch zum Salben der Haare und des Körpers diente, wurde andrerseits auch zur Herstellung eines feinen Gebäckes gebraucht. Die Kuchenbäckerei war bei Griechen und Römern wegen Mangels an Butter und beschränkten Gebrauchs der ebenfalls nordischen Hefe (zu ‚heben' = gären machen) nicht recht zur Entwicklung gelangt. Von den barbarae gentes dagegen, und zwar den pacatae d. h. den unterworfenen, halbcivilisierten, berichtet Plinius hist. nat. 18, 108, daß sie neben Eiern und Milch auch Butter ad operis pistorii genera gebraucht hätten. Daß diese Feinbäckerei besonders in den Klöstern gepflegt wurde, erheischte schon die Notwendigkeit, zum Gebrauch beim Abendmahl ein über das gewöhnliche Maß hinaus feines Brot herzustellen, welches Oblate ahd. und lat. *oblata*, nämlich *hostia* ‚dargebrachtes Opfer' hieß; schon im Mhd. hatte sich aus der sakralen die profane Bedeutung eines dünnen, wohlschmeckenden Gebäckes entwickelt. Nach ihrer Form benannt sind die Bretzeln d. i. ‚Ärmchen'[1]; aus *brachiolum* entwickelte sich mlat. *bracellum* und *bracitellum*, daraus ahd. *prizella* und *prezitella;* aus dem letzteren wurde durch *preztella*

1) Gebäck nach der Form benannt und im Deminutiv auch z. B. im Ruodlieb VI, 86 meiner Ausgabe: coronellae ‚Kringel', vgl. auch ‚Zöpfchen, Hörnchen' u. dgl.

mit volksetymologischer Umdeutung ‚Bretstelle' im elsässischen Dialekt (schon bei Fischart). Erst im Mhd. belegt (*platzbecke* = Bäcker), aber wohl schon in dieser Periode aufgenommen ist Platz, durch volkstümliche Kürzung aus *placenta* ‚Kuchen' entstanden, und Lebkuchen (*lebekuoche*), ein feines Fastengebäck, in dessen Namen dem römischen *libum*[1] ‚Opferkuchen' das deutsche Wort verdeutlichend zur Seite gesetzt wurde.[2]

Wegen der strengen Fastengebote betrieben die Mönche auch eifrig die Fischzucht; die noch vorhandenen, oft recht umfassenden Teichanlagen zeugen von ihrer Geschicklichkeit. Die Fischnahrung ist den Germanen von Hause aus fremd gewesen und erst durch die Römer vermittelt worden, welche bekanntlich für diese Art Speise eine solche Leidenschaft hegten, daß sie in den Zeiten der Verderbnis einen feinen Tafelfisch teurer bezahlten als einen Pflugstier. Wie daher in der ersten Periode für ‚Lachs' das römische ‚Salm' aufgekommen war (I 78), so wurde jetzt statt des heimischen ‚Alant' oder ‚Alnt' das lateinisch-romanische Quappe oder Koppen[3] üblich, aus *capito*, so benannt, weil der Fisch

1) Kluge lehnt die oben gegebene Ableitung von *libum* ab. — Über ‚Pastete', welches sich unter französischer Einwirkung gebildet hat, s. unten. — Sollten nicht auch die Aachener ‚Printen' oder ‚Brenten' hierher gehören? Sollten sie nicht mit ndld. *prenten*, engl. *to print* ‚drücken' verwandt sein: ‚flache Kuchen'?

2) Ähnlich: Turteltaube, Zederbaum, Tiegertier, Vogelstrauß, Karfunkelstein, Kutschwagen.

3) Weber, die Fische in Baiern 1851, S. 46. Ruodlieb, Wörterverzeichnis s. v. alnt.

capite grandis war (Ruodlieb XIII, 44). Neu aufkamen die Namen Barbe, ahd. *barbo* aus *barbus*. Lamprete ahd. *lamprêta* oder mit volksetymologischer Umbildung *lantfrîda* aus *lamprêta*, Aalraupe, ahd. *ruppa*, im bairischen Dialekt ‚Rutten', aus *rubeta*. Auch eines anderen Seetieres Eßbarkeit lernten die Deutschen durch Vermittelung der Klöster kennen. Diese züchteten neben den Fischen zu erwünschter Abwechslung bei den Fastenmahlzeiten auch Muscheln, sog. Miesmuscheln, welche jetzt erst ihren Kulturwert und damit ihren Namen *musculus* erhielten, jedoch mit Änderung des Geschlechtes nach einheimischem ‚Schale', ahd. *muscula*.

Einer Verbesserung der Geflügelzucht durch die Klöster verdankt das ahd. *chappo* aus *cappo* ‚verschnittener Hahn' seine Entlehnung, welches noch bis ins 16. Jahrh. Kappe lautete; daneben wurde aus der Akkusativform *capponem* mhd. *kappûn* Kapaun entlehnt, welche vollere Form die einfachere verdrängte.

Daß die Klöster sich auch des Weinbaues und der Weinbereitung mit glänzendem Erfolge befleißigten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der Bruder cellararius war nächst dem Abt die Hauptperson des ganzen Klosters und sollte dem ganzen Konvente nach Kapitel 31 der Regel „wie ein Vater" sein. Auch verstanden die Mönche bereits den Wein zu würzen, durch Kräutersaft in Bowle zu verwandeln. Solch' Kräutersaft hieß lateinisch *pigmentum*, mlat. *pimentum*, eig. ‚Färbestoff', ahd. *pîmenta, piminza*, dessen *z* nicht durch Lautver-

schiebung, sondern durch Anlehnung an *minza* (I 57) entstanden ist; den gewürzten Wein selbst bezeichnete man mit dem gleichen Ausdruck.[1]

Wo des Bacchus Gabe fehlte oder gar zu ungenießbar ausfiel, da wußten sich die Klöster auch mit einem anderen Trinkstoffe zu behelfen, dem Bier.[2] Schon die alten Germanen tranken dieses von Tacitus (Germ. 22, s. I 27) verhöhnte Gersten- oder Weizengetränk, und noch der heilige Columban traf um 600 heidnische „Sueven" bei einer cupa Bier, aus der sie dem Wodan Trankopfer spenden wollten, aber während des Mittelalters wurde es aus Süddeutschland durch den Wein vollständig verdrängt. In Nord- und Mitteldeutschland dagegen behauptete es sich und drang seit Ende des Mittelalters von dort aus wieder siegreich nach Süden vor, schränkte den Weinbau stark ein und machte Baiern zum Hauptgebiet seiner Herrschaft. Mehr noch als die Germanen fröhnten die Kelten Nordfrankreichs sowie Britanniens dem Biergenuß. Schon Kaiser Julian verhöhnte den „Pariser Pseudo-Bacchus", der nicht Dionysos sondern Demetrios heißen müsse, in einem witzigen Epigramm, und das Bier hat sich in diesen Gegenden durch alle Zeiten als Nationalgetränk erhalten. Von diesen romanisierten Kelten ist nun, wie es scheint, auch der neue Name des Getreidegetränkes ausgegangen und nach Deutschland gekommen. Denn

1) Über den schon früher entlehnten *môraz* s. I 53.
2) Vgl. zu dem folgenden Hehn 147 ff.

obwohl von gewichtigen Seiten einheimischer Ursprung des Wortes angenommen wird[1], so ist doch noch keine einigermaßen sichere Deutung aus dem Germanischen gewonnen. Das Wort ist ferner nur westgermanisch und kommt erst vom 8. bis 9. Jahrh. an vor; das altheimische Wort ist *alu* (engl. *ale*, altn. *öl*). Darum bleibt die alte Deutung Grimms und Wackernagels, der auch Heyne folgt, aus mlat. *bibere* wohl immer noch die ansprechendste. Die Form *bior* erklärt sich aus der romanischen Aussprache *bivere*, durch Vokalisierung des *v*.

Die Einführung des romanischen Wortes setzt, wie bei der Butter, eine neue verbesserte Bereitungsart voraus, die dem alten Al einen neuen Kulturwert verlieh. Wenn man nun bedenkt, daß das ursprüngliche Getränk lediglich ein Getreideaufguß war ohne jeden würzenden und kräftigenden Zusatz, daß ferner der Hopfen zwar in Mitteleuropa ebenso wie in Asien heimisch ist[2], aber erst seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts als Kultur- und Nutzpflanze erwähnt wird und zwar zuerst in einem französischen Kloster[3], worauf er dann bald auch in Deutschland an verschiedenen Stellen erscheint, so wird man sich der auch von Heyne vertretenen Ansicht nicht verschließen können, daß die Verbesserung, welche dem neuen Worte zum Durchbruch verhalf, eben in dem Zusatz von Hopfen bestand. In gallischen Klöstern muß

1) Kluge und Schrader bei Hehn 157. Kuhn in Kuhns Zeitschrift 35,313 hält sogar Entlehnung aus slavischem *pivo* für möglich.

2) Engler bei Hehn 469.

3) Hehn 464.

die Erfindung gemacht worden sein, den süßlichen Malzaufguß durch das bittere Aroma der Hopfenblüte in ein kräftiges, haltbares Männergetränk zu verwandeln. Man kannte wohl bereits die nervenberuhigenden Eigenschaften des Hopfens und kam so auf den Gedanken, dem Malzabsud. durch Beimischung dieses Stoffes Heilkraft, Würze und Wohlgeschmack zu verleihen. Das so entstandene, wesentlich verbesserte Gebräu nannten die Mönche romanischer Znnge schlechtweg „das Getränk". Dasselbe hatte zugleich durch den Hopfenzusatz die zum Transport nötige Haltbarkeit bekommen, kam nun in den Handel, wurde rasch beliebt und bald auch in Deutschland hergestellt. In Karls des Großen capitulare de villis (Kap. 60) werden Braumeister sogar als königliche Beamte erwähnt: magistri, qui cerevisiam bonam facere debeant, „gutes", d. i. solches mit Hopfen. Das neue gehopfte Bier verdrängte in Deutschland bald das alte ungehopfte Ale, in England blieb beides nebeneinander in Gebrauch, und noch jetzt bezeichnet dort *ale* das hopfenlose Getränk im Gegensatz zu dem gehopften *beer*. Das deutsche Bier erwies sich bald dem der romanischen Länder überlegen, und so gelangte denn auch das Wort ‚Bier' während des Mittelalters ins Französische zurück (*bière*) und während der Neuzeit ins Italienische (*birra*).

Indessen war die Kultur des Hopfens noch wenig bekannt und daher nicht billig. Man griff daher, wenn es möglich war, zu Ersatzmitteln. Nun wächst in Norddeutschland und den Niederlanden, besonders an den

Torfmooren, ein Kleinstrauch mit brauner Rinde und Blättern von bitterm Geschmack und adstringierender Wirkung, der Gagelstrauch (myrica Gale) genannt. Dessen Blätter benutzte man schon früh zum Ersatz des Hopfens — es soll auch heute noch bisweilen geschehen — und den Strauch selbst belegte man mit dem stolzen Namen der Myrte. Denn die Blätter dieses südlichen Baumes sind denen des Gagelstrauches an Aussehen und besonders an Geschmack und Wirkung ähnlich; sie schmecken ebenfalls bitter, wirken zusammenziehend und dienen als Heilmittel. Die frühe Volkstümlichkeit der in Deutschland doch nicht anbaufähigen Myrthe, die sich auch in der ahd. mit Ableitungs-*l* gebildeten Form *mirtelboum* aus *myrtus* ausspricht, ist nicht wohl denkbar ohne diese Übertragung auf ein einheimisches Gewächs.[1]

Mit der Vermehrung der Genußmittel in Küche und Keller mußte selbstverständlich eine Verbesserung des wirtschaftlichen Betriebes Hand in Hand gehen. Zu dem am Ende der vorigen Periode entlehnten Substantivum ‚Presse' (I 46) kam jetzt als neues Wirtschaftswort *pressôn* pressen aus *pressare.* Auch vermehrte sich die Zahl der dem römisch-gallischen Kulturkreise entlehnten Geräte und Gefäße (I 62f). Zum Zerstoßen der Gewürze bei feinen Bäckereien lernte man sich eines Gerätes bedienen, welches die Römer *mortarium* nannten. Ahd. wurde daraus zunächst *mortâri,* engl. *mortar.* Die Hochdeutschen lehnten aber bald das Wort volksetymo-

1) Vgl. F.-B. 48. 218. Die ‚Myrthe' zum Bierbrauen unter andern bei der heiligen Hildegard um 1150.

logisch an *morsen*, *zermürsen* (vgl. ‚morsch') an und schufen so einen *morsâri* Mörser. Zum Braten der Fasteneierkuchen bediente man sich eines Tiegels aus lat. *tēgula*, welches wieder dem griechischen *τήγανον* entstammt und wohl zu unterscheiden ist von dem früher rezipierten echt lateinischen *tēgula* = Ziegel (I 37).

Die Wein- und Bierwirtschaft wurde bereichert durch die *butina* (mlat. aus griech. *πυτίνη*) ‚Weingefäß', auch ‚Weinschlauch', ahd. *butinna* Bütte, und wie aus der ‚Kufe' (I 46f) der ‚Küfer', so entstand aus der ‚Bütten' der ‚Büttner' (mhd. *bütenære*), jetzt wohl nur noch als Eigenname üblich. Ein anderes Gefäß für Flüssigkeiten ist die mlat. *galēta* dunkeln Ursprungs aber von weiter Verbreitung in den romanischen Sprachen; die Deutschen zogen den Accent zurück: *gelita* Gelte. Zum Aufbewahren besonders der Milch diente ahd. die *muoltera*, *mulhtra* aus lat. *mulctra* ‚Melkfaß'; mhd. wurde daraus *muolter*, *multer*, später mit Kürzung *muolde*, *mulde* Mulde. Die weiteste Verbreitung aber gewann die Tonne, ahd. und mlat. *tonna*, deren Ursprung man in einer Alpensprache, dem Ligurischen oder Rätischen, gesucht hat; denn nach Strabo 5, 1, 12 waren in den waldigen Alpenvorbergen des cisalpinischen Galliens Fässer, so groß wie Häuser, im Gebrauch.[1] Da das Wort in den süddeutschen Mundarten fehlt, so ist es wohl aus Nordgallien (vgl. frz. *tonne*, *tonneau*) nach Nord- und Mitteldeutschland

1) Hehn 557. Möglich aber auch, daß es dem Keltischen, wo ebenfalls *tunna* vorkommt, entstammt.

gewandert. Ein Teil des Fasses ist die Daube, urspr. Dauge, mhd. *dûge* aus mlat. *doga*, welches man aus griech. δοχή ‚Behälter' erklärt; die heutige, seit Luther übliche Form mit *b* führt auf eine mlat. Nebenform *dova* (frz. *douve*) zurück.

Für ein kleineres Gefäß von bestimmtem Maß bürgerte sich *situla* oder vielmehr die Nebenform *situlus* als Seidel ein, welcher freilich erst im späteren Mhd. als *sîdel*, *sîdelîn* belegt ist. Die rätselhafteste Erscheinung ist der Krug, ahd. *crôc* oder *chruag*, und die mit ihm verwandte niederdeutsche Kruke, altf. *krûka*; man vermutet für beide Herkunft aus dem Keltischen, wo *crûc* ‚rundes Gefäß, Eimer' vorkommt. Ob mit dem ‚Krug' die Krause, mhd. *krûse* ‚irdenes Trinkgefäß', verwandt ist, ist zweifelhaft. Sicher ist auch sie ein Lehnwort, man könnte an griech. κρωσσός ‚Krug' denken. Damit ist aber auch unser Kinderspielzeug, der Kreisel unter die Lehnwörter verwiesen. Denn dieser heißt ursprünglich ‚Kräusel' und ist nichts anderes als das Deminutivum zu ‚Krause'. Die Form mit *ei* ist erst durch volksetymologische Anlehnung an ‚Kreis' erzeugt worden. ‚Kreisel' ist also eigentlich ‚kleiner Krug'[1]; das Spielzeug hatte die Gestalt eines solchen.

Wo diese Trinkgeräte stehen, da darf auch das zugehörige Wirtshaus nicht fehlen, die Taberne, ahd. *taverna* aus *taberna*, die freilich mit dem Kloster wohl nichts zu thun hat. Eine ältere Entlehnung des la-

1) Nach Heyne ist mittelniederd. *krûsel* eine kleine runde Öllampe, deren Form das Spielzeug nachahmte.

teinischen Wortes enthält der Ortsname Zabern, der aus der Lokalbezeichnung ad tres *tabernas* hervorgegangen ist.

Es ist überhaupt nicht ausgeschlossen, daß manche der soeben vorgeführten Entlehnungen nicht im Klosterleben ihre Wurzel haben; bei den nun zu betrachtenden muß völlig dahingestellt bleiben, welchen Anteil an ihrer Einführung die weltlichen und die geistlichen Herren hatten. Es handelt sich dabei größtenteils um Gewerks- und Arbeitswörter. So ist z. B. die Gabel eine frühe Entlehnung aus dem Keltischen (z. B. ir. *gabul*); sie diente zunächst nur als landwirtschaftliches Gerät (ahd. *mistgabala*, *gartgabela*), später in der Küche und zum Tranchieren (*vleischgabel*), erst seit Ende des 15. Jahrhunderts zum Essen, eine Verfeinerung der Tischsitte, die aus Italien stammt (s. Kluge s. v.)

Den größten Aufschwung aber von allen Gewerken nahm seit Beginn des Mittelalters die Baukunst. Nicht nur die Klöster und Kirchen, sondern auch die Schlösser und Burgen der Fürsten und Edlen wurden immer großartiger und vor allen Dingen fester, und auch die Städte trugen ihr Teil zur Entwicklung des Baugewerbes bei. Daß die Deutschen die Technik des Steinbaues von den Römern erlernt haben, ist I 35 f. auseinandergesetzt worden; daß sie ihre Kunstfertigkeit an der Hand der fortlebenden römisch-gallischen Technik weiter ausbildeten, beweisen die Lehnwörter. Die Namen der kirchlichen Gebäude sind schon oben (S. 12) aufgezählt worden. Sowohl geistlichen wie weltlichen Charakters

ist das wichtigste und bedeutsamste der dem Baugewerke angehörenden, in dieser Periode entlehnten lateinischen Wörter: *turris*, ahd. *turri*, dann *turra*, wofür sich etwa um das Jahr 1000, wahrscheinlich unter französischem Einflusse[1], die Form *turn* und dann weiter *turm* Turm einstellte. Gewölbte Kirchenthüren nannte man Portal von mlat. *portale*, einer Weiterbildung von *porta;* das Wort wurde auch bei weltlichen Gebäuden angewandt. Rein kirchlich dagegen ist die Gruft geblieben, ahd. *gruft*, ein Wort, das wahrscheinlich nicht direkt von ‚graben' hergeleitet ist, sondern nur unter Anlehnung an dieses Verbum mit Lautsubstitution von dem mlat. *grupta* aus griech. κρύπτα herkommt.

Die frühere Periode hatte als Bindemasse beim Bauen nur den Kalk (I 36) gekannt; jetzt lernte man eine Mischung aus Kalk und Sand kennen, die sich noch besser bewährte, den Mörtel. Das frühmhd. *morter*, dann *mortel* hat zum Stammwort dasselbe *mortarium*, welches wir bei ‚Mörser' kennen gelernt haben. Denn das lateinische *mortarium* bedeutet eigentlich nicht die Masse selbst, sondern das trogartige Gefäß, in welchem man sie trug, wurde indessen schon von den römischen Maurern auf jene übertragen. Im Englischen ist *mortar* noch heute sowohl ‚Mörser' wie ‚Mörtel'. Als besondere Arten der Bindemasse dienten der Gips, spätahd. *gîps* aus mlat. *gypsum*, griech. γύψος, und der Cement, mhd. mit volkstümlicher deutscher Betonung *zîment* oder

1) Nach Kluge von einem vorauszusetzenden afrz. Accusative *torn*, vgl. schon im 13. Jahrh. *tournelle* ‚Türmchen'.

cêment aus lat. *caementum* ‚Bruchstein'. Wir legen jetzt wieder gelehrt den Ton auf die letzte Silbe. Dem Bauwesen gehört auch das Wort Grad an, ahd. (bei Notker) *grâd* ‚Stufe', im Nhd. dann auf Rangstufen übertragen und breit entwickelt. Ferner Riegel, ahd. *rigil*, ein zur Sperre eines Thores vorgeschobener Balken aus demselben *regula*, aus dem wir schon ‚die Regel' hervorgehen sahen, nur in sinnlicher Bedeutung ‚Latte, Schiene'. Die Umformung des Vokals deutet mehr auf ursprünglich volksmäßige Entlehnung, während ‚Regel' von Hause aus ein Wort des gebildeten Klerus war.[1] Die Platte wurde jetzt zum zweiten Male (vgl. S. 6) entlehnt in der Bedeutung eines flachen, größeren Steinstücks (ahd. *platta* von einer Marmorplatte). Auch den Marmor kannte man schon im Ahd., und zwar in der popularisierten Form *marmul*, die wir noch in Marmelstein gebrauchen, während wir sonst zu der gelehrten lateinischen Form zurückgekehrt sind. Ebenso den Granit, mhd. *grânit* aus mlat. *granitum* marmor ‚gekörnter Marmor', sowie den Tuffstein aus lat. *tophus*. Aus diesen Steinen verstand man Quadern zu hauen, mhd. *quâder* aus *quadrus* lapis ‚viereckiger Stein'.

Bewohnbar waren die Zimmer erst, wenn sie heizbar waren. Die Feuerstätte selbst hieß mhd. *kamîn* aus griech.-lat. *caminus* ‚Ofen', aber auch mit deutscher Betonung *kámîn* oder *kémîn*, später noch weiter um-

1) Heyne hält ‚Riegel' für deutschen, wenn auch dunklen Ursprungs.

gedeutscht ‚Kemmich' oder ‚Kemmet', jetzt wieder gelehrt Kamin; das heizbare Gemach, in welchem sich die Frauen mit Vorliebe aufhielten, wurde danach *kemenâte* genannt. Auch im Erker, dem gewölbten Ausbau an Häusern und Burgmauern, saßen die Damen um der freien Aussicht willen gern; das mhd. *ærker* stammt vom mlat. *arcora*, welches eine neugebildete Pluralform zu *arcus* zu sein scheint, also eigentlich einen Komplex von Bogen bezeichnet. Als Kunstausdruck des Befestigungswesens scheint herübergenommen zu sein die Planke aus spätlat. *planca*, was seinerseits wohl aus *phalanga* = griech. φαλάγγη entstanden ist. Auch der *zingel* aus *cingulus* ‚Gürtelmauer' gehört hierher; erhalten ist noch das davon abgeleitete Verbum umzingeln.

Dem Bauwesen gehört auch ein in alter Zeit sehr viel gebrauchtes Gewerkwort an, welches jetzt freilich im Aussterben begriffen ist. Aus dem lat. *modulus* (deminutiv von *modus*) wurde ahd. *modul*, mhd. *model*. In der Sprache der Baukunst bedeutet es das Maß für die Ordnung der Säulen, wurde aber bald in der technischen Sprache allgemein gebraucht für ‚Maß, Form, Vorbild'. In dieser Bedeutung ‚Musterform, Hohlform' lebt es noch jetzt als Model in der Sprache mancher Gewerke fort, wird aber durch das weit später entlehnte ‚Modell' mehr und mehr verdrängt.

Nicht nur die Baukunst, sondern auch die anderen Gewerke entwickelten sich an der Hand der romanisch-gallischen Technik weiter, sowohl in den großen Abteien

wie an den städtischen Bischofssitzen. Die Arbeitsteilung wurde größer. In den Städten kamen die Handwerke auf, und in den Klöstern wurden für die einzelnen Produktionsthätigkeiten allemal diejenigen Brüder bestellt, die darin eine besondere Fertigkeit besaßen. Früher schnitt sich jeder seine Sohlen (I 76) selbst zurecht und nähte seine Schuhe, so gut er konnte. Jetzt gab es einen besonderen Verfertiger von Fußbekleidung, den man einfach den *sutor* oder ‚Näher', ahd. *sûtâri* nannte. Zur Verdeutlichung (vgl. S. 44, A. 2) setzte man später dem Näher noch die genähte Sache vor, mhd. *schuochsutære*, dann weiter ‚Schuochster', Schuster, jetzt mit etwas verächtlicher Bedeutung gegenüber dem ‚Schuhmacher' oder gar dem ‚Schuhfabrikanten'. Doch gab es neben diesem Mischwort auch ein echt deutsches *schuochwürhte* (von ‚wirken'), welches noch in Eigennamen wie ‚Schuchard, Schubart, Schubert' fortlebt.

Das kunstgerechte Schlachten und Zerlegen des Viehs besorgte der Metzger, mhd. *metzgære* aus mlat. *matiarius* ‚Würstler' (von *matia* Därme), der mit dem Metzler zwar die Beschäftigung, nicht aber den Namen gemein hat; denn ahd. *mezzilâri* kommt von lat. *macellarius* her, und dieses wieder von *macellum* ‚Fleischmarkt'. Der Steinmetz dagegen, ahd. *steinmezzo*, stammt von demselben vulgärlat. *matio*, von dem auch das frz. *maçon* ‚Maurer' herrührt.[1]

1) Heyne leitet alle drei Ausdrücke von einem und demselben deutschen Verbum *metzen* ‚schneiden' ab, schwerlich mit Recht.

Die Metallgewerke sind vertreten durch Masse, lat. *massa*, welches bei Notker noch als gelehrtes Fremdwort auftritt, im Mhd. *masse* aber bereits populäres Gewerkswort ist mit der Bedeutung ‚Metallklumpen', dann überhaupt ‚ungestalteter Stoff, Masse'. Von ‚Masse' leitet man in der Regel auch Messing ab. — Beim Malen und Anstreichen gebrauchte man den Pinsel, mhd. zunächst *pensel* aus *penicillus* ‚Schwänzchen', das dann zu *pinsellus* umgeformt wurde. — Auf eine verbesserte Art des Wasserschöpfens aus dem gemauerten Brunnen (vgl. ‚Pfütze' I 43) läßt die Entlehnung von ahd. *kurba*, mhd. *kurbe* Kurbe oder Kurbel aus mlat. *curva* (frz. *courbe*) schließen. In das Niederländische und Niederdeutsche ging als Miete das lat. *meta* über, welches schon bei Columella ‚Heuschober' bedeutet.

Auch lernte man allerhand nützliche mineralische Stoffe und ihren lateinischen Namen kennen; so den Bleikalk, den schon die Römer aus Spanien importierten und *minium* (Plin. hist. nat. 33, 40) nannten, ahd. *minig* Mennig; verwandt mit ihm ist der Zinnober, mhd. *zinober* aus *cinnabaris*. Ferner die Kreide, spätahd. *krîda* aus *creta*, der Mergel, ahd. *mergil* aus dem von Plinius als keltisch bezeugten *margila*, der zur Düngung und leider auch schon zur Weinverbesserung benutzt wurde, der Alaun, mhd. *alûn* aus *alumen*, wofür man ahd. noch der *peizstein* sagte, der Ocker, ahd. *ogar* aus *ochra* (ὠχρός ‚blaß') ‚Berggelb'. Den als *viride Hispanum* nach Deutsch-

land kommenden Farbstoff übersetzte man im Mhd. in *spângrüen*, später in *grüenspân*, Grünspan.

Was dann das Bekleidungswesen betrifft, so sind neue und zwar rein geistliche Ausdrücke die Albe, lat. und ahd. *alba*, das weiße Gewand des Priesters bei der Messe, die Kugel d. i. Mönchsgewand, ahd. *kugula* aus *cuculla*, und die das Gleiche bedeutende Kutte, mhd. *kutte*; das Wort ist entlehnt aus mlat.-roman. *cotta*, welches aber seinerseits aus einem germanischen Worte stammt, das in ahd. *chozzo* ‚Kotzen', d. i. ‚grobe wollene Decke', steckt. Die Jünger des heiligen Benedikt benannten das schwarzwollene Zeug ihrer Ordenskleidung und dann diese selbst auch mit einem anderen lateinischen Worte *floccus*, woraus schon sehr früh ahd. *floccho* Flocke hervorging, und so heißt noch jetzt im baierschen Dialekt ein mönchisches Gewand ‚Flocken'; daneben erhielt sich die noch jetzt übliche Bedeutung eines Büschels Wolle oder Federn, die auch im Lateinischen die ursprüngliche war. Die Ausdrücke Zwillich, ahd. *zwilîh*, und Drillich, ahd. *drilîch*, sind in der ersten Hälfte Übertragungen, in der zweiten Entlehnungen aus *bilix* und *trilix* ‚zwei'- und ‚dreifädig'. Wichtiger sind drei gemeineuropäische Kulturwörter allererstен Ranges. Erstens Kappe, ein mantelartiges Kleid (s. oben S. 13), das ursprünglich mit seiner Kapuze zugleich den Kopf bedeckte, dann aber begrifflich entweder mit Wegfall der Kapuze auf den Kittel oder mit Wegfall des Kittels auf die Kapuze beschränkt wurde. Das mlat. Grundwort *cappa* ging schon im 8. oder 9. Jahrh.

als *kappa* ins Ahd. über; im Französischen kommt *chape* ‚Chormantel', *chaperon* ‚Mönchskappe' und *chapeau* ‚Hut' davon her. Zweitens Mantel, ahd. *mantal*, welches als modisches Kleidungsstück und modisches Wort um dieselbe Zeit aus *mantellum*[1] entlehnt wurde und das altgermanische *hachul* verdrängte. Drittens endlich Pelz. Die alten Germanen gingen allerdings in Felle gekleidet (Tac. Germ. 17: gerunt et ferarum pelles u. s. w.), aber das waren rohe, unbearbeitete Tierhäute, die feine modische Pelzkleidung empfingen sie von den Romanen und mit ihr etwa im 10. Jahrh. das Wort *pellicia* (eine Ableitung von *pellis*), welches zu *pelliz* umgestaltet, mhd. zu *pelz* verhärtet wurde. Wahrscheinlich mit der Pelzkleidung im Zusammenhang steht auch die Entlehnung des Adjektivums bunt. Denn dieses kommt zur Zeit seiner Entlehnung im Mhd. vorwiegend in Verbindung mit ‚Pelz' vor, als gleichbedeutend mit *vêh* ‚schwarz gefleckt auf weißem Grunde, gesprenkelt'. Man hat deswegen als Stammwort von ‚bunt' das lat. (mus) *ponticus* ‚Hermelin' angenommen, jedoch ist sein Ursprung wahrscheinlicher in dem mlat. *punctus* zu suchen, welches als Klosterwort das mit verschiedenfarbigen Fäden auf Zeug angebrachte Stickwerk bezeichnete und dann die allgemeine Bedeutung ‚gefleckt' erlangte. Erst seit Luther wird das Wort in der Literatur allgemein für das ältere *missevar*.

Eine wichtige neue Kulturerrungenschaft war auch das Belegen der Fußböden mit geflochtenen oder

1) Das Grundwort ist spanisch-lateinisches *mantum*.

gewebten Stoffen, welches die Deutschen von den Romanen etwa im 8. Jahrh. kennen lernten. Das bezeugen die beiden Wörter Matte, spätlat. und ahd. *matta* ‚eine aus Binsen geflochtene Decke', die mit dem deutsch-allemannischen ‚Matte' = ‚Wiese' nichts zu thun hat, und Teppich aus griech.-lat. *tapetum*, weswegen die ursprüngliche ahd. Form *teppid* oder *teppith* lautete; die jetzt übliche und schon ahd. als *teppich* belegte beruht wohl auf Analogiebildung[1] nach Wörtern wie Bottich, Fittich, Kranich u. s. w.

Der Toilette diente die Schminke, mhd. *smicke*, dann *sminke*, welche im 11. Jahrh. noch in der lat., auch in der Vulgata belegten Form *smigma*[2] (für *smegma*, griech. *σμῆγμα*) mit der Bedeutung ‚wohlriechende Seife' erscheint (Ruodlieb I 34), dem Schmucke die Perle, ahd. *perala* aus *perla*, der romanischen Nebenform eines vorauszusetzenden, freilich nicht belegten lat. *pirula* ‚Birnchen'; die Gestalt hätte dann der Perle ihren Namen gegeben.[3]

Schon der Teppich und die Schminke wies über Italien hinaus nach Griechenland und dem Orient. Der orientalische Handel erstreckte schon in früher Zeit seine letzten Ausläufer bis in die rauhen Landschaften der

1) Heyne nimmt als Stammwort dieser Form ein mlat. *tapicus* an.

2) Die früheren Ableitungen zu ahd. *smehhar* ‚fein' oder *smeckan* ‚schmecken' sind nicht wahrscheinlich.

3) Diefenbach: Gloss. Lat.-Germ. 427 setzt *perela* = *perillus* = *berillus* Beryll. Eine andere Deutung führt auf mlat. *sperula* = *sphaerula* ‚Kügelchen'. Am ausführlichsten handelt über das schwierige Wort Diez, Wörterbuch I 312.

noch nicht lange dem Heidentum entrissenen Germanen. So muß ihnen der glänzende, feine, weiche Stoff, den die römischen Händler von der Ähnlichkeit mit dem Roßhaare *seta* nannten, der aber ostasiatischer Herkunft ist, schon im 8. Jahrhundert zugekommen sein, etwa zu derselben Zeit, wo sie ‚Pein, Speise, feiern, Kreide' entlehnten; denn sie machten mit Verwandlung des *ê* in *î* *sîda* Seide daraus. Noch früher als die Seide scheint der Balsam nach dem Abendlande gelangt zu sein, der schon den Goten als *balsan* bekannt war. Das Wort stammt aus griech.-lateinischem *balsamum*, geht aber auf das Arabische zurück. Der Orient ist das Heimatland aller guten Gerüche. Auch die Narde stammt dorther, deren Öl ebenfalls schon früh nach Deutschland importiert worden sein muß; die Zweiheit der Formen und die deutschen Endungen in *der nardo* und *diu narda* weisen wenigstens darauf hin, daß das Wort nicht ein der Bibel entlehnter gelehrter Ausdruck war — erst im Mhd. findet sich auch die lateinische Endung *nardus* — sondern ein volkstümlicher.[1]

Noch klarer tritt dies zu Tage beim Krokus.[2] Dieser wächst zwar in Europa in mehreren wilden Arten, die aber keinen wirtschaftlichen Wert haben. Die Kulturpflanze ist der starkduftende orientalische crocus sativus, mit dessen strahlend gelbem Blütensaft bereits

1) Das gotische *nardus* ist möglicherweise blos Fremd- und noch nicht Lehnwort. Daß auch die Dattel bereits in so früher Zeit nach Deutschland verhandelt worden ist, läßt sich aus der älteren Form ‚Dachtel' schließen. S. unten Kap. II.

2) Hehn S. 259.

die babylonischen Herrscher ihre Gewänder und Schuhe färbten. Gelb war damals die königliche Farbe. Auch im Abendland versuchte man ihn anzubauen, aber schon Plinius (21, 31) mußte anerkennen, daß er in Italien nicht recht gedeihe. Der Import aus dem Orient blieb die Hauptsache. .. Es wurden nicht blos kolossale Massen von unverarbeiteten Blüten eingeführt, sondern auch Krokuswasser, -Salben, -Arzneien und mit Krokus gefärbte Stoffe. Der halborientalische Kaiser Heliogabal badete in krokusduftenden Teichen und ließ seine Gäste auf Polstern sitzen, die mit Krokusblättern gefüllt waren. Außerdem diente der Krokus als Heilkraut; er wirkte krampfstillend und belebend, in größereu Dosen freilich aufregend; auch als Würze zu Speisen und Getränken wurde er gebraucht. Diese so vielbenutzte und vielbegehrte Kulturpflanze muß schon sehr früh — nach den Lauten (ahd. *kruago*, *chruogo*) zu urteilen schon vor der Rose — in Deutschland bekannt geworden sein, natürlich nicht als Gartengewächs, aber als Salbe, Öl, Farbstoff u. dgl.

Überhaupt erweiterten die Deutschen ihre Kenntnisse von der Natur und ihren Erzeugnissen, teils durch eigne Anschauung, teils durch Hörensagen ganz beträchtlich. Als sie in die Alpenländer vordrangen, fanden sie dort eine romanisierte rhätische Bevölkerung vor, wiesie sich bis heute im Engadin und einigen andern Thälern der Schweiz und Tirols erhalten hat. Von dieser erhielten sie die Benennungen der Naturerscheinungen, die ihnen dort zuerst entgegentraten. Den unheimlichen schwülen Regenwind, der die Gebirgsthäler durchbrauste,

nannten die Romanen *favogn* aus lat. *favonius*, deutsch wurde daraus *fônno* Föhn; die possierliche Bergmaus wurde den einwandernden Allemannen als *murmont* (aus *murem montis*) vorgestellt und in *murmunto* oder mit Diminutivbildung *murmuntîn* (mhd. *mürmendîn*) verwandelt; später machte die assimilierende Kraft des Volkes Murmeltier aus dem unverstandenen Worte. Alte volkstümliche Entlehnungen ferner, die jedoch Jahrhunderte lang blos in den alpinen Mundarten lebten und erst im 17. und 18. Jahrhundert in die Schriftsprache übergingen, sind der Gletscher, der im Kanton Wallis, wo französische und deutsche Bevölkerung sich berühren, aus französischem *glacier* entstanden ist, und die Lawine, welche aus einem, dem mlat. *labina* (zu *labi* ‚fallen') entsprechenden, in den verschiedenen romanischen Dialekten wohl schon verschieden lautenden Worte entsprossen sein muß. In mittelalterlichen Glossarien[1] wird *labina* durch terra mobilis, aquosa, labilis, dann deutsch durch letten lau oder lô wiedergegeben. In der Schriftsprache erscheint zuerst ein ahd. *léwina* oder *lówin* ‚Sturzbach', dann mhd. zusammengezogen *lêne* ‚Sturzbach, Schneesturz'. Die neuhochdeutschen dialektischen Formen sind sehr mannigfaltig, wie das bei einem Worte, welches so lange der mündlichen Überlieferung allein anheimgegeben blieb, nicht Wunder nehmen darf: ‚Lauwine, Läue, Laehne', auch ‚Löwin'

1) So Dieffenbach, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis s. v. — Kluges Deutung des Wortes als urgermanisch und mit ‚lau' verwandt, leuchtet mir nicht ein.

(Schiller, Alpenlied: „und willst du die schlafende Löwin nicht wecken"); erst im vorigen Jahrhundert gestaltete sich daraus das schriftsprachliche ‚Lawine' mit gelehrter Betonung.

Ein Tier, welches aus seiner Heimat Spanien in der ersten Hälfte des Mittelalters durch Frankreich bis Deutschland vorgedrungen ist[1], ist das Kaninchen, lat.-iberisch *cuniculus*, woraus mhd. *küniklîn*, dann oberdeutsch ‚Künlein, Küniglin' und mit Volksetymologie ‚Könighase' wurde. Die heutige Form mit *a* ist obersächsisch und durch Luther in die Schriftsprache gebracht. Die Wespe dagegen ist kein Lehnwort; sie heißt mit ihrem ehrlichen deutschen Namen ahd. *wefsa* zu ‚weben'. Das im Mhd. auftauchende *wespe*, nach lat. *vespa* gebildet, ist lediglich eine gelehrte Pedanterie, die sich indessen behauptet hat. Auch die Bekanntschaft des Papageis haben die Deutschen in natura gemacht. Neben Singvögeln hielt man in Käfigen Papageien, die zum Sprechen abgerichtet waren.[2] Damit kam auch der lateinische Name *psittacus* nach Deutschland, ahd. *psittich*, *sittich* Sittig.

Bei anderen Naturerzeugnissen dagegen ist es teils unwahrscheinlich, teils unmöglich, daß sie nach Deutschland gebracht worden sind, und doch haben unsere Vorfahren frühzeitig Kunde von ihnen bekommen, besonders von solchen, welche stark auf die Phantasie wirkten.

1) Kaninchenjagd mit Frettchen bei Schultz, Höf. Leben I, 449, 471.

2) Schultz, Höf. Leben I, 450.

Daß es schwarze Menschen giebt, mußte ihnen sehr interessant erscheinen, und daß sie frühzeitig von ihnen gehört haben, bezeugt die Übernahme des lat. *Maurus* als *môr* Mohr.[1] Ebenso wurde ihnen der König der Tiere frühzeitig durch Hörensagen bekannt. Das Wort *leo* ist in der Bibel sehr häufig, man könnte also biblisch-gelehrten Ursprung des Wortes vermuten. Allein die Umbildungen, welche das lat. *leo* bereits im Ahd. erfahren hat, weisen auf frühen volkstümlichen Gebrauch des Wortes hin. Es finden sich *lewo, leu* (*leo*) und *louwo*. Löwe ist seit dem 17. Jahrh. das allgemein übliche Wort, Leu poetisch und altertümlich, *louwo* veraltet, doch erhalten in Ortsnamen wie ‚Lauenburg' = Löwenburg. Der sogenannte Physiologus (s. unten S. 74) setzt das Wort *leo* ebenfalls als bekannt voraus; er sagt nicht, wie bei den anderen Tieren[2]: ein tier heizzit leo, sondern einfach: „Leo bezeichnet unsern Herrn um seiner Stärke willen." Auch finden sich hier schon die abgeleiteten Formen *leuîn* und *leuinchelîn* (kleiner Löwe). Dieser Thatbestand beweist, daß das Wort ‚Löwe' schon im frühen Mittelalter durch mündliche Überlieferung allgemeine Verbreitung gefunden hatte. Das Tier ist sicher bereits in römischer Zeit den Germanen bekannt geworden. Germanische Söldner sahen die Tierkämpfe im Kolosseum; im Amphitheater

1) Kluge vermutet, daß die Entlehnung aus der Zeit der Vandalenherrschaft in Afrika stamme. Ich möchte lieber mündliche Tradition aus der Ferne annehmen.

2) Müll.-Scherer, Denkmäler LXXXII, 1.

zu Trier werden unter dem zuschauenden Publikum auch nicht wenig Germanen gewesen sein, und oft mußten germanische Kriegsgefangene selbst mit den Bestien kämpfen. Ließ doch der allerchristlichste Kaiser Konstantin im Jahre 306 einige Tausend Franken, im Jahre 313 Tausende gefangener Brukterer in der Arena zu Trier von wilden Tieren zerreißen.

Erst im 11. bis 12. Jahrhundert dagegen taucht in unserer Sprache das *tigirtier* der Tieger auf, um dieselbe Zeit der *pardo* aus *pardus* (s. unten Panther), und der aus diesem und dem Löwen zusammengesetzte *lêbarto, lêoparda* Leopard. Diese großen Raubtiere mußten, wenn sie auch nur durch Hörensagen in Deutschland bekannt wurden, doch auf die erregbare Phantasie des jugendlichen Volkes einen mächtigen Eindruck machen, und es ist wohl für alle diese Benennungen volkstümlicher Ursprung anzunehmen.

Dasselbe gilt von dem Elefanten. Im Jahre 802 kam ein solcher nach Aachen als Geschenk des persischen Königs an Karl den Großen.[1] Aber schon die Goten kannten, wenn auch nicht das Tier, so doch das griechische Wort *ἐλέφαντος*; sie wußten allerdings weiter nichts davon, als daß darunter ein gewaltiges, lastentragendes Tier des fernen Ostens zu verstehen sei, und übertrugen daher ihr *ulbandus* auf das Kamel. Im Ahd. wurde daraus *olbanta*, mhd. *olbente*, agf.

1) Venit Isaac cum elephanto et ceteris muneribus quae a rege Persarum missa sunt, et Aquisgrani omnia imperatori obtulit. Nomen elephanto erat Abalabas. Einhardi Annales 802. Schultz I, 451.

olfent mit derselben Bedeutung. Eine genauere Kenntnis des Tieres scheint den deutschen Stämmen erst durch den Elfenbeinhandel gekommen zu sein. Der deutsche Name des Elfenbeins, ahd. *helfantbein*, beweist, daß es nicht durch romanische Vermittelung zu uns gelangt ist. Denn dann würden wir sicher mitsamt der Sache das lat.-romanische Wort *eboreus*, ital. *avorio*, frz. *ivoire* empfangen haben. Es muß uns vielmehr vom Südosten auf dem Landhandelswege donauaufwärts zugekommen sein und damit der griechische Name des Tieres, der ahd. zu *elfant*, bald aber mit volksetymologischer Anlehnung an *helfan* (helfen) zu *helfant* wurde.[1] Daß das Wort durchaus als deutsches gefühlt wurde, beweist die betreffende Stelle des Physiologus: „ein tier heizzit elevas, daz ist ein helfant", wo also die lateinische Form durch die deutsche geradezu verdolmetscht wird. Später kam daneben wieder die gelehrte Form *elafant* auf und ist im Nhd. durchgedrungen.

Früh muß auch schon die Kunde von dem größten Vogel, den es giebt, dem Strauß, nach Deutschland gekommen sein, ahd. *strûz* aus spätlat. *struthio*. In der Bibel kommt der Name wiederholt vor, z. B. 3. Mos. 11, 16, aber die populäre Form deutet auf volksmäßige Überlieferung, ebenso der verdeutlichende, noch jetzt übliche Vorsatz von ‚Vogel', der im frz. *autruche* (*avis struthio*) sogar festgewachsen ist. Das *z*

1) Das ags. *elpend* oder *ylpend* geht dagegen wohl auf das lateinische *elephant*-em zurück, dessen *ph* wie *p* gesprochen wurde.

des deutschen Wortes kann nicht durch Lautverschiebung entstanden sein; denn zu den Kulturvögeln, welche die Deutschen schon in vorchristlicher Zeit von den Römern kennen und züchten lernten, hat der Strauß selbstverständlich nicht gehört. Es beruht also wohl auf dem Zischlaut der spätlat. Aussprache.

Genau ebenso wichtig und interessant wie die genannten Tiere mußten den Deutschen die seltsamen Fabelwesen des Orients sein, von denen ihnen die Sage meldete, und die sie natürlich ebenfalls für wirklich existierend hielten. Zwischen dem Vogel Strauß und dem Vogel Greif werden sie, was den ehrlichen Glauben an die Existenz betrifft, keinen Unterschied gemacht haben. Das Wort ‚Greif', erst mhd. *grîfe*, ist aber so wenig wie ‚Strauß' schon in vorchristlicher Zeit zu den Germanen gekommen. Es ist also nicht aus dem griechischen *γρυπ-* durch Verschiebung des *p* zu *f* entstanden, sondern vielmehr durch die vulgärlateinische Form *griphus* gegangen, der auch das franz. *griffon*, ital. *griffone* entsprungen ist. Den Germanen schwebte bei dem Namen dieses menschenraubenden Ungeheuers jedenfalls auch ihr Verbum ‚greifen' vor. Es liegt also nicht litterarische, sondern mündliche, volkstümliche Entlehnung vor. Weniger volkstümlich als der Greif, der durch die Herzog-Ernstsage große Berühmtheit erlangte, war der Phönix, der erst im Mhd. belegt ist als *Fênis*. Außer diesen Tiernamen sind etwa noch zu nennen die Grille, ahd. *grillo* aus griech.-lat. *gryllos*, wofür das echtdeutsche Wort ‚Heimchen' ist, der Salamander, erst

mhd. aus *salamandra*, und der Pelikan, mhd. *pellicân* aus *pelicanus*.

Wir haben bisher nur eine, die volkstümliche Art der Entlehnungen kennen gelernt. Mit der gelehrten Bildung, dem Lesen und Schreiben, tritt nun aber noch eine andere Gattung von Lehnwörtern auf, diejenigen, welche nicht durch das Ohr der Hörenden, sondern durch das Auge der Lesenden in die deutsche Sprache gedrungen sind, die sogenannten gelehrten oder Buchwörter. Diese brauchten ja keineswegs immer nur Buch- und Litteraturwörter zu bleiben. Sie gingen häufig aus dem Gebrauch der lesenden und schreibenden Kleriker in den des Volkes über, drangen in engere oder weitere Kreise ein, wurden mehr oder weniger populär. Davon mußte dann auch ihre Lautgestaltung und Betonung beeinflußt werden. Je mehr sie aus den engen Kreisen der gebildeten Geistlichen in das eigentliche Volk drangen, um so mehr mußten sie in beiden Beziehungen eine volkstümliche Färbung erhalten. So lange sie noch als Fremdwörter gefühlt wurden, behielten sie die Flexion der lateinischen Wörter bei; wurde diese durch die deutsche ersetzt, so war der erste wichtigste Schritt zur Popularisierung gethan. Der Übergang war ein allmählicher, und der Zustand des Schwankens dauerte oft längere Zeit.

Das Gedicht „Himmel und Hölle“[1] hat z. B. diu vier *evangelia* mit lateinischer, Ezzos Gesang[2] die vier *êwan-*

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXX, 32.
2) Ebenda XXXI, 22.

geljon mit deutscher Flexion und so oft bei Otfried. Ein Wiener Glaubensbekenntnis (Raumer S. 325) versieht diu heiligen *êvangeligun* auch noch mit deutscher Ableitungssilbe. Ebenso wechselt in den Denkmälern das lateinische *prophetae*, *prophetas* und das deutsche *prophêten*.[1] Der *psalmus* wird durch *psalmo* zum *salmo*, das *psalterium* zum *saltari*. Das Wort *fundamentum* erscheint noch bei Otfried (2, 1, 22) und in dem Gedichte „Himmel und Hölle" (M.-S., D. XXX, 17 der burge fundamenta) durchaus als Fremdwort, im Mhd. dagegen finden sich Umdeutschungen wie *phundment*, *pfundmit*, *pfulment*, *fülment* und *fundamunt*, *fundemunt*, *fullemunt*, *vulmunt*, *volmunt*. So stark ist die assimilierende Kraft des Volkes.

Solche Wörter dagegen, die durchaus fremdes Gewand behalten haben, wie etwa baptista, pascha, spiritus, theologia, exodus sind nicht zu Lehnwörtern geworden, sondern Fremdwörter geblieben.

Von allen Büchern wurde keines mehr gelesen, keines bot mehr Stoff zur Bereicherung des Begriffskreises und damit auch des Sprachschatzes als die „heilige Schrift", das „Buch" schlechthin, oder auch das *buoch frônô*, das „Wort" oder „Gottes Wort".[2] Sie bildete, wie billig, von jeher das Hauptstudium in den geistlichen Schulen. In diesem Buche trat nun den Deutschen eine neue und reiche, aus orientalischen und griechischen Ele-

1) S. Müllenh.-Scher., Denkm. XXXI, 6, 6. 20, 2. XXXVIII, 94.

2) Raumer S. 219—222. 320.

menten gemischte Kulturwelt und eine Fülle unbekannter Gegenstände und Begriffe entgegen. Doch auch die Kirchenväter und Glaubensbekenntnisse wurden viel gelesen, gelernt und deutsch kommentiert. Auf diese Weise gelangte eine Reihe theologisch-philosophischer Begriffe in die deutsche Sprache, zunächst wie Fremdlinge aus einer andern Welt, die dann aber allmählich assimiliert wurden. Anfangs mußten diese neuen abstrakten Begriffe ja auch den deutschen Klerikern völlig unverständlich sein, und es ist ergötzlich zu sehen, wie sich z. B. Notker quält, in seinem Katechismus[1] seinen Schülern den Begriff *persona* zu erklären: „aber unsanft ist zu deuten *personam*, weil der Name von fernher genommen ist." Das Wort ist zuerst zur Bezeichnung der drei Personen der Gottheit aufgenommen. Im Mhd. ist dann *persône* aus dem Fremdwort bereits Lehnwort geworden und auch auf Menschen übertragen. Ganz ähnlich steht es mit ahd. *natura*, das ursprünglich zur Bezeichnung der beiden in Christo vereinigten Naturen diente, im Mhd. *natûre* dann in immer erweitertem Umfange gebraucht wird, mit *substantia* mhd. *substanzie*, mit *trinitas* mhd. *trinitât*, wogegen *divinitas* und *humanitas* nicht rezipiert, sondern nur übersetzt wurden (*goteheit* und *manheit* oder *gomaheit*, s. S. 5). Sodann *creatura*, eigentlich ‚Schöpfung', mhd. *crêâtûre* Kreatur, schon von Einzelwesen, *maiestas*, mhd. *majestât* zunächst nur von

1) Müllenhoff-Scherer, Denkm. LXXIX, S. 195: aber unsemfte ist ze diutenne personam, wanda der namo ferrenân genomen ist.

der Majestät Gottes, *gloria*, mhd. *glôrje glori* von seiner und der himmlischen Heerscharen Herrlichkeit, Glorie, später auch in weltlichem Sinne. Auch das Wort Körper, mhd. *körper* für ‚Leib' ist wohl sicher auf gelehrtem, theologisch-biblischem Wege zu uns gelangt, und zwar durch das Abendmahl und die Verehrung des *corpus* domini, dessen deutsche Übersetzung ‚Frohnleichnam' oder *der gotes lîchinamo* ist.

Biblische oder wenigstens kirchliche Lehnwörter sind ferner: Tempel, ahd. *tempal* aus *templum*, Paradies, ahd. *paradîsi* aus *paradisus*, Endekrist für Antichrist, Apokalypse (mhd.) aus *apocalypsis*, Litanei, mhd. *lîtanîe* aus *litania*, Sakrament (mhd.), Sankt, mhd. *sancte*, *sente* aus *sanctus* u. andere.

Aber auch nicht religiöse Gegenstände und Naturwesen, die dem Orient und seinem Kulturkreise angehören, sind in ziemlicher Anzahl durch die Lektüre der Bibel den Deutschen zuerst bekannt geworden. So die Abzeichen des Königs: *thronus* mhd. *trôn* Thron, *sceptrum* mhd. *zepter* Zepter[1], *corona*, welches im ahd. *corôna* anfangs noch als Fremdwort gefühlt wurde und zuerst im 11. Jahrh. die deutsche Flexion *corônun* bildet.[2] Ferner Purpur (lat. und ahd. *purpura*, got.

1) Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit (Leipzig 1899) S. 19 erklärt ‚Thron' im Altfranzösischen für biblisch, ‚Zepter' dagegen für der Rechtssphäre angehörig. Indessen kommt auch *sceptrum* im alten Testament einige zwanzig Mal vor.

2) In Willirams Paraphrase des hohen Liedes; s. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz IV, 484. Das Verbum *corônôn* = *coronare* zuerst bei Notker im 11. Jahrh.

paúrpaúra) als kostbarer Färbstoff und Gewand der Mächtigen und Reichen, auch, wie Krone, bei Gelegenheit von Christi Verspottung (Mark. 15, 17 und 20) gebraucht. Sodann die Zisterne, mhd. *zisterne* aus *cisterna*, die Flamme zuerst in einer altniederfränkischen Psalmenübersetzung als *flamma* belegt, die Laterne, mhd. *laterne* aus *laterna* (Joh. 18, 3), welche schon durch die Beibehaltung der fremden Betonung ihren gelehrten Ursprung erweist, und deren volksmäßige lateinische Form überdies *lanterna* (frz. *lanterne*) war; freilich ist ungleich häufiger in der Bibel die *lucerna* (z. B. Math. 5, 15. Luk. 11, 33), und diese ist schon got. als *lukarn* entlehnt, dann wieder spätahd. *lucerne*, übertragen auf Maria in der Sequenz von Mâri „Marîa, aller magede ein lucerne".[1] In elsässischer Mundart bedeutet das Wort noch heute ‚Leuchte', in der Schriftsprache ist es aber, vielleicht durch Vermittelung des Französischen, auf den im 16. Jahrhundert eingeführten Schneckenklee, der mit seinen grellgelben Blüten wie eine Leuchte strahlt, auf die Luzerne, übertragen worden.

Von Tiernamen sind als aus der biblischen Sprache entnommen zu betrachten die Turteltaube, ahd. *turtilî-* oder *turtulatûba*, indem dem biblischen *turtur* zur Verdeutlichung die deutsche Artbezeichnung angefügt wurde (vgl. S. 44, Anm. 2), ferner der Skorpion, lat. *scorpio* — auch in der Bedeutung ‚Stachelpeitsche' — bei Otfried 2, 22, 35 noch *scorpjo*, mhd. dann *schorpe*, *schorp*, jetzt wieder mit der so häufigen gelehrten Endung -ion nach

1) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXLII.

Analogie der Wörter auf *-tio*. Der schon oben (S. 65) erwähnten, „Physiologus“ genannten geistlichen Zoologie des Mittelalters, welche in Alexandrien im zweiten Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, dann lateinisch bearbeitet wurde und in dieser Fassung in mannigfachen Umarbeitungen und Übersetzungen bei den abendländischen Völkern bekannt wurde[1], entstammen, wie es scheint, die Tiernamen Viper *vîpera*, Krokodill *korkodrillus* (Stück 4), Hyäne *igêna*, Panther *pantera*[2], mhd. *panter*, mit Volksetymologie auch *pantier*, sowie die Übersetzungen *einhurno* ‚Einhorn‘ für *rînocerus* und *tanesil* ‚Tannesel‘ für *onager*.

An Pflanzennamen sind biblischen oder wenigstens gelehrten Ursprungs die Zeder, ahd. *cêdar-boum*, die Cypresse, ahd. *cupfer-boum*, das letztere volkstümlich durch ‚Kupfer‘ beeinflußt; die Palme, ahd. *palmboum* oder, wie lat., *palma*, der Ysop, mhd. *ysopo*, *isope* aus *ysopus*, die Aloe, mhd. *âlôe*, ferner die Ulme, mhd. *ulmboum* für das ältere und echtdeutsche *elmboum*, die Pappel, in mhd. Zeit aus der mlat. Nebenform *papulus* für *populus* übernommen, und das Ebenholz, ahd. *ebênus* oder *ebboum*. An Mineralien gehören hierher: der Kristall, ahd. *christalla* noch Fremdwort aus lat. *crystallus* (Femininum), z. B. Apok. 4, 6, im Mhd. dann

1) Die älteste deutsche Fassung steht bei Müllenhoff-Scherer, Denkmäler LXXXII.

2) Die andere Form *pardo* beruht auf dem biblischen *pardus*, während ‚Pardel‘ und ‚Parder‘ neuere Entlehnungen aus *pardalis* sind.

der kristall, der Alabaster, mhd. *alabaster*, aber schon got. *alabastraun*, Luc. 7, 37, und die Koralle, mhd. noch *der coralle* aus mlat. *corallus*.

Ein sehr lebhaftes Interesse erregten schon im frühen Mittelalter die Edelsteine, welche dem jugendlichen Volke als der Inbegriff aller irdischen Pracht, ja als der Abglanz und das Symbol göttlichen Glanzes erschienen. Spielen sie doch auch in der heiligen Schrift eine nicht unbedeutende Rolle. Die Bibel zählt bei Beschreibung des Amtsschildes Aarons 2. Mos. 28, 17—20 bereits die wichtigsten auf, nämlich den lapis *sardius = sardîn, topazius = topâze, smaragdus = smaragt, carbunculus*, eig. ‚kleine Kohle', *saphirus = saphir, jaspis, ligurius*, über den näheres zu lesen ist im Ruodlieb V, 102 ff, *achates = achât, amethystus = ametiste, chrysolithus = krisolithe, onychinus = onichus, beryllus = berille*. Die meisten dieser Edelsteine finden sich wieder Apokal. 21, 19—20, dazu noch der *chalcedonius = calcedôn, sardonyx, chrysoprasus = crisoprassis* und *hyacinthus*. Der *adamas* kommt an drei Stellen der Propheten vor (Ezech. 3, 9. Zach. 7, 12. Jerem. 17, 1). Eine mittellateinisch-romanische Neubildung ist der *rubinus = rubîn*, der demgemäß in der Bibel fehlt. Viele merkwürdige Dinge erzählt Plinius im 37. Buche der nat. hist. von manchen dieser Edelsteine, und die Phantasie des Volkes beschäftigte sich sicher gern mit diesen funkelnden Kostbarkeiten, welchen die wunderbarsten Kräfte eigen sein sollten; dennoch haben es die Edelsteinnamen über mehr als höchstens halbe Volkstümlichkeit hinaus nicht gebracht;

sie behielten immer den Stempel ihrer gelehrten Herkunft. Nur drei haben schon im Namen einen populären Anstrich bekommen, der *jâchant* aus *hyacinthus*, der Karfunkel (mhd. auch *karfunkelstein*) aus *carbunculus* mit Anlehnung an ‚funkeln', und endlich der Diamant statt der gelehrten, ebenfalls vorkommenden Form *adamant*. Das mhd. *diamant* ist wohl aus der gleichlautenden franz. Form hervorgegangen, und diese wiederum ist entschieden eine volkstümliche Umbildung. — Auch der Magnetstein, mhd. *magnes* und *magnête*, ist gelehrten Ursprungs, aber durch Dichtung und Sage (besonders die von Herzog Ernst) volkstümlich geworden.

Gelehrte Entlehnungen aus ahd. Zeit sind ferner das Paar *bâr* (in den Glossen), die Prosa *prôsa*, Tabelle *tabella* (bei Notker), die Kruste, zum erstenmale bei Otfried 3, 7, 26 u. 31, *krusta* im Wechsel mit *rinta* ‚Rinde'. Im 12. Jahrhundert erscheint Figur *figûre*, und das Verbum dauern *dûren*, in Norddeutschland aus *durare* übernommen, dringt nach Süden vor, das heimische ‚währen' zurückdrängend. Im Mhd. treten dann auf: Exempel, Element, Philosophie, probieren (mit romanischer Endung neben proben), Charakter *karakter* in der Bedeutung ‚Buchstabe, Zauberschrift, Merkmal', Chronik *krônike* aus dem Plural *chronica*, Fabel *fabele*, Sekte *secte*, Punkt *punkt* und *punt* aus mlat. *punctus* = *punctum*, jedenfalls zuerst als Schreiberwort eingeführt, Planet *planête* und Laune *lûne* aus *luna*, ein Wort, das einen weitgehenden Bedeutungswechsel durchgemacht hat: Mond,

Mondphase, Mondwechsel, Glückswechsel, Wechsel der Stimmung, die letzten beiden Bedeutungen, weil die mittelalterliche Astrologie an die Einwirkung des Mondes auf das Glück und die Stimmung der Menschen glaubte.

Der Sphäre der Musik gehören an Chor, ahd. *chôr*, mhd. *kôr* aus *chorus*, d. i. zunächst die Schar der singenden Geistlichen, dann ihr Aufenthaltsort, der hintere Teil der Kirche, Note ahd. *nota*, mhd. *note* ‚Tonzeichen, Ton', dann jedes Schriftzeichen, schriftliche Bemerkung, Ton, im Ahd. bei Notker noch Fremdwort mit lateinischer Flexion, mhd. dann Lehnwort *dôn;* das Wort bedeutet noch nicht wie heutzutage den einzelnen Ton, sondern die Tonart, die Weise, zunächst im Gregorianischen Kirchengesang, dann auch im weltlichen Lied. Es ist also fast gleichbedeutend mit Melodie, die im mhd. *melôdîe* zuerst auftritt. Regelrecht mußte sich daraus entwickeln Melodei; unser jetziges Wort ist unter französischem Einfluß gebildet. Die seltsame ahd. Übersetzung des Wortes s. S. 5. Neue Instrumente sind außer der schon erwähnten Orgel das Psalter ahd. *psaltari saltari* aus *psalterium*, die Cither ahd. *cithara,* und das Cymbel oder Schallbecken ahd. *zymbala* aus dem Plural von *cymbalum.* Alle drei sind uns zuerst durch die Bibel bekannt geworden, wo sie sehr häufig vorkommen, auch alle drei verbunden (z. B. 2. Par. 29, 25. 2. Esd. 12, 17), dann aber auch thatsächlich eingeführt.[1] Die Leier dagegen, die in der Schrift weit seltener ist

1) Schultz, Das höfische Leben I, 553 sind Psalter und Cither abgebildet. Über das Cymbel s. daselbst S. 562.

— sie findet sich nur fünfmal —, ist von vornherein nicht auf gelehrtem Wege als Wort, sondern durch den Handel als Sache zu uns gekommen. Denn das griech.-latein. *lyra* ist nur durch die byzantinische Aussprache des *y* = *i* und durch romanische Quantitätsverlängerung (vgl. ‚Schule' gegen. ‚Rose' S. 27. 33) zu ahd. *lîra* geworden, und die mittelalterliche Leier war ein ganz anderes Instrument als die antike. Ihre Saiten wurden mittels eines von einer Kurbel gedrehten Rades in Schwung gesetzt. Die moderne humanistische Richtung gab dem Worte seinen antiken Sinn zurück, das mittelalterliche Instrument sank zur ‚Bauernleier' herab, deren Nachfolger dann der ‚Leierkasten' wurde. In diesem Worte sowohl wie in ‚leiern, die alte Leier' hat sich die alte Bedeutung des einförmigen Drehens erhalten. — Ein Instrument höchst zweifelhafter Herkunft ist Pauke, mhd. *pûke;* man betrachtet sie in der Regel entweder als eine starke Verkürzung des lat. *sambuca* (Heyne) oder als von *bucina* ‚Horn' stammend (Weygand). Zu letzterem paßt zwar die Nebenform *pûckel,* nicht aber die Bedeutung.

Wie die Musik, so entwickelte sich auch die Medizin weiter. Zwar scheint es bei der Gurgel, ahd. *gurgula* aus lat. *gurgulio,* welches das alte *querchala* verdrängte, zweifelhaft, ob sie durch den Einfluß der Heilkunde und nicht vielmehr durch den der Gladiatorenkämpfe in unsere Sprache gelangt ist. Die folgenden Worte indessen sind uns sicher durch die griechisch-römische Medizin vermittelt: der Koller, ‚ausbrechende oder stille Wut', ahd. *cholero* aus *choléra* (vgl. franz.

colère), die Fistel, ahd. *fistul* aus *fistula* ‚tiefgehendes Röhrengeschwür', von der Stimme erst durch das Verbum ‚fistulieren' im 18. Jahrhundert aufgekommen, *misel* und die Miselsucht ‚aussätzig, Aussatz' aus *misellus* ‚elend'. Ferner die Apotheke, mhd. *apotêke* aus *apotheca*, welches Wort zunächst in den Klöstern den Raum bezeichnete, wo die Heilkräuter lagerten und an Heilungsbedürftige ausgeteilt wurden; seit dem 13. Jahrh. legte man auch in Städten solche Magazine an; man bediente sich auch deutscher Übersetzungen des fremden Wortes wie ‚Krauthaus, Spezereigadem'. Für die heilenden Substanzen, die es dort gab, kamen seit dem 13. Jahrh. die mit dem romanischen Suffix *-îe* gebildeten Substantiva *arzâtîe* und *arzenîe* Arznei auf, das erstere von *arzat* (I 81), das zweite von einem im Ahd. neugebildeten Verbum *arzinôn* gebildet. Eine besondere Form der Arznei waren kleine Kügelchen, lat. *pillula*, mlat. auch zusammengezogen *pilla;* daraus entstanden mhd. *pillele* nhd. Pille. Im flüssigen Zustande nannte man die Arznei auch Mixtur, *mixtûre* aus *mixtura*.

Wir betrachten zum Schluß dieses Kapitels noch ein zusammenhängendes Gebiet, auf welchem die lateinische Sprache ihre Überlegenheit ganz besonders geltend gemacht hat, das der Regierung und Verwaltung, des Rechts und des Verkehrs. Auf diesem Lebensgebiete hat ja das römische Volk für die ganze civilisierte Welt maßgebende Leistungen hervorgebracht, und die ursprünglich so einfachen germanischen Verhältnisse konnten

sich, wie die Dinge lagen, nur an der Hand der römischen Kultur zu größerer Mannigfaltigkeit und reicherer Fülle entfalten. Diese Entwicklung spiegelt sich deutlich in der Sprache wieder.

Das älteste dieser Verwaltungs- und Regierungsworte ist Graf, ahd. *grâvio* aus mlat. *grafio*, *graphio*. Es war dies bereits in der Merowingerzeit der Titel eines Hofbeamten der fränkischen Könige. Wahrscheinlich ist er die Umformung eines byzantinisch-griechischen Hoftitels *γραφεύς* ‚Schreiber', den dann die merowingischen Könige ebenso übernahmen wie etwa den Titel ‚Arzt' und wie überhaupt einen großen Teil des byzantinischen Ceremoniells.[1]

Aus der Merowingerzeit stammt auch die lateinische Bezeichnung *forestis* für einen der gemeinen Benutzung, dem Weiderecht und der Holzung entnommenen, allein der königlichen Jagd vorbehaltenen Wald. In einer Urkunde Childeberts I vom Jahre 556 (Pertz, Dipl. I, 7) findet sich von einem Walde in der Nähe von Paris zuerst forestis nostra, nämlich silva. Das Wort geht zurück auf *foris* ‚außerhalb', bezeichnet also was außerhalb des gemeinen Rechtes ist, nicht von jedem benutzt werden darf. In Urkunden der Karolingerzeit kommt das Wort sehr häufig vor, auch mit Nebenformen wie *foreste*, *forestus*, *foresta* u. dgl. Es bezeichnet überall den zwar dem Wildbann unterworfenen, aber nicht eingezäunten Wald, während der eingezäunte parcus hieß. Das Wort

1) Vgl. I 81. Kluge dagegen führt ‚Graf' auf ein got. *gagrêfts* ‚Befehl' zurück.

ging in die romanischen Sprachen, frz. *forêt*, in das Deutsch-Fränkische, und in das Ahd. über, *forst* ‚Bannwald', unser Forst. Die mhd. Formen *forest, voreist* sind erst junge Entlehnungen aus dem Altfranzösischen.[1] Von *forst* wurde schon ahd. *forstâri* Förster abgeleitet.

Ebenso alt wie ‚Forst' ist Meier, ahd. *maior, meior, meier*. Auch dieser Titel gehört der Amtssprache der fränkischen Könige an, in welcher der Vorsteher der Dienerschaft major domus hieß. Das Wort wird erklärt durch exactor procurator, besonders aber auch durch villicus. Denn der Titel setzte sich speziell fest für den obersten Verwalter eines Gutes — daher auch frz. *maire* — oder auch für den Pächter eines solchen. — Ein Meier hatte Zins zu zahlen, welches Wort ebenfalls eine Entlehnung des 7. bis 8. Jahrhunderts ist. Im Altsächsischen erscheint dafür *tins*, dessen *t* aus falscher Analogie hervorgegangen ist, indem die Niederdeutschen gewohnt waren, an Stelle von hochdeutschem *z* ein *t* zu sprechen.[2] Die Beibehaltung des *n* weist auf ursprünglich gelehrte, kanzleimäßige Entlehnung hin; doch ist das Wort schon früh volkstümlich geworden.

1) Frühere Deutungen des Wortes, z. B. aus ahd. *foraha* ‚Föhre', s. bei Diez I, 185.

2) Kluge meint, das sibilierte romanische *c* sei in diesem Worte bei der Übernahme durch *t* ersetzt, die germanische Grundform also *tenso*. Dann wäre das altsächsische *tins* das ursprüngliche, *xins* erst durch Lautverschiebung entstanden. Das Wort würde in diesem Falle zu den vorchristlichen Entlehnungen und zu denen, die I 24 angeführt sind, gehören. Doch ist mir die oben gegebene Erklärung Heynes wahrscheinlicher.

Jünger als diese bis in die merowingische Zeit hinaufgehenden Entlehnungen, aber immer noch recht alt sind die in der eigentlich althochdeutschen Zeit übernommenen Ausdrücke. Da ist an erster Stelle Meister zu nennen, ahd. *meistar* aus *magister*, aber mit deutscher Betonung, ein im Mittelalter für sehr viele Ämter verwandter Titel, welcher der Sprache der Bibel und der des Rechtes gemein war. Lediglich der Rechts- und Verwaltungssprache gehört der Vogt an. Aus dem lat. *advocatus* ‚Rechtsbeistand' wurde mlat. *vocatus*, daraus ahd. *fogât* mit populärer Aussprache des *v* (vgl. *vers* S. 30), dann mit deutscher Zurückziehung des Accentes *fógat*, mhd. dann *voget* und *voit* und daher auch fälschlich ‚Voigt' geschrieben. Der Titel war im Mittelalter ungemein vieldeutig, er bezeichnete eigentlich alles vom König abwärts bis zum einfachen Gerichtsbeamten und Vormund; jetzt ist er im Umfang seines Gebrauches stark zurückgegangen.

Dem ‚Zins' entspricht in der Bedeutung der ahd. *dezemo* ‚Zehnte' aus *decimum*, als Dezem ‚Abgabe an den Geistlichen' und auch in übertragener Bedeutung ‚Züchtigung' noch erhalten.[1]

Mehr dem Geschäftsleben gehört das in allen europäischen Sprachen verbreitete Kulturwort die Kosten an. Aus dem Verbum *constare* ‚zu stehen kommen' entwickelte sich ein mlat. *costus* mit Nebenform *costa;* das ging ins Ahd. als *kosta* ‚Aufwand, Preis' über.

1) Die vorchristliche Zeit hatte aus *decimare tehhamôn* gemacht, I 24.

Jetzt ist dieses das Leben so leicht verbitternde Wort nur noch im Plural üblich. Im Mhd. spaltete sich indessen von der Grundbedeutung von *koste* die Nebenbedeutung ‚Zehrung, Speise' ab und entwickelte sich im Nhd. zu einem selbständigen Worte die Kost. Das Verbum kosten endlich, mhd. *kosten*, ist eine jüngere Entlehnung aus lat.-roman. *costare* und hat nichts zu thun mit dem ‚kosten', welches ‚schmeckend prüfen', alth. kostôn, heißt und mit gustare urverwandt ist. Im Französischen lautet das erste *coûter*, das zweite *goûter*. Endlich ist zu dieser Schicht noch das ebenfalls überallhin gedrungene Wort Markt zu rechnen, ahd. *merkât* mit deutscher Betonung aus *mercatus*, mit welchem Worte die in Deutschland umherziehenden römisch-gallischen Händler ihren Kram bezeichneten, bald aber auch der Ort benannt wurde, an welchem man Waren feil hielt. Die Nebenform *merchât* weist wegen des *ch* auf ziemlich frühe Entlehnung hin. Da jedoch das *t* nicht zu *z* verschoben ist, gehört das Wort nicht mehr der heidnisch-römischen Zeit an. Die Nebenform mit *a markât*, welche zuletzt den Sieg behalten hat, deutet auf gallischen Ursprung, vgl. französ. *marché*, engl. *market*.

Wiederum eine etwas spätere Schicht bilden die folgenden Lehnwörter. Der Bezirk ahd. *zirc*, auch *zirh* aus *circus* ‚Kreis, Umkreis', der Zirkel ahd. *zirkil*, in welchem zwei lateinische Worte sich vereinigt haben: *circulus* als ‚Kreis' oder ‚Fürstendiadem' und *circinus* als ‚Werkzeug zum Ziehen eines Kreises'. Sodann die

Rente, als Substantivum *rente* erst mhd. belegt, aber als Verbum bereits ahd. *rentôn* ‚aufzählen'; das Wort kommt her vom lateinischen *reddere*, welches durch Formverstärkung zu *rendere* wurde (Diez I 347); davon wurde das Neutrum Plur. *rendita* ‚das Ausgezahlte, die Einkünfte' gebildet und dies dann mlat. zu *renta*, frz. *rente*, zusammengezogen. — Das Seite 15 besprochene kirchliche Wort *cancelli* ferner hat sich in weltlichem Sinne zu einer hohen Bedeutsamkeit weiterentwickelt. Ursprünglich bedeutete es den durch Schranken in der Kirche für die Geistlichkeit abgesonderten Platz, dann jeden mit Gittern eingeschränkten Raum, namentlich den Dienstraum der Beamten und Schreiber, welche mit dem Volke über das Gitter weg verkehrten. Ein solcher Raum hieß mlat. auch *cancellaria*, mhd. abgekürzt *kanzellîe* Kanzlei; der Vorsteher einer solchen Behörde führt aber schon im Ahd. den Titel *kanzilâri* Kanzler. Auch das Wort Titel selbst ist bereits im Ahd. belegt: *titulo* aus *titulus*; zuerst wurde es jedenfalls von der Überschrift des Kreuzes Christi gebraucht (Tatian 102, 1. 2), ist dann aber zum Schreiber- und Rechtswort geworden. — Ferner findet sich schon ahd. die Zusammensetzung *hospitâlhûs* von *hospitale*, mhd. hieß es in gewählter oder gelehrter Rede ebenfalls *hospitâl*, in volkstümlicher Kürzung dagegen *spitâl* oder mit deutscher Betonung *spîttel*. Wir haben alle drei Bildungen beibehalten: Hospital, Spital und Spittel.

Endlich sind noch zwei in der ahd. Zeit entlehnte Verba zu nennen: *gifalscôn* von einem als mlat. vor-

auszusetzenden *falsicare*, von welchem Verbum dann das mhd. *valsch* falsch eine jüngere Neubildung ist, und *mangôn* mit der Weiterbildung *mangolôn* mangeln von einem mlat., besonders in der Rechtssprache der leges barbarorum vorkommenden *mancare* aus *mancus* ‚verstümmelt' (vgl. frz. *manquer*).[1]

Erst seit dem 12. Jahrh. belegt, und zwar zuerst in niederrheinischen Denkmälern, ist das Adjektivum *klâr* klar. Den süddeutschen Dichtern blieb es fremd bis auf Wolfram, der es mit Vorliebe für seinen Parzival verwendete. Nach ihm wurde es bald ein beliebtes Modewort in mannigfacher Bedeutung: ‚hell, lauter, rein, glänzend, herrlich' u. s. w. Die Entlehnung dieses Wortes aus dem lat. *clarus* hatte ihre Veranlassung wahrscheinlich im Hof- und Titelwesen. Schon das lateinische Wort wurde ja mit Vorliebe, besonders in der Form des Superlativs, Personen beigelegt, welche durch Rang, Stand und Geburt hervorragten. Von dieser Gebrauchsweise aus hat sich das Wort wohl seine heute so bedeutende Stellung in unserer Sprache erobert.

Das griech.-lat. *synodus* ferner war schon ins Ahd. übergegangen *senot*, aber nur in seiner ursprünglichen rein geistlichen Bedeutung ‚geistliche Versammlung'. Das mhd. *sent* bedeutet daneben auch ‚weltliche beratende Versammlung, Reichstag, Landtag', wohl nicht ganz ohne Anlehnung des Wortes an lat. *senatus*. Von diesem *sent* wurde das Adjektivum *sentbære* abgeleitet

1) ‚Falsch' hält Heyne für echt deutsch, Wurzel *fal;* die oben gegebene Erklärung stammt von Kluge.

‚berechtigt an dem Sende teilzunehmen‘; dies wurde häufig in der Verbindung *die sentbæren vrîen* gebraucht, und daraus wieder entwickelte sich das neue Wort *sempervrî* semperfrei d. i. vom höchsten Stande der Freien, die berechtigt sind am Reichstage teilzunehmen, also reichsunmittelbar. — Sehr verschieden vom *sent* ist die *zent*, ein Gerichtsbezirk von ursprünglich hundert Ortschaften aus mlat. *centa* statt *centena*, wovon Zentgraf, Zentgericht, Zentmann.

Dieses Wort ist, wie die folgenden, erst im Mhd. belegt. Sie bilden die jüngste Schicht der hierher gehörigen Lehnwörter. Constabel oder Konstabler mhd. *constabel* und *cunstofeler* aus mlat. *conestabulus* (wovon auch frz. *connétable*) und *constabularius*, was wieder aus *comes stabuli* zusammengezogen ist, eigentlich also ‚Oberstallmeister‘, dann ‚Befehlshaber der Lagerbewachung‘. Das später seit dem 16. Jahrh. häufig werdende Vice- vor Titeln tritt zuerst im Mhd. *viztuom* aus *vicedomnus* auf. Nhd. hat sich das Wort teils als Vizdom, teils als Eigenname Viztum erhalten. Mittelhochdeutsche Entlehnungen sind weiter: Glosse mhd. *glôse* aus *glossa*, zuerst gebraucht von Randerläuterungen zu den Rechtsbüchern Justinians, Bulle mhd. *bulle* aus *bulla* ‚Wasserblase, Siegelkapsel, Siegel‘, endlich die Urkunde selbst, vgl. engl. *bill*. Auch der Gespons mhd. *gespunse* aus *sponsus sponsa* ‚Bräutigam‘, ist wohl der Rechtssprache entlehnt, ebenso das Verbum regieren aus *regere*, welches im 13. Jahrhundert als zierliches Schreiberwort auf Kanzleien gebildet wurde.

Der Verkehrs- und Handelssprache gehört an das einzeln schon ahd. als *unza* belegte Unze ‚Gewicht' aus *uncia*, Centner *zentenære* aus *centenarius*, Quentchen *quentîn* aus *quintinus*, eigentlich der ‚Fünfling', später der vierte Teil eines Loses, Quart *diu quarte* oder *daz quart* aus *quarta pars* ‚vierter Teil eines Maßes'. Die gangbarste Münze während des Mittelalters war der Groschen, mhd. *gros grosse* aus spätlat. *grossus* (denarius) ‚Dickpfennig'. Man verwahrte das Geld in einem Seckel, *seckil seckel* aus lat. *sacculus*, dem Verkleinerungsausdruck zu *saccus*.

Kapitel II.

Rittertum und Orient.

Die Aufnahme lateinischer Worte in die deutsche Sprache durch Vermittelung der Kirche und der kirchlichen Bildung dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein fort.[1] Aber daneben machte sich allmählich in immer steigendem Maße der Einfluß der französischen Sprache geltend. Neben die kirchliche trat mit dem Aufkommen des Rittertums eine rein weltliche Bildung, welche sich zunächst in Frankreich aus den Resten römisch-gallischer Kultur unter Mitwirkung christlicher Ideen entwickelte. Sie bestand nicht nur in einer Verfeinerung der Umgangsformen, in einer gesteigerten Verehrung der Frauen, in der Einführung des Minnedienstes, sondern in einer Bereicherung des gesamten Lebens nach den verschiedensten Richtungen hin. Man nimmt häufig an, daß diese neue Bildung während des zweiten Kreuzzuges (1147—1149), auf welchem die französische Ritterschaft zuerst mit der deutschen in engere Berührung kam, den Fürsten und Edlen Deutschlands vermittelt worden sei.

1) Lamprecht, Deutsche Geschichte III, 173.

Indessen war die Zeit der Vereinigung beider Heere zu kurz und die Verhältnisse zu trübe und gespannt, als daß sich eine so gewaltige Einwirkung des französischen Wesens auf das deutsche aus diesem Kreuzzug allein oder auch nur vornehmlich erklären ließe.[1] Die Einflüsse müssen weit andauernder und kräftiger gewesen sein[2], welche eine solche Herrschaft des französischen Wesens herbeizuführen vermochten, wie sie thatsächlich in Deutschland während der Blütezeit des Mittelalters bestand.

Das Übergewicht des französischen Geistes machte sich zunächst auf wissenschaftlichem und kirchlichem Gebiete geltend. Bekannt ist die großartige Reform des Mönchwesens, die im 11. Jahrhundert vom Kloster Cluny ausging und deren Ideen bestimmend auf die Weltgeschichte einwirkten. Bekannt ist ferner, daß auch die neue kirchliche Baukunst, der sogenannte gotische Stil, von Nordfrankreich aus über die Nachbarländer sich verbreitete. Auch die Wissenschaft hatte auf der Universität zu Paris eine Pflegestätte ersten Ranges gefunden, so daß Studenten und Kleriker aus aller Herren Länder dorthin zogen, um Theologie und Philosophie an der besten Quelle zu studieren. Mit diesem Übergewicht des französischen Geistes gerade in theologisch-kirchlicher Beziehung hängt es ohne Zweifel zusammen, daß der höchste geistliche Titel, denn die Kirche kennt,

1) A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger I 2, möchte nur für Kriegführung und Waffenübung eine Beeinflussung der Deutschen durch die Franzosen während dieses Kreuzzuges annehmen.

2) Lamprecht, Deutsche Geschichte III, S. 188.

durch die Vermittelung des Französischen zu uns gelangt ist. Die römische Kirche legte den Titel *papa* (aus griechischem *πάπας*) den höheren Geistlichen und Bischöfen bei, besonders dem Bischof von Rom, auf den Gregor VII. ihn im Jahre 1075 beschränkte (vgl. I 86). In den romanischen Sprachen erscheint das Wort für gewöhnlich ohne *s* am Schluß (frz. *pape*); doch giebt es gerade im Altfranzösischen auch eine Nebenform *papes* mit einem *s*, welches aus Analogiebildung erwachsen ist, ebenso wie in dieser Sprache u. a. *poeta* zu *poetes*, *propheta* zu *prophetes* geworden ist. Diese Nebenform *papes* wurde zunächst von den Niederländern angenommen (ndl. *paus* aus *paves*) und drang dann von Nordwesten her nach Süddeutschland vor, wo sie zuerst bei Notker um 1000 als *bâbes* auftritt.[1] Durch den Antritt eines lediglich euphonischen *t*-Lautes (vgl. niemand, Palast) stellte sich dann unter manchen Schwankungen allmählich die jetzige Form Pabst fest.

Aber nicht nur in den kirchlichen, sondern auch in den vornehmen weltlichen Kreisen brach sich der französische Einfluß bald Bahn. Deutsche Fürsten und Könige vermählten sich mit französischen Prinzessinnen (z. B. schon Heinrich III. mit Agnes von Poitiers, Friedrich I. mit Beatrix von Burgund), welche mit ihrem Gefolge französische Lebensführung, Kleidung und Komfort nach

1) Eine direkte Entlehnung aus dem griechischen *πάπας* ins Deutsche ist unwahrscheinlich, da das Wort ein im Lateinischen und Romanischen allgemein übliches ist und im Deutschen erst verhältnismäßig spät auftritt.

Deutschland übertrugen. Bedeutende Landschaften mit französischer Sprache (Lothringen, Champagne, Burgund) gehörten mit zum Verbande des deutschen Reiches. Das eigentliche Vermittelungsglied zwischen Frankreich und Deutschland bildeten aber — wie wir eben schon zu beobachten Gelegenheit hatten — die Niederlande und der Niederrhein von Köln an das linke Ufer abwärts, Landschaften, welche schon zur Zeit der fränkischen Monarchie ein in sich geschlossenes Kulturgebiet ausgemacht hatten[1]. Hier wohnte auf fruchtbarstem Ackerboden ein zahlreicher begüterter Adel, dem es die Bürger der gewerbfleißigen Städte bald an Wohlhabenheit und Wehrhaftigkeit gleich thaten.[2] Diese Gegenden und insonderheit die Centrallandschaft Flandern wären und sind noch heute gemischtsprachig. Während aber die Sprachgrenze jetzt mitten durch Flandern und Brabant hindurchgeht, waren im Mittelalter die nationalen Gebiete weniger scharf gesondert, die beiden Sprachen gingen mehr durcheinander als nebeneinander. Die französischen Lebensformen bekamen nun seit Mitte des 12. Jahrhunderts in diesem gemischtsprachigen Gebiet entschieden das Übergewicht über die deutschen, wie das bei der älteren Kultur, der höheren Lebenskunst und dem gewandteren, beweglicheren Wesen der Franzosen, dem der deutsche Nachahmungs- und Bildungstrieb suchend entgegenkam, nur natürlich war.

1) Wackernagel, Literaturgeschichte 127, Anm. 4.
2) Wackernagel, Über altfranzösische Lieder und Leiche, S. 192.

Die französischen Kulturelemente drangen dann von den Niederlanden aus unaufhaltsam rheinaufwärts bis Basel und andererseits donauabwärts bis nach Österreich vor. Bei der deutschen Besiedelung dieses Landes[1] waren auch zahlreiche Vlamänder beteiligt gewesen, deren Anregungen dort auf den fruchtbarsten Boden fielen, so daß die neue verfeinerte Lebensart sich nirgends in Deutschland üppiger entfaltete als dort. Während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezogen selbst die österreichischen Bauern ihre Kleidungsstoffe mit Vorliebe aus den Niederlanden.[2] Auch galt es bei ihnen als besonders zierlich zu „vlæmen"; der junge Helmbrecht, der seinen Angehörigen als Ritter imponieren will, spricht, als ob er in Brabant geboren wäre.

Während sich das nördliche Mitteldeutschland sowie das eigentliche Norddeutschland von diesen französischen Einflüssen im allgemeinen frei erhielt, lernte man im Westen und Süden sehr bald zwischen dem *curtois* und *vilain*, dem Manne der feinen Sitte und dem der alten bäurischen Ungelenkheit, unterscheiden. So wie man früher kirchliche Ausdrücke übersetzt hatte, gab man jetzt diese beiden französischen Modewörter durch deutsche Ausdrücke wieder, nämlich durch *hövisch* (statt des älteren *hübisch* ‚hübsch') und *dörper*, *dörpel* ‚Tölpel', eigentlich „Dorfbewohner". *Dörper* weist bezeichnenderweise flämische Form auf, wie das ebenfalls

1) Lamprecht III, S. 191.
2) Wackernagel: Über altfranzösische Lieder und Leiche S. 194.

höfische Wort ‚Wappen' (gleich hochdeutschem ‚Waffen'). Die französische Sprache selbst wurde bald überall an den Höfen und auf den Burgen gesprochen oder doch verstanden, und sich die französischen gereimten Ritterromane vorlesen zu lassen, gehörte zu den Lieblingsunterhaltungen der adligen Gesellschaft. Die ritterlichen Sänger, welche diese Dichtungen nachahmten und deutsch bearbeiteten, durchsetzten ihre Sprache aufs stärkste mit französischen Ausdrücken und Redewendungen, und zwar thaten das nicht nur solche, die französisch dachten und fühlten wie Gottfried von Straßburg, dessen „Tristan" von französischen Modewörtern und Kunstausdrücken stellenweise geradezu wimmelt, sondern auch solche mit echt deutscher Gesinnung, wie Wolfram, vermochten sich dem Zuge der Zeit nicht zu entziehen. Auch im mündlichen Verkehr suchte man damals schon der ehrlichen deutschen Rede durch eingemischte französische Wörter und Redefloskeln einen modernen, gebildeten Anstrich zu geben. Der Dichter Thomasin von Zirkläre lobt dies Bestreben in der Vorrede zu seinem „welschen Gast". Wenn einer seine deutsche Rede mit der welschen „streifele", so lerne ein deutscher Mann, der vielleicht nicht welschen kann, der spæhen (klugen) wörter harte vil. Ja selbst Leute aus geringem Stande, die etwas auf sich hielten, lernten nicht blos das vlæmen, sondern auch das Einflechten welscher Ausdrücke.

Unter solchen Umständen befremdet die an sich ja höchst verwunderliche Thatsache weniger, daß nämlich das Französische selbst auf die deutsche Wortbildung

Einfluß gewann.[1] Die in zahlreichen Lehnwörtern wie *partîe*, *melodîe* vorkommende französische Ableitungssilbe *ie* (lat. *ia*) erhielt im Sprachgefühl bald die kollektive Bedeutung einer Gesamtheit oder einer wiederholten, dauernden Thätigkeit, ging in dieser Funktion bald auf deutsche Wörter über, wie *jagerîe, zouberîe*[2], und verwandelte sich im Nhd. zu der weitverbreiteten Bildungssilbe =ei (Partei, Pfarrei, Bäckerei, Raserei, Türkei), während gelehrte, nicht volkstümlich gewordene Worte wie Philosophie, Poesie die romanisch-lateinische Endung beibehielten. Von jenem Suffix =ei wurden dann sogar Verba auf =eien abgeleitet, z. B. prophezeien. Ähnlich ging es mit der romanischen Infinitivendung *-ier*, deutsch =ieren, die zunächst in einer Menge von dem Französischen entlehnten Verben, wie *jubilieren, parrieren, tjostieren* auftrat, aber nicht als bloßes Zeichen des Infinitivs, sondern als stammhaft aufgefaßt und daher durch alle Formen des Verbs hindurch beibehalten wurde. Von den französischen wurde diese Endung dann bald auf deutsche Wörter übertragen und spielt noch jetzt in unserer Sprache als Verbalbildungsmittel eine große Rolle; man vergleiche halbieren, stolzieren, schattieren u. dgl.[3]

1) Weise, Unsere Muttersprache, 2. Aufl. S. 170. — Scheffler, Deutsche Wörter, undeutsche Endungen, Zeitschrift des Allgem. D. Sprachvereins V, 121 ff.

2) Grimm, Gramm. II, 96.

3) In späterer Zeit sind noch eine ganze Anzahl teils französischer, teils griech.-lateinischer Ableitungssilben in die deutsche Sprache gedrungen: -ier (Kneipier, Wichsier), -age

Zum bloßen Bildungsmittel ist, wenn auch erst in neuerer Zeit, ein selbstständiges französisches Wort geworden, welches im Mhd. noch als solches gefühlt und gebraucht wurde. Das altfranz. *ley* (jetzt *loi* ‚Gesetz' aus lat. *legem*) ‚Art und Weise' ging in das Mhd. besonders als Genetiv Pluralis *leie* über. Man sagte z. B. aller leie liute für echt deutsches aller hande. Diese Verbindung ist später zu dem einem Worte ‚allerlei' zusammengewachsen; ebenso ‚mancherlei, zweierlei, solcherlei' u. s. w.

Das sind Wortbildungselemente. Die Wörter selbst, die damals aus dem Französischen in das Deutsche, wenn auch nur vorübergehend, eindrangen, sind sehr zahlreich. Denn da die Lebensformen der besseren Gesellschaft einen französischen Anstrich erhielten, so wurde auch die Sprache des Komforts, des Luxus, der feinen Geselligkeit, der höfischen Künste und Vergnügungen stark französiert. So z. B. die Namen der Zeugstoffe (z. B. *pfellel, velours, dublêt, ferrân*)[1] und der Kleidungsstücke (z. B. *surkôt, sukkenîe, kursît, schaprûn, ribbalîn, schapel*); der allgemeine Ausdruck Habit, mhd. *habît* mit Nebenform *abît*, für geistliche und weltliche Amtstracht ist jedenfalls auch zunächst aus dem Französischen, nicht aus dem Lateinischen übernommen worden. Die Tänze und Reihen, welche Ritter und Bauern traten und sprangen,

(Stellage, Takelage), -ant (Paukant), -ista (Hornist) -ias, -iadis (Münchhauseniade), -icus (Pfiffikus), -ur (Glasur) u. a. Vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 2. Aufl., 346.

1) Schultz, Höfisches Leben I, 332ff.

sind zum Teil unerklärt, tragen aber alle französisches Gepräge (*govenanz*, *ridewanz*, *fulafranz*, *virlei*, *heierleis* u. s. w.)[1] Liest man ferner im fünften Gesang von Gottfrieds „Tristan" die Schilderung der Jagd, so staunt man über die Fülle der französischen Kunstausdrücke, welche allein beim kunstgerechten Zerlegen des geschossenen Hirsches dem höfisch gebildeten Weidmann geläufig waren (*quartier* Vierteil, *panze* Magen, *pas* aus *passus* Bedeutung unklar, *furkîe* Gabelei, *furke* Gabel, *lumbel* wohl Nieren, *curîe* aus *curée*, *teilieren* aus *tailler*, *cuire* Haut aus *cuir*, *prîsanten* präsentieren, *allez avant*); sollte es rehtiu jägerîe sein, so mußte eben das ganze, genau ausgebildete französische Jagdceremoniell peinlich innegehalten werden.

Kurz, die ganze Sprechweise der guten Gesellschaft und aller derer, welche auf „hövescheit" Anspruch machten, durchsetzte sich rasch mit französischen Wörtern. Im Ursprungslande dieser französischen Beeinflussung, in den Niederlanden, hat sich noch mehr von dieser importierten Massenware erhalten als bei uns, z. B. *dossen* = *endosser* ankleiden, *sein* = *signe*, *kous* = *chausse* Strumpf, *fork* Gabel, *inprenten* = *empreindre*, *prooi* = *proie* Beute, *hort* = *heurt* Stoß, *fout* = *faute* Fehler, *veinzen* = *feindre* heucheln, *toets* = *touche* Probe, *peinzen* = *penser* nachsinnen, *preutsch* = *preux* stolz. Die hochdeutsche Sprache hat das meiste davon wieder ausgemerzt, aber eine Menge dieses französischen Sprach-

1) Wackernagel, Über altfranz. Lieder u. Leiche S. 194, Anm. 2. — Schultz I, 549.

gutes ist doch auch in ihr für immer hängen geblieben, und das soll jetzt in aller Kürze vorgeführt werden.

Die deutsche ritterliche Gesellschaft lernte seit dem 12. Jahrhundert von der französischen das Ideal des guten Benehmens, des höfischen Anstandes, besonders den Damen gegenüber, kennen. Man nannte ein solches zeitgemäßes Auftreten nach der Franzoysir zucht gebâren (Ulrich von dem Türlin, Wilhelm p. 123. 146). Neben *hövesch* gebrauchte man für dieses Gebaren, so wie für alles Echte, Lautere, Zierliche und Schöne das französische *fin* (aus lateinischem *finitus*), welches um 1200 als *fin* fein in unsere Sprache gekommen ist.[1] Die Belehrung in dem feinen Benehmen nannte man *morâliteit* (Gottfried, Tristan 202, 10. 14), die also eine Anstandslehre und ganz etwas anderes war als unsere Moralität. Neue modische Ausdrücke für die Art und Weise des Betragens und Gebarens sind *maniere*[2] Manier (*manière* vom lat. *manus*, eigentlich ‚Handhabung') und *forme* (*forme*) Form, welches zugleich das alte deutsche bilde (Bild) in der Bedeutung ‚Gestalt' ersetzte. Die Grußformeln waren selbstverständlich innerhalb der höfischen Gesellschaft großenteils französisch geworden (*byen sey venûz* sei willkommen, *deus sal* oder *deus adjût* Gott helfe, *dê benîe* Gott segne); davon haben sich erhalten nur *merzi* (deutsch genâde)

1) Allerdings findet sich schon im 10. Jahrhundert das ahd. Adverbium *finliho* = *tenere*; das Wort hat aber damals noch keine weitere Verbreitung gewonnen.

2) Das Wort soll nach Kluge erst seit 1500 übernommen sein, ist aber schon mhd. bezeugt, Lexer I 2032.

und *adê* Ade, welches aber in jener Zeit nur vereinzelt auftritt, erst im 16. Jahrhundert volkstümlich und im 18. durch das verständlichere und für richtiger gehaltene Adieu ersetzt wird, so daß das alte Ade einem Manne wie Lessing bereits „kindisch und gemein" erschien und nur in der poetischen Sprache noch fortlebt.

Neben den französischen Gruß wurde gern auch ein französischer Titel gestellt, wie z. B. *barûn* = *baron*[1], *cunt* = *comte*, *schahtelakunt* = *cunt a chatel* ‚Burggraf', *schatelân* = *chastelain*, *dameisel* = *damoisaulx* und *garzûn* = *garçon* beides ‚Edelknabe'. In Heinrichs von Freiberg „Tristan", der Fortsetzung von Gottfrieds Gedicht, grüßt der Ritter den Knappen mit den Worten: „*deus sal, curteis kumpân*", worauf dieser erwidert: „*merzi, gentil sir*". Von diesen von „Feinheit" strotzenden Worten hat sich eins bis auf unsere Tage erhalten: Kumpan[2] aus afrz. *compaing*, mlat. *companio* ‚Brotgenosse', was seinerseits eine Übersetzung von altgermanischen Ausdrücken, wie gileibo (zu ‚Laib') gimazzo (zu maz ‚Speise') ist. Unsere Sprache hat sich von jeher in der Bezeichnung engster Genossenschaft nicht genug thun können (vgl. gajuko, gimacho, gespan, gisindo Gefährte)[3] und begierig nach Mitteln gegriffen,

1) Unser ‚Baron' ist nicht aus dem mhd. *barûn*, sondern aus dem neufranzösischen *baron* geflossen.

2) Unter „Kumpanen" verstand man speziell Leute, welche, ohne ein eigentliches Amt zu bekleiden, sich dauernd in der Gesellschaft des Herrn befanden, den persönlichen Adjutanten unserer Fürsten vergleichbar. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. S. 181

3) Lamprecht, Deutsche Geschichte III, 182.

ihren darauf bezüglichen Wortschatz aufzufrischen. Das Wort ‚Kumpan' war in unserer Sprache bereits im Verschwinden und hatte schon einen archaistischen Anstrich bekommen, ist aber im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erneuert worden; es hat jetzt allerdings gar keinen höfischen Anstrich mehr, sondern im Gegenteil einen derben, etwas knotigen Beigeschmack. Neben *kumpân* drang die *kumpanîe* früh in unsere Sprache ein, also eigentlich ‚Brotgenossenschaft', woraus einerseits unsere fröhlich zechende Kumpanei, andererseits unsere ernstmilitärische Kompagnie hervorging.

Eine andere Genossenschaft ist die Tafelrunde aus *table ronde*, zunächst gebraucht in den Ritterromanen von der Tischgesellschaft des sagenhaften Königs Artus, der durch die Rundtafel alle Rangunterschiede unter seinen Paladinen verwischen wollte, dann von jeder an einem runden Tische speisenden oder trinkenden Gesellschaft. Die ritterlichen Kreise jener Zeit pflegten unter sich den Begriff einer gewissen aristokratischen Gleichheit. Außer der Ritterpflicht und der Ritterehre erkannten sie höchstens den Fürsten, den Prinzen (mhd. *prinze* frz. *prince* aus *princeps*) als über sich stehend an. Dagegen schlossen sie sich sehr bald nach unten ab und bezeichneten seit dem 13. Jahrh. die große Masse des nichtritterlichen Volkes mit dem südfranzösischen Worte *poble* (aus *populus*), welches mhd. zu *povel* und unter dem Einflusse des nordfranzösischen *peuple* dann weiter zu Pöbel wurde, anfangs ohne den verächtlichen Nebensinn, den wir jetzt mit dem Wort verbinden. Der

unebenbürtige Nachkomme eines Edlen hieß altfr. *bastard*, was mhd. zu *bastart* Baſtard wurde. Das frz. Wort iſt eine Ableitung aus mlat.-roman. *bastum* ‚Packſattel'; *bastard* bedeutet alſo ‚Kind des Packſattels'. Denn die Sättel dienen noch heute den Maultiertreibern in Spanien und der Provence als Kiſſen, und wie es in ſolchen Wirtshäuſern zuzugehen pflegte, zeigt u. a. die Geſchichte im Don Quixote 1, 16.[1]

Unter den geſelligen Vergnügungen der höfiſchen Kreiſe nahm, wie wir geſehen haben, der neue franzöſiſche Tanz eine Hauptſtelle ein. Die Bauern ſprangen zur ſchönen Sommerszeit um die Linde ihren altheimiſchen Reien, wobei es oft ſehr wild und ausgelaſſen zuging, begannen aber auch bald im Winter in der spilstuben zu hovetanzen[2], d. h. den höfiſchen Tanz der Ritter nachzuahmen. So wurde neben dem Reien der Tanz volkstümlich und damit das Wort in unſerer Sprache dauernd eingebürgert oder vielmehr wiedereingebürgert. Denn das frz. *danse, danser*, aus welchem ſchon im 11. Jahrhundert mhd. *tanz*, *tanzen* hervorging zum Erſatz für das ältere Lehnwort *salzôn* (I 79), geht ſeinerſeits auf ein altgermaniſches *dansôn* ‚ziehen, reißen, ſich ausdehnen' zurück, ein Wortſtamm, zu dem auch unſer ‚gedunſen' gehört. — Von der Unzahl romaniſcher Tanznamen, die es im Mittelalter gab (ſ. o. S. 96), hat ſich nur einer erhalten, der *virlei*, der auf

1) Ganz ähnlich bedeutet ‚Bankert' das auf der Bank in der Wirtsſtube erzeugte Kind. Zu *bastard* vgl. Diez I 57.
2) Schultz, höfiſches Leben 547.

franz. *virelai* ‚Ringellied' beruht, sich aber bald zum *virlefei* und weiter *virlefanz* erweiterte und zwar mit Anlehnung an das echt deutsche alevanz ‚Schalkheit, Possen'. Auch in der Bedeutung glich es sich diesem Worte an und bezeichnete somit später geckenhafte Thorheit oder auch einen Firlefanz, d. h. einen albernen Hansnarren.

Zum Tanz gehörte nicht nur Gesang, sondern auch Musik. Diese spielte in den feinen Häusern der ritterlichen Zeit überhaupt eine große Rolle. Fürstliche Hofhaltungen konnten eine zahlreiche Musikkapelle nicht entbehren[1]; nicht nur bei Tafel, sondern auch bei Reisen, ja beim Kirchgange ließ man sich aufspielen. Aber von den zahlreichen Namen mittelalterlicher französischer Musikinstrumente (z. B. *citole, rubebe, flaios, douçaine, gresles, timbre, armonîe, ravenne* u. s. w.) haben sich nur wenige erhalten: Die Flöte mhd. *vloite* aus afrz. *flaüte* (frz. *flûte*), ein Wort, das auf lat. *flare* ‚blasen' zurückgeht, die Posaune, mhd. *busîne* oder *busûne* aus afrz. *bussine*, welches von lat. *buccina* stammt, und die jetzt durch die mit Daumenloch versehene Oboe verdrängte Schalmei, mhd. *schalmîe*, afrz. *chalemie* (frz. *chalumeau*), mlat. *calamella, calamaula*, einer Zusammensetzung aus lat. *calamus* ‚Rohr' und griech. *aulos* ‚Flöte'.

Der höfischen Ausbildung des Jagdceremoniells verdankt das Neuhochdeutsche ebenfalls drei Ausdrücke: Ziemer, mhd. *zimere* aus frz. *cimier* ‚Helmzier'[2], wo-

1) Schultz, Höf. Leben I, 563.
2) Kluge hält das Wort eher für germanisch.

bei allerdings der Bedeutungswandel auffallend bleibt, ferner das seit dem 12. Jahrh. eingebürgerte birschen, mhd. *birsen* aus afrz. *berser,* mlat. *bersare* ‚mit dem Pfeil jagen' (vgl. die italienischen *bersaglieri*), endlich Koppel von frz. *couple* (aus mlat. *cupla*, lat. *copula*), was eigentlich das Doppelband für Jagdhunde, dann die so verbundenen Hunde selbst bezeichnet; davon stammt dann koppeln oder kuppeln und alles, was damit zusammenhängt.

Eine andere Ergötzlichkeit bildete das Spiel. Das in Deutschland seit alter Zeit heimische Würfelspiel (I 78) fand trotz aller dagegen erlassenen Gesetze weitere Ausbildung und neue Bezeichnungen. Von den romanischen Benennungen der sechs Nummern haben sich erhalten die Eins als Aß, mhd. *esse* aus mlat. *assis*, einer Nebenform von *as,* und die Zwei als Daus, mhd. *dûs*, afrz. *doues* (aus lat. *duos*), das Würfelspiel selbst nannte man auch Doppel, mhd. *toppel* aus frz. *doublet* ‚Pasch im Würfelspiel'; das davon abgeleitete Verbum doppeln ist noch jetzt gebräuchlich. Der Glückswurf hieß frz. *chance* aus mlat. *cadentia* ‚das Fallen', daraus wurde mhd. *schanze* ‚Glückswurf, glücklicher Zufall, Wechselfall'. Dieses Wort ist jetzt noch erhalten in der im 16. Jahrhundert zuerst belegten Redensart ‚in die Schanze schlagen', die also mit der militärischen ‚Schanze' nichts zu thun hat.

Da die Franzosen von jeher Meister im Zubereiten der Speisen und Herrichtung von guten Diners waren, so mußte selbstverständlich auch die deutsche Küche von

der französischen sehr stark beeinflußt werden. Demgemäß finden wir in den höfischen Epen eine Menge von französischen Wörtern für Speisen und Getränke, die zum Teil noch nicht erklärt sind, z. B. *gramangir*, *pittit mangier*, *flementschier*[1], *gastel* = Wecke, *agraz* = saure Brühe, *mursel* = Bissen, *môraz* = Maulbeerwein, *klâret*, *sinôpel*, *piment*. Dauernd erhalten haben sich von all diesen Herrlichkeiten nur die *salse* (frz. *salce* ‚gesalzene Brühe') und zwar in der modernen, erst im 16. Jahrhundert aufgekommenen Form Sauce und die Pastete, die im Mittelalter ganz außerordentlich beliebt war und aus Huhn, Reh, Kaninchen, Fasanen u. dgl. hergestellt wurde.[2] Der Name stammt unter Einwirkung des afrz. *pasté* von mlat. *pastata*, dieses von *pastare* ‚Teig kneten', das seinerseits auf griech.-lat. *pasta* ‚Teig' (zu πάσσω ‚streuen') zurückgeht. —

Wir haben bis jetzt die heitere Seite des Lebens betrachtet. Die eigentliche Aufgabe des Rittertums bildeten aber der Kampf und der Krieg. Wer statt auf dem Felde der Ehre seinen Mann zu stehen daheim bei der Gattin oder Geliebten blieb, der „verlag sich" und verfiel als „verlegen" der allgemeinen Mißachtung. Zum ernsten Kampfe machten sich die Ritter durch Waffenübungen geschickt, die nicht ohne Gefahr waren — Verwundungen, ja Tötungen kamen dabei nicht selten

1) Schultz 391.
2) Schultz I 390.

vor[1] —, die sich aber andererseits bald zu den größten und glänzendsten Festen des Mittelalters ausgestalteten. Das Ceremoniell, wie es bei diesen Übungen und Festen spätestens seit Mitte des 12. Jahrhunderts auch in Deutschland üblich wurde, war durchaus französischen Ursprungs; der im Jahre 1066 getötete Godefroi de Preuilly soll die Turniere, d. h. die Turniergesetze und -Gebräuche erfunden haben.[2] Daher waren die Kunstausdrücke bei diesen Scheingefechten auch in Deutschland durchgängig französisch. Die Rufer hießen *kreiîrer krîer* (von *crier*), die Knappen *garzûne* (*garçon*), der Einzelkampf *tjost* (*jouste*, zu *iuxta*), das Reitermanöver *buhurt* (*behourd*), das Aufeinanderprallen der Kämpfer *poynder* oder *puneiz* (*poindre*, *poigneïs*), die Lanzensplitter *trunzûne* (*tronçon*), der wilde Massenkampf *malîe* (*meslée*); *baneken* (afrz. *banoier*) war der allgemeine Ausdruck für ‚Leibesübungen anstellen'.

Von diesen Sport- und Kampfkunstworten haben eine ganze Anzahl in unserer Sprache bleibendes Bürgerrecht und erweiterte Bedeutung gewonnen. Aus mhd. *turnieren* (afrz. *tournoyer*) entstand im 14. Jahrhundert das Turnier. Daraus leitete Moscherosch im 17. Jahrhundert das Substantivum Turner („ein frischer junger Gesell, der sich in ritterlichen Thaten übt") ab, und daraus erst bildete Vater Jahn das neue Verbum turnen, das sich bei der allgemeinen Begeisterung für die Sache bald einbürgerte. Die Turniere mußten an

1) Schultz II, 115.
2) Schultz II, 107. 112.

einem geeigneten Orte stattfinden, in einem offenen, ebenen Gefilde, welches den Reitergeschwadern kein Hindernis entgegenstellte, und, wenn möglich, vor den Mauern einer Stadt, von deren Zinnen und Türmen die anwesenden Damen herniederschauten. Dieses Gefilde hieß der Plan (mhd. *plân* oder *planîe* aus frz. *plan*, *plane*) oder der Platz (mhd. *platz* aus *place*, zurückgehend auf griech.-lat. *platea*), die diesen Platz abschließende Schranke hieß Barre (mhd. und frz. *barre*), oder, wenn es eine Schnur war, Litze (mhd. *litze* aus afrz. *lice* ‚Schranke, Rennbahn', zurückgehend auf lat. *licium* ‚Faden').

Beim Anreiten bediente man sich der kunstmäßigen Gangart des Galoppierens, mhd. *galopieren*, *walopieren*, wozu das Subst. *walap*, seit dem 16. Jahrh. Galopp, gehört. Die den deutschen Wörtern zu Grunde liegenden französischen *galoper* und *galop* stammen erst wieder aus dem Deutschen, und zwar entweder vom ahd. *gahlaupan* ‚laufen' oder von *walh-hlaup* ‚welscher Lauf'; jedenfalls ist ‚Galopp', ein rückgeflossenes Lehnwort. Der Anlauf geschah mit *hurt* (aus frz. *heurt* ‚Stoß') oder *hurticliche* d. h. mit Stoßkraft, woher unser hurtig mit der abgeblaßten Bedeutung ‚schnell' stammt. *Feilieren* oder *vælen* (aus *faillir*, lat. *fallere*), den Gegner nicht treffen, wurde dabei sorgfältig vermieden. Dies ist der Ausgangspunkt unseres fehlen, welches mit seinen Ableitungen sich einen so ausgedehnten Geltungsbereich erobert hat. Wer sich unter der siegenden Partei am meisten hervorgethan hatte, erhielt einen Siegeslohn, etwa einen Sperber, einen Habicht, zwei Windhunde,

ein schönes Pferd oder einen sprechenden Papagei (vgl. S. 64), einmal (im Titurel 1410) außer einem Schapel die Küsse von achtzig Mädchen![1] Dieser Lohn hieß mhd. und afrz. *prîs* (lat. *pretium*), ihn erteilen *prîsen*; beide Worte bezeichneten aber, wie unser Preis und preisen, auch die ehrende Anerkennung, das Lob, welches dem Sieger reichlich zu teil wurde.

An solchen großen Turniertagen, wie etwa das berühmte Maifest Friedrich Barbarossas zu Mainz 1184 war, reichte die Stadt bei weitem nicht zur Beherbergung der Gäste aus. Dann entstand vor den Mauern derselben eine zweite Stadt aus blumen- und laubgeschmückten Zelten, in denen die große Menge der Ritter während der Festtage herbergte. Ein solches Zelt, wie es von den Fürsten und Herren auch im Kriege gebraucht wurde, von oft überraschender Größe und Pracht, hieß schon im 3. Jahrhundert n. Chr. lat. *papilio* (eigentlich ‚Schmetterling'); daraus wurde frz. *pavillon*, mhd. *pavilûn*, während wir mit einer gewissen gelehrten Pedanterie wieder zu der französischen Form Pavillon gegriffen haben.

Was ferner die Ausrüstung des Ritters betrifft, so finden wir in dieser Hinsicht ebenfalls eine große Fülle von französischen Ausdrücken im Mhd. Ich führe an: *glavîe* ‚Speerspitze' (aus *glaive*, lat. *gladius*), *kolze*, *golze* ‚Eisenhose' (aus *calce*, lat. *calceus*), *schinelier* ‚Knieschutz' (aus *genouillière*), *spaldeniere* ‚Schulterstücke' (aus *espalde*, lat. *spatula*), *hersenier* ‚Ketten-

1) Schultz I, 121.

kapuze', *zimier* (*cimier*) ‚Helmschmuck', *gupfe* (*coife*), *brâzel* ‚Armschiene' (*brachière*), *finteile* ‚Mund- und Wangenschutz' (*ventaille*, lat. *ventaculum*), *barbier* (*barbière*) ‚Wangen- und Bartschutz', *cuvertiure* ‚Pferdedecke' (*couverture*), *grôpiere* (*croupière*) ‚vorderer Teil der Pferdedecke', *tehtier* (*testière*) ‚Kopfschutz des Pferdes'. Diese Wörter sind jetzt wieder aus unserer Sprache verschwunden, aber eine nicht geringe Anzahl anderer hat sich erhalten. Die altgermanischen Helden nannten ihre Gesamtrüstung „Streit- oder Sturmgewand", die kurtoisen Chevaliers der höfischen Zeit Harnisch[1] aus afrz. *harnais*, welches wieder aus keltischem *haiarnaez* ‚Eisengerät' hervorgegangen ist. Jene zogen in den Streit mit Speeren, Halsbergen und Schilden, diese mit Lanzen (*lanze* aus *lance*, lat. *lancca*), Koller (*kollier*, *koller* aus *collier* zu lat. *collum*) und Tartschen. Mit dem letzten Ausdruck gaben sie freilich der deutschen Sprache nur ein altes Eigentum zurück; denn frz. *targe* beruht auf einem gleichlautenden altengl. Wort, diesem aber entspricht im Nhd. gemäß dem Gesetze der Lautverschiebung das Gewerkwort ‚Zarge' (ahd. *zarga*), welches die Seiteneinfassung eines Gerätes, z.B. einer Geige oder eines Siebes bezeichnet. Tartsche bedeutet also zunächst den eisernen Rand, der den Schild umgab und auf dessen Festigkeit alles ankam.[2] Die Tartsche trug in der Mitte einen halbkugelförmigen Metallbe-

1) Schultz II, 30.
2) Eine andere Erklärung leitet das romanische Wort aus em arabischen *ad-daraka* ab. Prutz, Kulturgeschichte S. 413.

schlag, den Buckel aus afrz. *bocle*, lat. *buccula* ‚Bäckchen'.[1] Der Helm behielt zwar seinen deutschen Namen, aber die Haube erhielt nach ihrer beckenförmigen Gestalt den französischen Zusatz *becken-* (frz. *bacinet*, mlat. *bacinetum*, s. I 62), woraus dann *beckel-* und weiter Pickelhaube entstand, was seit 1842 zur volkstümlichen Bezeichnung des preußisch-deutschen Helms wurde; dem Sprachbewußtsein liegt der Gedanke an das ‚Becken' jetzt freilich völlig fern, ihm schwebt vielmehr die stechende Spitze vor. Da die aus Ringen bestehende Halsberge noch zu schwach erschien, verstärkte man sie nach außen und nach innen. Darüber legte man zum besseren Schutz der Brust Eisenstücke, welche man im Anschluß an das frz. *plat* mit dem schon aus dem Baugewerke (S. 54) bekannten Ausdruck Platten (*plate*) bezeichnete. Unter dem Panzerhemd aber zog man einen mit Werg stark gefütterten Rock an, der afrz. *gambais*, mhd. *wambeis* hieß, ein Ausdruck, der sehr bald als Wams in die Bedeutung eines dicken, festen Männerrockes überhaupt überging.

Sobald der Ritter die Lanze in Gebrauch nahm, befestigte er eine Fahne daran, die sein Wappenbild trug. Deren alter Name war gundfano ‚Streitfahne', woraus frz. gonfanon geworden ist. Jetzt kam

1) Heyne schließt aus der Notiz eines Glossars des 15. Jahrhunderts: „puckel auf dem ruck" = gibbus, daß die Bezeichnung des menschlichen Rückenauswuchses als ‚Buckel' nur eine witzige Übertragung des Schildbuckels auf den menschlichen Körper sei. Kluge dagegen hält den menschlichen Buckel für eine echtgermanische Substantivbildung zu ‚biegen'.

für dieses altgermanische Wort ein moderner französischer Ausdruck auf, der freilich aus deutscher Wurzel entsprossen ist. Schon bei Paulus Diakonus findet sich die Glosse: vexillum quod *bandum* appellant. Das germanische *bandum*, welches auch im gotischen *bandva* ‚Zeichen' auftritt und wohl zu ‚Band, binden' gehört, wurde dann weitergebildet zu mlat. *banderîa*, franz. *bannière*, woraus mhd. *baner* und *banier*, nhd. Banner und Panier geworden ist. — Von dem Reitzeug des Ritters hat sich nur ein Lehnwort bis auf unsere Zeit erhalten und zwar in merkwürdiger Bedeutungsveränderung. *Panel* bezeichnete das Sattelkissen, eigentlich ein eingespanntes Stück Tuch (mlat. *panellum* von *pannus*); die jetzige Bedeutung von Paneel ‚Wandbekleidung' wurde vermittelt durch den Begriff ‚dünne Füllung innerhalb eines Rahmens'.

Turniere und Krieg genügten dem kampfeslustigen Sinn der Ritter oft noch nicht. Sie machten es dann wie Herr Iwein bei Hartmann von der Aue (527ff); sie ritten aus, indem sie einen suchten, der mit ihnen stritte; „wer dann den andern erschlägt, den hält man für einen Mann, und er wird würdiger denn zuvor". Herr Iwein bezeichnet seine Fahrt dem unhöfischen Mohren gegenüber als ein Suchen nach *âventiure* (franz. *aventure* aus mlat. *adventura*), nach wunderbaren Begebenheiten, nach Abenteuern. Besonders berühmt war z. B. der Mairitt, den Ulrich von Lichtenstein zu Ehren seiner Herrin veranstaltete, und auf dem er als Venus gekleidet mit weißem Gewande und fliegenden Zöpfen in

vier Wochen 307 Speere verstach. Solche Abenteuerritte irrender Ritter hatten nämlich den Zweck, der angebeteten Frau möglichst viele Zeugen ihrer Tapferkeit zuzusenden. Der Besiegte mußte *fianze*, ‚Sicherheit' (*fiance*) geloben und sich der ihm vom Sieger bezeichneten Dame zerrissen und zerhauen, blutig und wund, wie er war, vorstellen.[1] Aber das Wort *âventiure* bekam auch eine literarische Bedeutung. Denn auch die Schilderung solcher Thaten in der Poesie erhielt diesen Namen, der sich dann weiter für die einzelnen Abschnitte der höfischen Ritterepen festsetzte. — Durch diese Gedichte kam auch der Glaube an die keltisch-romanischen Schicksalsgöttinnen nach Deutschland, welche lat. *fata*, frz. *faie* hießen und im deutschen Volksglauben mit den elbischen Geistern verschmolzen. Im Mhd. wurde Fei daraus, welches sich in poetischer Sprache erhalten hat, während sonst im 18. Jahrhundert durch den Einfluß des neueren Französisch Fee üblich geworden ist.

Das Kriegswesen betreffen, abgesehen von den schon erwähnten Waffen der Ritter, noch einige andere Entlehnungen. Seit etwa 1200 findet man im Mhd. das Wort Sold aus frz. *solde*, welches eigentlich der lat. Münzname *solidus* (frz. *sou*) ist; davon wurde im Mittelalter abgeleitet der *soldiere* oder *soldenære*, der Söldner. Ein gemeiner Krieger zu Fuß hieß auch einfach ‚der Dienende', *serjant* oder *sarjant*, der Vorläufer unseres Sergeanten (afrz. *serjanz* aus latein.

1) Schultz II 157.

serviens). Diese geworbenen Mietstruppen mußten in Abteilungen gegliedert werden; eine solche taktische Einheit hieß mlat. *rupta* (zu *rumpo*) oder *rutta*, davon stammt afrz. *rote* und daraus wieder mhd. *rotte*, Rotte. Unter diesem Ausdruck verstand man aber auch entlassene Mietstruppen, die im 12. und 13. Jahrhundert oft sengend und brennend und unter Greueln aller Art Frankreich und Deutschland durchzogen.[1] Daher bekam das Wort ‚Rotte' einen üblen Nebensinn = Wegelagerer, Aufrührer; so häufig in der Lutherschen Bibel und bei Schiller die ‚raubende Rotte'. Denselben Nebensinn hatte nicht selten auch *ruptarius*, eine Weiterbildung von *rupta*, welches ohne französische Vermittelung durch *rutarius* im Beginn der neuhochdeutschen Sprachperiode zu Ruter, Reuter wurde; der ‚Reuter' hat also mit dem ‚Reiter' von Hause aus gar nichts gemein, aber sie wurden später häufig vermischt. Während der Oberfeldherr houbetmann oder meister hieß[2], bürgerte sich für gewisse untergeordnete Führerstellungen, besonders bei den geistlichen Ritterorden, das Wort Komtur ‚Befehlshaber und Verwalter eines gewissen Gebietes' ein; es geht durch mhd. *komedûr* auf afrz. *commendeor* und weiter auf lat. *commendator* zurück.

Von entscheidender Bedeutung in den Schlachten des Mittelalters war die große Schlacht- oder Sturmfahne. Ging sie verloren, so floh das Heer auseinander, senkte man sie, so bot man damit die Kapitulation

1) Schultz II, 194.
2) Schultz II, 225.

an. Der Fahnenträger, ein ausgewählter Ritter, saß anfangs zu Roß. Damit die Fahne jedoch über weitere Strecken hin sichtbar und zugleich sicherer wäre, trafen zuerst die Mailänder eine andere Einrichtung. Sie bauten einen Fahnenwagen, auf den ein mächtiger Mast mit der Fahne gestellt wurde (zuerst erwähnt im Jahre 1038).[1] Dieser stets von Ochsen — Pferde hätten zu leicht gescheut — gezogene Wagen, das Kleinod des Heeres in der Schlacht, hieß bei den Lombarden *carroccio* (aus lat. *carruca*)[2] und bei den deutschen Dichtern demgemäß *karrotsche*, woraus im Nhd. unter Einwirkung des Französischen Karosse wurde, andere brauchten die Umschreibung lampartische van (lombardische Fahne, Moritz von Craon 738), wieder andere, besonders die Chronisten, bedienten sich des französischen Ausdrucks *estendard* von *extendere* ‚entrollen', der eigentlich nur die Fahne selbst benannte, aber auch auf den ganzen Wagen angewendet wurde. In volkstümlicher Umdeutung wurde daraus ein *stanthart*, ein ‚Stehfest'. So wird das Wort schon in einer mittelalterlichen lateinischen Quelle gedeutet (bei Schultz II, 282): „Solange das Feldzeichen aufgerichtet bleibt, weiß das Volk gewiß, daß es eine Zufluchtstelle hat. Hierher werden die Kranken, die Verwundeten, die in der Schlacht gefallenen erlauchten Krieger gebracht. Und weil es so fest gefügt als ein Wahrzeichen für das Kriegsvolk steht, darum heißt es: Standarte."

1) Schultz II 228.
2) Vgl. *carrus* ‚Karre' I 69.

Etwas später als die ritterlichen Kampfspiele entwickelten sich die Waffenübungen der wehrhaften Bürgerschaften, bei denen das Schießen die Hauptrolle spielte. Diese Schießübungen und die sich daran anschließenden Schützenfeste gelangten erst im 14. Jahrhundert zu voller Entwicklung, begannen aber schon mit der Ausbildung des Städtewesens im zwölften. An Stelle des Bogens trat bald die weit wirksamere Armbrust. Sie konnte nicht vom Reiter gehandhabt werden, da man sie beim Spannen auf die Erde stemmen und mit dem Fuß in den an der Mündung befindlichen Bügel treten mußte, sie ist recht eigentlich die bürgerliche Waffe. In den Kreuzzügen wurde sie gegen die Ungläubigen von besonderen Schützenkorps (arbalestiers) verwandt[1] und noch auf dem lateranischen Konzil von 1139 wurde der mit dem Bannfluch bedroht, der diese neue gefährliche Waffe gegen katholische Christen anwendete — wohl der erste Versuch eines internationalen Verbotes des Gebrauches gewisser Waffen, das selbstverständlich wirkungslos blieb. Im Anfang des 13. Jahrhunderts ist die neue ‚Bogenwurfmaschine' — das bedeutet lateinisch-griechisches *arcubalista* — in Deutschland schon sehr bekannt[2]; ihre große Popularität wird auch durch die energische Umdeutung, die das Wort im Volksmunde erfahren hat, bezeugt.

1) Prutz S. 183.

2) Schultz II, 202. — Nach Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 413, haben die Kreuzzüge zur Verbreitung der neuen Schußwaffe im Abendlande wesentlich beigetragen.

Bei den Wettschießen brauchte man natürlich ein Ziel und als Belohnung ein sogenanntes Schützenkleinod. In Frankreich und den Niederlanden und von dort ausgehend im nördlichen und westlichen Deutschland bediente man sich zu beiden Zwecken mit Vorliebe des indischen Papageis.[1] Dieser Name bezeichnet im Mittelalter noch nicht den wirklichen Vogel — dafür blieb der alte Name Sittich (oben S. 64) —, sondern nur den Schützenvogel. Er lautet mhd. *papegân*[2] aus lat. *papagallus*, frz. *papegai*, *papegaut*, das ist nichts anderes als ‚Pfaffen‘- oder ‚Bischofshahn‘, also eine Benennung ähnlich wie ‚Dompfaff‘ oder ‚Kardinal‘. Die Ähnlichkeit zwischen einem Papagei und einem Bischof liegt in der Buntheit der äußeren Erscheinung. Wie der Vogel schön grün und rot ist — noch jetzt zeigen unsere Schützenvögel mit Vorliebe diese Farben —, so erglänzte nicht nur die kirchliche Tracht der höheren Geistlichkeit sondern auch ihre außerkirchliche Kleidung von strahlender Buntheit, die im 13. und 14. Jahrhundert immer mehr zunahm. Unter dem Einfluß des orientalischen Kunsthandwerks wurde der priesterliche Ornat mit allerhand phantastischen Ornamenten und Tiergestalten bestickt, darunter auch nicht selten mit bunten Papageien.[3] Die aus dem sonnigen Süden stammende

1) Abschließend hat hierüber und zugleich über den Ursprung des Wortes ‚Papagei‘ Jacobs gehandelt: Die Schützenkleinodien und Papageienschießen 1887.

2) Zuerst bei Gottfried von Straßburg 10, 999: Isôt was gestreichet als ein papegân.

3) Prutz, Kulturgeschichte d. Kreuzzüge S. 45. — Schultz, Höfisches Leben I, S. 319, bildet einen Seidenstoff aus der

glänzende Farbenpracht gefiel dem mittelalterlichen Menschen ganz außerordentlich. Ihr Typus war eben der Papagei. Der ältere ‚Sittich' ist von diesem neuen, glänzenden Eindringling mit der Zeit gänzlich aus dem Felde geschlagen worden.[1]

Aber nicht nur das Kriegs- und Waffenwesen, sondern auch die Gewerbe vervollkommneten sich in den niederländischen Städten unter französischem Einflusse, und so werden die lateinischen Gewerkworte, die wir oben kennen gelernt haben, durch französische vermehrt. Ein solches von sehr umfassender Bedeutung und weitem Geltungsbereich ist prüfen, *prüeven* aus *prover* (lat. *probare*), welches seit dem 12. Jahrhundert allgemein verbreitet ist mit der Grundbedeutung des nachdenkenden Erwägens, die sich dann nach verschiedenen Seiten hin differenziert: beweisen, zählen, schildern, rüsten, schmücken u. s. w. Auch der Ranzen des wandernden Handwerkers ist hierher zu stellen, das Felleisen, *velîs* aus *valise*[2], ferner der Firnis, *firnîs* aus *vernis*, mlat. *vernisium* (eigentlich ‚Glasur' zu *vitrinus* ‚gläsern') und die Franse, *franze* aus *frange*, welches man auf *fimbria* ‚Saum'

Zeit Heinrichs II. ab, der grüne Papageien auf violettem Grunde zeigt.

1) Eine Parallele zu dem ‚Pfaffenhahn' bildet ein italienischer Name des Vogels: *parochetto* ‚Pfarrerchen', woraus frz. *perroquet*, engl. *parrot*.

2) Diez leitet dieses rätselhafte Wort nicht ohne Wahrscheinlichkeit von dem bei Plautus nicht seltenen und sicher vulgärlateinischen *vidulus* ‚Reiseranzen' mittels des Suffixes *-itia* ab also aus *vidulitia*.

zurückführt. Ferner kam eine feinere Art von Bettdecken, nämlich gefütterte oder gesteppte, von Frankreich nach Deutschland, der sogenannte *kulter*, jetzt noch dialektisch als Kolter erhalten; das Wort ist das afrz. *coultre*, welches wieder auf lat. *culcitra* ‚Matratze, Polster' zurückgeht.

Das Maurer- und Zimmergewerke bereicherte sich durch das Wort Palast, in welchem das lateinische *palatium* zum zweiten Male rezipiert wurde (das erste Mal s. I 41), diesmal durch französisches *palais* hindurch. Es tritt seit dem Ende des 11. Jahrhunderts auf und bezeichnet mhd. als *palas* oder *palast* ursprünglich ein größeres Gebäude mit einem Hauptraum zu Festlichkeiten und Schmausereien. Im Mittelalter lag gewöhnlich der Ton auf der ersten Silbe, unserer heutigen Betonung wurde durch die Gelehrsamkeit zum Siege verholfen. Ein Fenster mit Ausbuchtungen ferner heißt noch jetzt bisweilen Bai (s. Weigand), mhd. *beie* und kommt vom frz. *baie* her, welches dieselbe Bedeutung hat und wohl mit ital. *badare* ‚schauen' zusammenhängt. Dem Zimmergewerke gehört auch die Benennung des Gesellen an, der die Arbeit zu beaufsichtigen und zu leiten hat; ein solcher hieß ‚der Sprecher' *parlierer, parlier* von *parlieren* (frz. *parler*), daraus ist nhd. Polier geworden in mißverstandener Anlehnung an ‚polieren'.

Für ‚Metall' besaß unsere alte Sprache ein vorzügliches Wort in *gesmîde* (zu ‚schmieden'), welches sich jetzt nur noch in dem beschränkten Sinne eines Schmuckstückes aus Metall, eines ‚Geschmeides' erhalten hat.

Sonst ist es durch das seit dem 13. Jahrhundert aufkommende *metal* aus *métal* verdrängt worden. Aus der Sphäre der Metallarbeiten ist auch das Konterfei hervorgegangen, mhd. *kunterfeit* aus frz. *contrefait*, mlat. *contrafactum*, eig. das ‚Gegengebildete, Nachgemachte'; es war ursprünglich Gewerkwort der Schmelzkunde und wurde von Legierungen oder Nachbildungen edler Metalle durch unedle gebraucht, dann übertragen auf Nachbildungen jeder Art.

Endlich erhielt auch die Sprache des Rechtes und der Verwaltung, die, wie wir gesehen haben, hauptsächlich aus dem Lateinischen geflossen ist, jetzt einen ansehnlichen Zufluß vielgebrauchter Worte aus dem Französischen. Die Bezeichnung des Oberhofmeisters als mhd. *seneschalt* Seneschall ist zunächst aus dem franz. *sénéchal* hervorgegangen. Dieses allerdings beruht auf einem zwar unbelegten, aber mit Sicherheit vorauszusetzenden germanischen *sina-scalk* ‚Altknecht'. Auch bei ‚Marschall' (ahd. *marah-scalk* ‚Pferdeknecht') ist das französische *maréchal* nicht ohne Einfluß geblieben. Dagegen wurde das erst seit dem 18. Jahrhundert eingebürgerte Vasall im Mittelalter (mhd. und frz. *vassal*)[1] noch als Fremdwort gefühlt, wenn es sich auch, namentlich in lateinischen Urkunden, auf deutschem Boden massenhaft findet. Die französischen Substantiva *parte* und *partie* aber wurden schon jetzt zu vollständig deutschen Wörtern (mhd. *parte* und *partîe*) Part und

1) Das Wort rührt nach Diez I, 439 von dem keltischen *gwâs* ‚junger Mann, Diener' her.

Partei mit den Bedeutungen Teil, Anteil, Gerichtspartei, Heeresabteilung, auch Streifzug einer solchen. Unser ‚Partie' ist dann im 17. Jahrhundert aus dem Französischen neu entlehnt worden. Aus *parte* wurde durch Zusammensetzung mit der deutschen Präposition *wider* das neue Wort *widerparte* Widerpart ‚Gegenpartei, Feindschaft' gebildet. Der vierte Teil hieß Quartier (mhd. und frz. *quartier*, lat. *quarterium*), ein Wort, das auf der Jagd, in der Wappenkunde, in der Stadtverwaltung gebraucht wurde. Zu einer Einteilungsbezeichnung wurde auch das neue höfische Wort Revier aus lat. *riparia*, frz. *rivière*, mhd. *riviere*. Es bedeutet seiner Herkunft von *ripa* gemäß ursprünglich ‚Ufergelände' und wurde dann teils auf den Fluß selbst übertragen, wie im Neufranzösischen und im mhd. *rivier*, teils wurde vom ‚Ufer' ganz abgesehen, und es blieb nur ‚Bezirk, Landstrich'. Endlich gehört in diese Sphäre noch quitt, mhd. *quit*, welches um 1200 aus frz. *quitte* entlehnt wurde; das Grundwort ist lat. *quietus* ‚ruhig', welches aber schon in der lex Salica in der Bedeutung ‚los und ledig' vorkommt; denselben Ursprung hat engl. *quite* ‚gänzlich.'

Aber nicht allein mit Frankreich, sondern auch mit Italien entwickelte sich während dieser Periode ein sehr lebhafter Verkehr. Italien war schon damals das Land der Sehnsucht für die Nordländer, es war das Durchzugsland für die Pilgerschaaren und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, es war endlich das Land der

großen Politik, um welches die Hauptmächte der Welt in entscheidendem Ringen begriffen waren. Unablässig strömten deutsche Heere über die Alpen, unaufhörlich kämpften und fielen deutsche Krieger auf den Schlachtfeldern Italiens und vor den Mauern seiner Städte, und immer von neuem wieder staunten die Nordländer über die Pracht und den Reichtum südlicher Natur.[1] Sie sahen dort die Cypresse (ital. *cipresso*, mhd. *der cipres*, die schon in einer früheren Periode als *cupferboum* entlehnt war, S. 74), sie bewunderten die prächtigen roten Blüten des Granatbaumes und genossen seine weichkernigen kühlenden Früchte (mhd. *granâtapfel* aus ital. *granato*, lat. *granatum malum* ‚gekörnter Apfel'), sie lernten die Olive (mhd. *olîve*, ital.-latein. *oliva*) kennen und den Mandelbaum (ahd. *mandala* aus ital. *mandola*), der schon vor dem Beginne unserer Zeitrechnung aus Asien über Griechenland nach Italien vorgedrungen war, und dessen semitisch-griechischer Namen ἀμυγδάλη dort gründlich umgebildet worden war. Mandeln waren auch ein beliebter Handelsartikel, und Mandelmilch galt nicht nur als Krankenkost, sondern

1) In den Maremmen Süditaliens lernten sie auch eine ihnen fremde Rindviehart kennen, den wilden, störrigen, aber starken und arbeitstüchtigen Büffel (ital. *bufalo*). Das griechische Wort βούβαλος bezeichnet eigentlich eine Antilope. Man brachte es aber in Italien fälschlich mit βοῦς zusammen und benannte damit den zur Longobardenzeit in Süditalien neuerschienenen Büffel. S. Schrader bei Hehn 590ff. — Andere setzen die Einführung des Büffels nach Italien erst in die Zeit der Araber oder der Kreuzzüge. Auch in Nordeuropa wurde das Tier bisweilen gezeigt; so in England. Schultz I, 451.

auch mit Reis zusammen als ein vorzügliches Herrenessen in der Fastenzeit.[1]

Zu den kulinarischen Eigentümlichkeiten Italiens gehörte auch eine Kinderspeise, welche die Italiener *pappa* ‚Kinderbrei' nannten. Schon im Mhd. erscheint in derselben Bedeutung *pappe*. Unser Pappe ist auf jeden andern Brei übertragen, besonders auf Papiermasse und das daraus Gefertigte. Den Senf ferner kannten die Deutschen längst (I 58). Die Kunst aber, ihn mit Most anzumachen, sahen sie den Italienern ab, die das so zubereitete Gewürz *mostarda* (von *mustum*) nannten; mhd. wurde *musthart*, *mostert*, Mostert oder Mostricht daraus. Eingemachte Speisen nannten die Italiener *composto* d. i. ‚Zusammengesetztes', Mhd. wurde dies zu *kumpost* Kompost, worunter besonders das in Fässer eingelegte Sauerkraut verstanden wurde. Wir benennen jetzt auch einen Düngerhaufen mit diesem italienischen Küchenausdruck.

Was sodann Handwerk und Gewerbe betrifft, so lernten die Deutschen in Italien eine wesentliche Verfeinerung des Schuhzeuges kennen. Das südliche Klima machte den schweren, groben deutschen Bauernschuh in der heißen Jahreszeit zu einer drückenden Last. Die Italiener besaßen dagegen eine leichtere und bequemere Fußbekleidung für den Sommer, welche sie *stivale*, ge-

1) Schultz I, 202. Vgl. auch daselbst S. 392 das Rezept zum Blamensier (blanc manger): Dicke Mandelmilch, Hühnerbrüste, Reismehl, Schmalz und Zucker. — Möglicherweise ist ‚Mandel' indessen schon in der vorchristlichen Zeit entlehnt worden. Vgl. I 83.

kürzt aus *aestivale* (zu *aestas* ‚Sommer') nannten. Im 11. oder 12. Jahrhundert wurde das Wort als *stivâl* übernommen. Wir verstehen jetzt unter Stiefel gerade die schwerere, unter ‚Schuh' die leichtere Fußbekleidung; die Rollen sind, wie so oft in der Sprache, vertauscht. In den neumodischen leichten Sommerstiefeln konnte man selbstverständlich keine großen Märsche unternehmen, wohl aber flanierte es sich damit gut nach italienischer Sitte auf den wohlgepflasterten Straßen und Plätzen der Städte. Diese im Süden von altersher, namentlich an den kühlen Abenden geübte Sitte bezeichneten die Italiener mit dem Ausdruck *spaziare*, und dieses Verbum erscheint seit dem 13. Jahrh. auch im Deutschen als ein feines Modewort: *spatzieren* spazieren. Dem wackern Philipp von Zesen mißfiel es später als Fremdwort derartig, daß er es durch das von ihm neugebildete ‚lustwandeln' zu verdrängen suchte. Auch hier haben wir wieder die Erscheinung, daß das Lehnwort der gewöhnlichen, die Übersetzung der gewählten Rede angehört (vgl. oben S. 2). Aus dem Italienischen stammt auch die Bezeichnung des Grabstichels oder Meißels Bunzen oder Bunzel, mhd. *punze* aus *punzone* d. i. lat. *punctionem*, sodann das im 12. Jahrh. entlehnte, wohl auch zunächst von Hand- und Kunstarbeit gebrauchte Verbum tasten d. i. ‚prüfend befühlen' von *tastare* aus lat. *taxitare*, einer Weiterbildung von *taxare*, welches bei Gellius II, 6 ebenfalls schon ‚befühlen' heißt.[1]

1) Diez I, 413.

Die Städte Italiens wimmelten seit dem 12. Jahrhundert von Leuten, die ihre eigenen Gedanken über Gott, Kirche und Dogma zu haben wagten. Pabst Innocenz III. sah sich genötigt, auf dem großen lateranischen Konzil von 1215 gegen diese Abgefallenen einschneidende Maßregeln anzuordnen, die dann bekanntlich zur Inquisition weiter fortgebildet wurden. Neben den Albigensern und Waldensern war die verbreitetste Sekte die der Katharer (griech.-lat. *cathari*), deren Namen sich die Italiener zu *gazari* mundgerecht gemacht hatten. Die Deutschen gestalteten ihn zu Ketzer um.[1] Beide Worte, das italienische wie das deutsche, sind, wie die starke Umwandlung der Laute zeigt, nicht gelehrte sondern volksmäßige Entlehnungen. Die Ketzer erfreuten sich offenbar einer ähnlichen Volkstümlichkeit, wie sie etwa der Teufel von jeher genoß. Oft mochte man auf den Straßen der Städte das ominöse Wort als Schimpf- und Scheltwort hören.

An die Kriegszüge und Kämpfe in Italien erinnern zwei Lehnwörter: Panzer aus *panciera*, eigentlich der Teil der Rüstung, welcher den Bauch (*pancia*) deckt, und Scharmützel aus *scaramuccia*, welches seinerseits zur Zeit der Völkerwanderung aus dem deutschen *skirman* ‚schirmen, fechten' entstanden war.

1) Die Annahme einer unmittelbaren Entlehnung des deutschen Wortes aus dem Griechischen (also auf gelehrtem Wege) scheint mir weder sprachlich noch sachlich wahrscheinlich. Wechsel zwischen *g* und *k* findet sich auch in *garât*, Gant (s. S. 123. 125).

Italien war ferner im Mittelalter das für den Welthandel am günstigsten gelegene Land, und die Bürger der italienischen Seestädte, namentlich von Pisa, Amalfi Genua und Venedig bewiesen sich schon früh als thatkräftige und geschäftskundige Kaufleute. Aber auch die Binnenstädte Oberitaliens und Toskanas kamen damals durch Handel und Gewerbe auf eine Höhe des Reichtums, die sie später nie wieder erlangt haben. Daher kam es, daß die Italiener auch die technischen Formen und Hilfsmittel des Handelsverkehrs ausbildeten, welche dann in der ganzen Welt üblich wurden, wie z. B. die Buchführung, das Bankwesen, den Wechselverkehr. Seit dem 13. Jahrh. durften die lombardischen Kaufleute auch in Frankreich nach bestimmten Rechten und Gesetzen Handel und Geldgeschäfte treiben. Sie errichteten dort die ersten Leihhäuser, die von den Franzosen *lombard* genannt wurden, ein Ausdruck, der als ‚Lombard' mit der Ableitung ‚lombardieren' = beleihen dann später ins Nhd. Aufnahme fand. Aber auch schon im 12. und 13. Jahrhundert gelangten einige Geschäfts- und Geldausdrücke aus dem Italienischen in das Deutsche. Bei den Versteigerungen war der übliche Ruf des Auktionators *in quanto* ‚bis wie hoch?', nämlich ‚bietet ihr?' Daraus ging ein neues Substantivum *incanto* ‚Versteigerung' hervor, welches auch ins Französische und Englische (*cant*) eindrang, bei uns aber bezeichnenderweise nur in dem damals vom italienischen Handel am stärksten beeinflußten Oberdeutschland als Gant gebräuchlich wurde. Ein Handels- und Gewerbewort ist

ursprünglich auch Tasche, schon ahd. *tasca* aus gleichlautendem italienischen Worte.[1] Das letztere geht durch *taxicare* auf *taxare* zurück und bedeutet eigentlich den Tagelohn, den man im Beutel trägt, dann diesen selbst. Endlich ist noch eine neue Münzsorte anzuführen, der Dukaten, mhd. *ducâte* aus ital. *ducato*, mlat. *ducatus*. Das Wort heißt eigentlich ‚Herzogtum'; es wurde dann auf die Münze übertragen, welche, wie man sagt, zuerst der König Roger II. von Sizilien in seiner Eigenschaft als Herzog von Apulien im Jahre 1140 schlagen ließ, und zwar mit der Umschrift: sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus.

Die italienischen Kaufleute waren also die Vermittler des Welthandels zwischen dem Morgen- und Abendlande. Den eigentlichen Mittel- und Knotenpunkt desselben bildete aber während der ersten Hälfte des Mittelalters die große, auf der Scheide beider Welten unvergleichlich günstig gelegene Kaiserstadt Byzanz oder Konstantinopel, welcher auch noch während der Kreuzzüge vielfach die Vermittelung zwischen den Kreuzfahrern und den Muhammedanern zufiel. Die Italiener standen schon früh mit Konstantinopel in engem Handelsverkehr, die Amalfitaner z. B. hatten dort eine blühende Kaufmannsniederlassung.[2] So gelangten die Waren des

1) Heyne führt umgekehrt ital. *tasca* auf das deutsche Wort, welches dunkeln Ursprungs sei, zurück. Das im Text angegebene Verhältnis ist aber um so wahrscheinlicher, weil ‚Tasche' ein lediglich oberdeutsches Wort ist, wie Gant.

2) Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge S. 354. 399.

Oftens zum großen Teil erst durch griechische in italienische Hände, und durch diese dann weiter über die Alpen nach Frankreich und Deutschland. Belege für diesen Weg des Güteraustausches bietet natürlich auch die Sprache. Die kostbare Südfrucht der Dattel, welche bereits im späteren Altertum als Handelsartikel diente, zeigt durch die griechische Benennung δάκτυλος ‚Finger' den Weg, auf welchem sie nach Europa gelangt ist, mag ihr dieselbe nun wegen ihrer fingerförmigen Gestalt beigelegt sein oder mag sie semitischen Ursprungs sein. Ins Deutsche ist das Wort zunächst in einer älteren Form Dachtel aus dem lateinischen *dactylus* übernommen (über das *ch* s. I 4), hat sich in dieser aber nur als volkstümliche Bezeichnung einer Ohrfeige (auch diese eine Südfrucht!) oder Kopfnuß erhalten; Die jüngere, jetzt allgemein übliche Form ist uns durch das italienische *dattilo* vermittelt. Die Byzantiner benutzten ferner die hörnchenförmig gebogene Hülse des Johannisbrotbaumes als Gewicht für Gold, Juwelen, Perlen u. dgl. Ein solches Hörnchen hieß bei ihnen κεράτιον; dies Gewicht übernahmen die Italiener als *carato* und weiter die Franzosen als *carat*, die Deutschen als *garât* mit Betonung der Stammsilbe, während im Nhd. unter französischem Einfluß Karat gesagt wird mit dem Ton auf der letzten. Auf der anderen Seite entlehnten auch die Araber das κεράτιον als *kîrât*, und diese Form ging ins Portugiesische über: *quirate*.

Ganz ähnlich ist es zugegangen mit dem Reis.[1] Diese für den Orient wichtigste Getreideart stammt aus Indien und kommt schon in den Veden vor, wo sie den Namen *vrîhi* trägt. Sie gelangte dann aus den feuchten Niederungen des Ganges und Indus zu den Persern und den andern iranischen Völkern, welche das Wort ihren Lautgesetzen gemäß in *brîzi* umgestalteten. Die Byzantiner, bei denen der Reis bald sehr geschätzt wurde, wandelten das *b* des Anlautes in *v* zurück, welches sie dann zu *o* vokalisierten. So entstand griechisch ὄρυζον. Dieses Wort übernahmen dann samt der Sache die Italiener und kürzten es zu *riso*. Von ihnen kam beides zu den Franzosen *riz* und zu uns, mhd. *rîs* Reis. Andrerseits entlehnten aber die Araber dem griechischen Worte ihr *aroz* und brachten das ihnen unentbehrlich gewordene Volksnahrungsmittel nicht nur als Handelsgut nach Europa, sondern verpflanzten es überall dahin, wo sie sich selbst als Herren des Landes niederließen. Besonders in Spanien in den Flußniederungen des Guadiana und Guadalquivir, sowie in den fetten Marschgegenden Valencias gedieh der Reis vortrefflich. Die christlichen Bewohner der iberischen Halbinsel lernten also von den Arabern seine Kultur und benannten ihn daher auch mit dem arabischen Worte, span. *arroz*. Als die Spanier dann im Beginn der neueren Zeit die Herrschaft über Mailand erlangten, pflanzten sie den Reis auch dort an, und bald verbreitete er sich von da aus über die ganze Halbinsel, so-

1) Oppel, Der Reis. Bremen 1890.

weit Klima und Bodenbeschaffenheit seinen Anbau ermöglichten. Das bereits seit lange durch den Handel hierhergelangte Wort *riso* konnte aber durch das spanische *arroz* nicht mehr verdrängt werden. So steht das Wort ‚Reis' da als ein glänzendes Zeugnis der Großhandelsmachtstellung der alten Kaiserstadt am Bosporus, von der aus es sich in zwiefacher Form über die ganze Welt verbreitet hat.

Ähnlich wie mit dem Reis ist es mit dem früh auch schon zu Heilzwecken verwendeten Kampfer gegangen. Auch bei diesem in China und der indischen Inselwelt hergestellten Handelsprodukt weisen die Benennungen auf einen doppelten Weg des Importes hin, nur daß hier die arabische nicht aus der griechischen, sondern beide aus einer gemeinsamen Quelle geflossen sind. Das Grundwort ist das indische *kapûr* ‚Harz, Pech'. Daraus wurde über hebräisches *kôpher* hinweg einerseits griechisches *καφουρά* und daraus italienisches *cafura*, andrerseits arabisches *alkâfôr*, dessen Artikel *al* in dem spanischen *alcanfor* festwuchs. Das spanische Wort mit dem eingeschobenen Nasal gelangte dann ebenfalls nach Italien als *canfora*, und hieraus machten die Franzosen *camphre*, wir Kampfer. In den beiden italienischen Benennungen treffen also die beiden Ströme, der griechische und der arabisch-spanische, zusammen.

Auch zwei Erzeugnisse der Kunstweberei sind auf diesem Wege über Byzanz und Italien zu uns gelangt, ein indischer Stoff, der griech. *σίνδων*, ital. *zendale*, mhd. *xindal* Zindel heißt, und ein an der Oberfläche

feingewebtes seidenes Zeug, das lange Zeit nur von Konstantinopel aus eingeführt wurde, bis man seit dem 12. Jahrhundert anfing, es auch in Italien herzustellen. Im Griechischen führte es den Namen *examiton*[1] ‚sechsfädig'. Im Italienischen wurde daraus *sciamito*, im afrz. *samit*, mhd. *samît* Sammt.

Im Laufe der Zeit verlor Konstantinopel seine herrschende Stellung im Welthandel. Die beiden großen Kulturwelten des Abend- und des Morgenlandes traten je länger desto mehr in direkte Berührung miteinander. Schon lange vor den Kreuzzügen hatten diese unmittelbaren Beziehungen zwischen beiden Civilisationskreisen ihren Anfang genommen. Denn seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts beherrschten die Araber Spanien und Südfrankreich, seit dem des neunten Sizilien, dazu noch die Inseln des mittelländischen Meeres. Sie richteten sich in diesen herrlichen Landschaften häuslich ein, verpflanzten, soweit es sich irgend lohnte, die ihnen von Asien her unentbehrlichen Nutzpflanzen in die neuen Wohnsitze und nahmen auch die ihnen geläufigen, hochentwickelten Kunstfertigkeiten mit dorthin.[2] Von diesen südeuropäischen Landstrichen aus traten sie dann in dauernden, keineswegs immer kriegerischen Verkehr mit den benachbarten romanischen Nationen, welche sich ihrerseits die Gelegenheit, neues und nützliches kennen und gebrauchen zu lernen, nicht entgehen ließen. Seit dem 11. Jahrhundert begannen die Christen freilich

1) Eine andere Ableitung direkt von einem arabischen Worte *sâmî* ‚syrischer Stoff' scheint weniger für sich zu haben.
2) Hehn S. 498. — Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzz. S. 47.

gegen die arabischen Besitzungen in Südeuropa in bedrohlicher Weise erobernd vorzudringen. Dagegen entwickelte sich der direkte Handel nach der syrischen Küste immer reger, wobei sich die italienischen Handelsherrn zugleich immer mehr von der byzantinischen Vermittlung frei machten. Die Produkte Indiens, Arabiens, Persiens, Chinas und der malaiischen Inselwelt wurden auf den althergebrachten großen Karawanenstraßen oder zu Schiff auf dem Euphrat zunächst in die beiden wichtigen Handelscentren Bagdad und Damaskus und von dort auf zahlreichen kleineren Handelswegen an die syrische Küste gebracht. Dort erschienen dann die Schiffe der Pisaner, Genuesen, und besonders der Venetianer, um diese Schätze, vermehrt noch durch die Erzeugnisse des syrischen Gewerbfleißes, nach dem Westen zu verfrachten, wo sie teuer bezahlt und bald auch, so gut es ging, nachgeahmt wurden.[1]

Durch die Kreuzzüge ist also diese ganze Güter- und Warenbewegung nicht geschaffen, aber allerdings wesentlich erweitert und verstärkt worden. Tyrus und Accon wurden durch dieselben zu Welthandelsplätzen, und die abendländischen Kaufleute gingen von diesen Küstenorten aus bald selbst nach Damaskus, um dort ihre Vorräte einzukaufen. Von Genua und Venedig, wo der fondaco dei Tedeschi den Mittelpunkt für die zahlreichen, in die Lagunenstadt reisenden deutschen Kaufleute bildete, wurden dann die Waren nach Deutsch-

1) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 45. 60. 359 f. 362 f.

land und von dort weiter nach dem Norden und Osten geführt. Niederdeutsche und niederrheinische Küstenleute, Friesen und Niederländer beteiligten sich zwar als Seefahrer, Pilger und Kämpfer an den Kreuzzügen, aber in Handelsgeschäften suchten sie den Osten noch nicht auf. Vielmehr gingen die italienischen Kaufleute mit ihren Waren von den wichtigen Messen in der Champagne, die sie zu besuchen pflegten, weiter in die benachbarten Niederlande, um dort die orientalischen Waaren gegen Tuche und Wollenstoffe zu vertauschen. Später wurde, wie wir sehen werden, auch ein regelmäßiger Schiffsverkehr dorthin eingerichtet.

Der orientalische Welthandel lag also fast ausschließlich in den Händen der romanischen Nationen, der Venetianer, Pisaner, Genuesen, sowie der Südfranzosen von Marseille, Montpellier und anderen Orten, die sich in wachsendem Maße daran beteiligen.

Doch nicht nur der Handel, sondern auch das Zusammenleben der Sieger und der Besiegten in den eroberten Landschaften Syriens öffnete dem Einfluß der höheren Civilisation des Orients auf die in geistiger wie in materieller Beziehung noch weniger weit entwickelten Abendländer Thür und Thor. Diejenigen Pilger und Kreuzfahrer allerdings, die sich nur vorübergehend im Lande aufhielten und keinen anderen Zweck verfolgten, als durch Bekämpfung der Heiden ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun und sich dabei nach Kräften durch Beute zu bereichern, um alsbald wieder heimzukehren, waren nicht imstande, die orientalische Civili-

sation dem Abendlande zu vermitteln. Wohl aber die Menge derjenigen, die sich dauernd als Kolonisten in den eroberten Ländern niederließen. Diese mußten in ihrem eigenen Interesse auf friedliches Nebeneinanderleben und gutes Einvernehmen mit den muhamedanischen Nachbarn bedacht sein, und schon das Klima und die Natur ihrer neuen Heimat mußte ihre äußere Lebenshaltung der der ursprünglichen Besitzer des Landes angleichen. Sie mußten z. B. bald die Erfahrung machen, daß die syrisch-arabische Art, sich zu kleiden und zu wohnen, im Morgenlande weit bequemer und zuträglicher war als die heimische. Unter diesen fränkischen Kolonisten in Syrien und Palästina hatten nun ebenfalls die romanischen Elemente, und zwar besonders die Franzosen, so sehr das Übergewicht, daß die französische Sprache bald zum internationalen Verständigungsmittel aller Franken unter einander wurde.[1]

Aus dieser Stellung der Nationen in der merkantilen und wirtschaftlichen Ausbeutung des Morgenlandes ergiebt sich, daß die Deutschen die orientalischen Kulturgüter fast ausschließlich durch romanische Vermittlung kennen lernten. Diese Thatsache spiegelt sich nun auch in der Sprache wieder. Von keinem einzigen Lehnworte dieser Periode läßt sich nachweisen oder auch

1) Im Verkehr mit den Arabern mußte man sich namentlich anfangs eines Dolmetschers bedienen, der arab. *tardjumân* hieß. Daraus wurde mlat. *dragumanus*, ital. *dragomanno*. Die deutsche Sprache machte daraus die Gestalt des *meister Tragemunt* oder *Trougemunt*, eines länderkundigen Pilgers oder Reisenden, dem 72 Sprachen bekannt waren. Vergl. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge 442.

nur wahrscheinlich machen, daß es unmittelbar aus einer orientalischen Sprache ins Deutsche gelangt sei. Alle Lehnwörter aus diesen Sprachen, speziell aus dem Arabischen, sind uns vielmehr erst durch das Romanische, wozu auch das Mittellateinische zu rechnen ist, vermittelt worden. Diese Vermittlung beschränkt sich aber keineswegs auf die Periode der Kreuzzüge, denn was einmal in die romanischen Sprachen Eingang gefunden hatte, das konnte auch erst später seinen Weg bis zu uns finden, und so drang auch in den auf die Kreuzzüge folgenden Jahrhunderten noch vielfach orientalisches Sprachgut bis in unsere Sprache vor. Doch beschränken wir uns zunächst auf diejenigen Wörter, welche während der Blütezeit des Mittelalters selbst rezipiert worden sind.

Richten wir unsern Blick zunächst auf die Naturerzeugnisse, so sind die beiden wichtigsten nicht von den Kreuzfahrern aus dem Osten geholt, sondern von den Arabern nach dem Westen gebracht worden. Von dem einen dieser Produkte, der Baumwolle, haben wir erst später zu reden. Das andere ist der Zucker. Ihn haben bereits die Araber an den europäischen Küsten des Mittelmeers, besonders in Sizilien und Unteritalien, angebaut. Als die Zuckerkultur dann hier zurückgegangen war, erhielt sie durch die Kreuzzüge und das Muster des syrischen Zuckerbaues einen neuen Aufschwung.[1] Im Altertum kannte man den Zucker noch nicht; man verstand die Speisen nur mit Honig zu

1) Kaiser Friedrich II. ließ 1239 aus Tyrus Leute kommen, welche die gesunkene Zuckerfabrikation in Sizilien

süßen. Im ersten Jahrhundert n. Chr. finden wir dann bei Dioskorides die Notiz, daß sich Honig im Rohr einer in Indien und Arabien vorkommenden Pflanze finde, welche *saccharon* heiße. Aus diesem auf ein sanskritisches Wort zurückgehenden *saccharon* ist unser ‚Zucker' aber nicht unmittelbar abgeleitet, sondern aus dem arabischen, derselben indischen Quelle entstammenden *sokkar,* und zwar durch Vermittlung des mlat. *zucara,* woraus schon im Ahd. *zucura* geworden ist. Das spanische *azucar* hat, wie so oft, den arabischen Artikel *al* (*assokkar*) bewahrt. Zu seiner vollen wirtschaftlichen Bedeutung gelangte der Zucker allerdings noch nicht im Mittelalter, sondern erst seit seiner Verpflanzung nach Westindien im Anfang des sechzehnten und seit der Ausnutzung des Rübenzuckers in unserm Jahrhundert.[1] Der Zucker und die Baumwolle gehören zu den Hauptträgern des Welthandels, und beide verdankt Europa den Arabern. Diese verstanden auch aus dem aufgelösten flüssigen Zuckerstoffe ein wohlschmeckendes und erquickendes Getränk herzustellen, das sie *scharâb* ‚Getränk' schlechthin nannten, von derselben Wurzel ‚trinken', von der auch ‚Sorbet' und ‚Scherbet' herrühren. Im Mlat. wurde aus *scharâb siropus,* im Frz. und Mhd. *sirop,* Sirop.

Den Arabern gelang es ferner, den Krokus, der vorher im Abendlande nicht recht gedeihen wollte (S. 62),

wieder in Schwung bringen sollten. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 320. 407. — Lippmann, Geschichte des Zuckers, Leipzig 1890.

1) Hehn 259.

in Europa zu akklimatisieren und in beträchtlichen Mengen anzubauen. Von ihnen stammen die Krokusfelder am Mittelmeer, die in Spanien noch jetzt einen Ertrag von 100,000 Kilo jährlich ergeben, von ihnen auch der neue Name *zafarân*, spanisch wieder mit festgewachsenem Artikel *azafran*, frz. und mhd. *safran*, unser Safran, der die alte, ebenfalls orientalische Bezeichnung ‚Krokus' verdrängte. Für besser als der in Europa selbst gebaute Safran galt jedoch stets der aus dem Orient importierte[1], ein Import, der durch die Kreuzzüge ungemein gehoben wurde. Die gelbe Farbe des Safrans wurde besonders bei den Damen ebenso beliebt wie sie es im Altertum gewesen war. Man benutzte ihn als Schminke, und als man sogar anfing die Kopfbänder (gebende) und Schleier safrangelb zu färben, erregte dieser Unfug bei den frommen Leuten das allergrößte Ärgernis; es wurde von Erscheinungen verstorbener Frauen berichtet, die da klagten, daß sie wegen ihres überflüssigen Putzes und besonders wegen des Safrans in der Hölle büßen müßten.[2]

Einen anderen, blauen Farbstoff gewährte der orientalische Stein, den die Perser *lâzuward*, die Araber *ladjourd* nannten und der im Mittelalter als *lapis lazuli*, *lâsûr* Lasur zu den europäischen Kulturvölkern gelangte. Neben dieser Form tritt in den romanischen Sprachen auch eine mit weggefallenem Anlaut auf, man hielt das *l* desselben wohl für den Artikel: ital. *azzurro*

1) Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 407.
2) Schultz I, 242. Prutz S. 411.

frz. *azur*; dieses Azur fand als schmückende Bezeichnung des tiefen Himmelblaus im vorigen Jahrhundert Eingang in die deutsche Dichtersprache, ist seitdem aber wieder ziemlich aus der Mode gekommen und mit dem Beigeschmack des Gezierten behaftet worden.

Durch die Kreuzzüge wurde auch eine andere, hausbackene und unscheinbare, dafür aber auch bei uns anbaufähige Frucht nach Europa und Deutschland gebracht, die Quetsche oder Zwetsche. Als die edelste der Pflaumensorten erscheint schon bei Plinius das *prunum damascenum* ‚die Pflaume von Damaskus'[1]; aus diesem Namen machten die Engländer ihr *damson* oder *damasc plum*, und auch in Deutschland kommen um 1600 ‚Damaskin, Damastpflaumen' vor. Die arge Entstellung, sowie die zahlreichen mundartlichen Varianten des Wortes beweisen, daß dasselbe lange Zeit im Munde der Leute war, ehe es literarisch fixiert wurde, so daß wir seine volkstümliche Entlehnung bereits in die Zeit der späteren Kreuzzüge setzen dürfen, wenn es auch erst im 16. Jahrhundert in deutschen Wörterbüchern als ‚Quetschken' oder ‚Zwetschgen' auftritt.

Groß ist ferner die Zahl der Gewürzpflanzen, welche uns der Orient in dieser Periode sandte. Der

1) Betreffs des Wortes ‚Quetsche' oder ‚Zwetsche' stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Ich habe mich I 50 noch für die im Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung 1886 S. 97 ff. entwickelte und von Heyne (s. v. Quetsche 2) angenommene Herleituug von ‚queck' ausgesprochen, stimme aber jetzt der oben gegebenen, von Schmeller, Kluge und Hehn S. 371 vertretenen Ansicht bei (vgl. auch Lexer in Grimms D. W., s. v. Quetsche).

Zimmt, schon ahd. *sinamin, cinment*, dann mhd. *zinemîn*, die würzige und vielbegehrte Rinde des Zimmtbaumes, ist wohl schon vor den Kreuzzügen auf dem Handelswege nach Deutschland gekommen und zwar von recht weit her. Denn das mlat. Wort *cinnamonium* geht durch das Griechische und Hebräische bis auf das Malayische zurück, wo *kâju mânis* ‚süßes Holz' bedeutet. Durch die Kreuzzüge bekam der Handel mit Zimmt einen neuen Aufschwung, und damit tritt auch eine neue Bezeichnung auf; von der Röhrenform, in welcher der Zimmt in den Handel gebracht wurde, hieß er ital. *canella* (zu *canna* ‚Rohr'), mhd. *kanêl*, Kaneel. — Aus Indien stammt der Ingwer. Sein Name ist sanskritisch und uns durch das griechische *zingiberis* vermittelt. Im Titurel 604 giebt es *zinzebraten* d. i. *cibum zinziberatum* ‚mit Ingwer gewürzte Speise'.

Noch beliebter als der Ingwer waren zwei auf den Molukken heimische, sehr stark schmeckende Gewürzpflanzen, die Nelke und die Muskatnuß. Die ‚Nelke' trägt einen deutschen Namen; sie hieß von ihrer Gestalt ‚Nägelein' (mhd. *negellîn*) d. i. ‚kleiner Nagel', was die Niederländer zu *neil, nêl* zusammengezogen und dann mit der Deminutivbildung zu *nêlikîn* = ‚Nägelchen' weiterbildeten. Genau denselben Prozeß hat übrigens der gleichlautende Blumenname durchgemacht. Die Muskatnuß aus mlat. *nux muscata* wurde so genannt, weil man ihren Geruch mit dem Moschusgeruch verglich. Aus ihr, sowie aus Nelken und Ingwer bereitete man die mittelalterlichen Bowlen, das pîment,

sinôpel und den lûtertranc. Gewisse starke, gewürzige Südweine nannte man nach ihr Muskateller, mhd. *muscâtel* aus *muscatellum*. Den Moschus selbst, d. h. den wohlriechenden Saft aus dem Beutel des in Centralasien lebenden Bisamtieres, nannte man damals noch Bisam, schon ahd. *bisamo*, welches durch lat. *bisamum* auf hebräisches *besem* ‚Wohlgeruch' zurückgeht.[1] Einen moschusartigen Geruch hat auch die auf dem Meere schwimmend gefundene, vom Pottfische stammende Masse, die man im Mittelalter *amber* nannte, jetzt mit gelehrter lateinischer Bezeichnung Ambra. Diese Masse, welche teils zu medizinischen Zwecken, teils zur Bereitung von Wohlgerüchen diente, wurde von den indischen Gewässern her durch die Araber in den Handel gebracht; deshalb stammt auch das Wort aus dem arabischen *anbar*. Zur Würzung der Speisen dient die kleine Zwiebel, die schon ahd. *asclouh*, jetzt Aschlauch heißt. Sie trägt ihren Namen *ascalonium* von nichts anderem als von der Stadt Askalon in Palästina. Als Gewürz- und Arzneipflanze führten die Araber ferner die ingwerähnlich schmeckende und riechende Zitwerwurzel ein, ahd. *citawar*, mhd. *zitwer* nach arab. *zedwâr*. Auch der Galgant mhd. *galgân*, eine im Mittelalter allgemein gebrauchte, gewürzige Arzneipflanze, welche daher auch in den übrigen Sprachen unter demselben Namen (ital. *galanga*) geht, wurde von den Arabern aus Indien

1) Der Ausdruck Moschus selbst kommt erst im 17. Jahrhundert auf und stammt durch griechisch-lateinische Vermittlung aus dem sanskritischen *mushkas* ‚Hode'.

importiert; das Wort ist das arab. *halangîn*. — Einen andern Weg schlug der sogenannte „arabische Gummi" ein, der aus dem Süden nilabwärts über Kairo nach Europa kam. Er trägt daher den ägyptischen Namen *kamê*, griech. κόμμι, woraus mlat. und mhd. *gummi* wurde.

Die Kenntnis des Tierreichs erweiterte sich ebenfalls. Das Kamel hatte allerdings auffallenderweise schon seit alter Zeit eine germanische Bezeichnung, got. *ulbandus* und noch mhd. *olbente*, welche jedenfalls von Verwechslung mit dem Elefanten herrührte (s. S. 66). Allein die Kunde von dem Tiere war vor den Kreuzzügen sehr unsicher und verblaßt. Durch diese wurde zu der Kenntnis von Hörensagen die sinnliche Anschauung gefügt und zwar auf doppeltem Wege. Die deutschen Kreuzfahrer sahen das Kamel in Syrien und Ägypten und hörten seinen arabischen Namen *gemel*, woraus sie *kemel*, *kemeltier* machten, was sich noch bis ins 16. Jahrhundert als Kämeltier erhalten hat. Außerdem aber wurde das Kamel auch als eine interessante Merkwürdigkeit zunächst in Südeuropa eingeführt. In San Rossore bei Pisa besteht noch jetzt das schon im Mittelalter gegründete Kamelgestüt, aus welchem die nach Deutschland auf die Jahrmärkte und in die Menagerieen geführten Exemplare stammen, und schon Kaiser Friedrich II. erschien 1235 zu Kolmar mit einer Menge Kamele.[1] Diese importierten Tiere gingen unter dem griech.-lat. Namen *camēlus*, und diese mehr

1) Schultz I, 451.

gelehrte Bezeichnung hat durch die Kraft der sinnlichen Anschauung, die ihr beigegeben war, den Sieg über das nur von Hörensagen bekannte ‚Kämeltier' und das veraltete *olbente* davongetragen.

Von den Naturerzeugnissen kommen wir zu den Produkten des Gewerbfleißes. Als Meister in der Färberei haben wir die Araber bereits oben bei Besprechung des Safran und des Lazur kennen gelernt. Eine größere Bedeutung noch hatte ihre Kunststickerei und Weberei. Die arabischen Gewebe und Teppiche aus kostbaren Stoffen, mit Goldfäden und Perlen gestickt, wurden anfangs noch selten, seit den Kreuzzügen massenhaft als Handelsartikel oder als Beutestücke in das Abendland gebracht und gern gebraucht zur Ausschmückung der Fürstensitze, der Kirchen, der Altäre. Vornehme Herren und Damen und besonders auch die Bischöfe und Priester benutzten diese Stoffe als Staatskleidung und Amtstracht. Die phantastische, orientalische Ornamentik auf diesen Prachtstücken, die verschlungenen Arabesken, die auf ihnen dargestellten, seltenen und fabelhaften Tiere, als da sind Löwen Elefanten Einhörner Greife, erregten Staunen und Wohlgefallen.[1] Die Schätze unserer alten Dome, z. B. derer zu Halberstadt und zu Aachen, haben noch heute solche orientalische Gewänder aufzuweisen. Diese Kunstarbeiten suchte man dann im Abendlande auch nachzuahmen. In Deutschland stand das Kunsthandwerk im 13. Jahrhundert ganz unter der Herrschaft des orientalischen Vorbildes.

1) Vgl. oben bei Papagei S. 114, Prutz, S. 45. 409. 433.

Auch in der deutschen Sprache tritt dieser Einfluß hervor. Der Barchent oder Berkan, mhd. *barchant* oder *barkân*, ist ein ziemlich grober Stoff, den die Araber *barrakân* nannten (eigentlich ein langes, schwarzes Gewand), der Scharlach, ein hochrotes feines Wollenzeug, dann die rote Farbe allein; das Wort ist dem deutschen *lachen* = Laken angeglichen, heißt mhd. noch *scarlât* und geht durch mlat. *scarlatum* auf persisches *sakarlât* zurück. Noch feiner und mit eingewebten Bildern verziert war der zu Damaskus fabrizierte Stoff, der von dieser Stadt mhd. *damasch* hieß, später dann noch einmal über das ital. *damasto* hinweg als Damast entlehnt wurde. Ebenso wie Damaskus war auch der andere große Handelsmittelpunkt des Orients, die Hauptstadt des Kalifats, Bagdad, durch seine Webekunst berühmt. Da diese Stadt bei den Abendländern auch ‚Baldach' hieß, so nannten die italienischen Kaufleute den feinen Goldbrokat, der von dorther stammte, *baldacchino*, woraus mhd. *baldekîn* ‚seidener Teppich' wurde. Insbesondere aber hieß *baldacchino* ein aus solchem feinen, gewirkten Stoff gefertigter Traghimmel, welchen der orientalische Herrscher als Zeichen seiner Würde über sein Haupt halten ließ. Einen Prachthimmel der Art schenkte schon Harun al Raschid Karl dem Großen und durch die Kreuzzüge und den Orienthandel wurden diese tragbaren Throndecken im Abendlande weiter verbreitet, wo sie namentlich auch bei kirchlichen Aufzügen über dem die Monstranz führenden Geistlichen getragen wurden und noch getragen werden.

Das Wort Baldachin aber haben wir erst im 17. Jahrhundert von den Italienern übernommen.

Auch ein noch jetzt gebräuchliches Kleidungsstück hat seinen Namen aus dem Arabischen erhalten. Dort ist *dschubba* die Bezeichnung eines langen weiten Männerrockes. Dieser Ausdruck ist uns auf zwiefachem Wege und daher in zwiefacher Gestalt zugekommen, durch das französische *jupe* als mhd. *juppe*, Joppe und durch das italienische *giubba* als mhd. *schûbe* Schaube. Die Joppe hat im Laufe der Zeit ihre Länge und Weite verloren, ist aber Männerkleid geblieben, die Schaube dagegen ist lang und weit geblieben, aber schließlich Frauenkleid geworden.

Wie alle Orientalen, so liebten auch die Araber während der heißen Stunden des Tages ihre Siesta über alles. Sie ruhten dann auf einem Polsterbett, welches unter andern Bezeichnungen auch *matrah* hieß. Die Spanier ließen auch hier wieder den Artikel festwachsen: *almadraque*, während die Italiener *materasso*, die Franzosen *matelas* daraus machten. Im Mlat. erscheint das Wort als *matratium* und hieraus wurde mhd. *matraz*, Matratze. — Die orientalische Musik endlich ist vertreten durch das persische *tambûr*, woher arab. *tonbûr*, eine Art Cither. Dies wurde franz. zu *tambour*, mhd. zu *tambûr*, *tâmber* ‚Handtrommel'.[1]

1) Unser ‚Tambour' = Trommler ist erst eine Entlehnung des 17. Jahrhunderts aus demselben frz. Worte. Im Mhd. sagte man *tambûrer* dafür.

Aber nicht nur Naturerzeugnisse, Fabrikate und Gebrauchsgegenstände aller Art hat uns der Orient geliefert, sondern auch das ehrwürdigste und geistreichste Spiel, welches es giebt, hat vom fernen Osten her seinen Eroberungszug um die Welt angetreten. Lange vor Beginn unserer Zeitrechnung in Indien erfunden, gelangte es nach Persien und erhielt dort seinen Namen *schâh*, Schach d. i. König. Von den Persern erhielten es unter Beibehaltung des Namens die Araber, welche es mit nach Süditalien und Spanien brachten. Wenn man nun annimmt, daß es in Mitteleuropa erst durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer bekannt geworden sei, wenn das Grimmsche Wörterbuch das allerdings auffallende *ch* des deutschen Wortes durch unmittelbare Übernahme aus dem Arabischen zu erklären sucht, so widerspricht dem die Thatsache, daß das Spiel beispielsweise bereits im Ruodlieb, einem Gedichte, welches etwa ein halbes Jahrhundert vor dem ersten Kreuzzug in Baiern entstanden ist, nicht blos beiläufig erwähnt wird, sondern eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Dort spielt erst der Kanzler, dann der König selbst mit dem Helden des Gedichtes, der als Gesandter eines fremden Herrschers zu ihm gekommen ist. Dieser möchte aus Bescheidenheit zuerst überhaupt nicht spielen, und dann aus Klugheit lieber verlieren als gewinnen. Der König aber wünscht von ihm die ignotos tractus (unbekannten Züge) zu lernen; er setzt eine Summe, ohne jedoch zu gestatten, daß sein Gegner die gleiche dagegen setze, und händigt sie ihm ein, nachdem

er dreimal verloren hat. Darauf spielt eine ganze Gruppe von principes gleichzeitig mit Ruodlieb, um ihren König zu rächen, indem sie ebenfalls Pfänder setzen ohne den Gegensatz anzunehmen. Da sie sich aber durch ihre gegenseitigen Ratschläge hemmen, so verlieren auch sie, und Ruodlieb streicht nach einigem Sträuben die gesetzte Pfandsumme ein. Der König schließt die Episode mit den Worten: „ich meine, daß du das Spiel immerdar lieben mußt, durch das dein Schuhwerk so schön geflickt ist." Daraus geht also hervor, daß schon lange vor dem ersten Kreuzzug das Schach an den Höfen Deutschlands eine beliebte Unterhaltung war, daß man es um Geld zu spielen pflegte und Wert darauf legte, sich darin weiter auszubilden.[1]

Es ist damit erwiesen, daß das Spiel nicht erst durch die Kreuzfahrer sondern bereits durch die Araber nach Europa gebracht worden ist. Von Südfrankreich und Süditalien war es schon vor Beginn der Kreuzzüge nach Deutschland gelangt und führte hier bereits seinen Namen *schachorum ludus*. Dieser muß also aus dem Romanischen stammen, provenc. *escac*, ital. *scacco*, und das *ch* dürfte bei der frühen Entlehnung sich ebenso erklären lassen, wie das in Mönch S. 9, Anm. Bemerkenswert ist, daß die Benennung des Turmes *roch* ebenfalls ein *ch* zeigt gegenüber dem romanischen *roc*, welches wohl ebenso zu erklären ist. Denn unmittelbar aus dem persisch-arabischen *rokh*, welches eigentlich ein

1) Vgl. Ruodlieb IV, 187—229 und S. 104 meiner Ausgabe.

mit Bogenschützen besetztes Kriegskamel bezeichnet, kann das deutsche Wort nicht wohl stammen. Die übrigen Schachfiguren trugen deutsche Namen: König, Königin, die Alten (= Läufer), Ritter und die Venden (Fußkrieger, Bauern). Das Schachbrett benannte man durch Zusammensetzung mit einem früheren Lehnwort *schâchzabel* (I 78).

Bekannt ist, daß die Kenntnis dieses Spiels in der höfischen Zeit durchaus zur feinen Bildung gehörte, daß man es in diesen Kreisen von Jugend auf allgemein übte. Darum kann es nicht auffallen, daß es unsere Sprache noch durch zwei Lehnwörter bereichert hat. Das mhd. *schecke*, scheckigt, gestreift, geht wohl auf die italienische Pluralform *a scacchi* oder auf frz. *échec* zurück, also eigentlich ‚wie das Schachbrett aussehend'; wenigstens giebt es keine andere zureichende Erklärung für das Wort.[1] Sicher aber gehört dem Schachspiel an und ist durch dasselbe ein internationales Kulturwort geworden unser Adjektivum matt, welches in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch romanische Vermittelung aus dem Persisch-Arabischen zu uns kam; dort hieß *schâh mât* ‚der König ist tot', eine Formel, mit der die Partie endigte. — Auch das Würfelspiel hat aus dem Orient eine etwas bedenkliche Bereicherung erhalten durch das mhd. *hasehart* ‚Würfelspiel', welches als Hasard im 17. Jahrhundert nochmals aus franz.

1) Das andere *schecke*, ahd. *sceccho* ‚enganliegender, gestreifter oder durchsteppter Leibrock' hat schwerlich etwas mit jenem Adjektiv zu thun (Lexer II, 677).

hazard entlehnt wurde. Man leitet das Wort gewöhnlich vom arabischen *jasara* ‚würfeln' ab.[1]

Alle die bisher besprochenen Kultureinflüsse wirkten endlich auch auf die deutsche Seemannssprache ein, die wir zum Schluß dieses Kapitels im Zusammenhange betrachten.[2] Die Germanen kannten Mast und Segel, die Haupterfordernisse der damaligen Schiffahrt, bereits in vorchristlicher Zeit. Die erheblichen Verbesserungen, die ihnen durch die hochentwickelte römische Schiffahrt zukamen, haben wir I 77 kennen gelernt. In der ahd. Zeit erfolgte dann eine höchst auffallende Entlehnung. Aus der volksmäßigen romanischen Form *isola* oder *isla* statt *insula* wurde ahd. *îsila*, mhd. *îsele*, das dann unter gelehrtem Einflusse oder durch eine gelehrte Neuentlehnung der jetzigen Form *insule*, *insul* Insel wich. Bei Notker ist dies *insula* noch Fremdwort und wird durch *îsila* verdeutlicht.[3] Auffallend ist diese Entlehnung, weil die Germanen, wie das ja selbstverständlich ist, für ‚Insel' altheimische Ausdrücke besaßen, die auch jetzt noch üblich sind, nämlich ‚Aue' und ‚Wert'. Da nun hier eine technische Verbesserung oder neue kulturelle Anwendung doch unmöglich stattgefunden haben kann,

1) Andere von dem Namen der Stadt Hezar oder Hazart in Palästina, wo der Sage nach das Würfelspiel erfunden sein soll. Schultz I, 531.

2) Darüber Schrader, Die Deutschen und das Meer, Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Heft 11.

3) Zesamene habig lant uzzerunhalb meres heizzet continens, dana geskeidenez in meri alde in stagnis heizzet insula, îsila (s. Graff, Althochd. Sprachschatz I, 487).

so ist die Frage, wodurch diese Entlehnung veranlaßt worden ist, schwierig zu beantworten. Ich möchte folgende Vermutung wagen. Die beiden obengenannten Ausdrücke sind von sehr allgemeiner Bedeutung. ‚Aue' heißt außer ‚Insel' auch ‚Wasser, Strom, Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Halbinsel', ‚Wert' oder ‚Werder' bedeutet auch ‚Halbinsel, Ufer, Gestade', ja im Agf. und Anord. ‚Meer'. Eine schärfere Unterscheidung aller dieser Begriffe wurde bei steigender Kultur notwendig. Liegt es doch im Wesen der Sprachentwicklung, aus dem Allgemeinen und Unbestimmten zu immer genauerer Begriffssonderung und größerer Bestimmtheit vorzuschreiten. Daher entlehnten die Germanen, vielleicht ebenfalls schon in vorchristlicher Zeit, von den romanischen Nachbaren, welche zwischen Insel, Halbinsel, Strand, Wiesenland, Wasser u. s. w. auch in der Sprache längst scharf unterschieden, das Wort ‚Insel'. Diese Entlehnung dürfte am Niederrhein erfolgt sein, wo ja die Wasser- und Inselverhältnisse von besonderer Wichtigkeit für die Bewohner des Landes sind.

Während der mittelhochdeutschen Zeit sind die Interessen der Deutschen nicht den nordischen Gewässern zugewandt, sondern dem mittelländischen Meere, den südlichen Ländern und dem Orient. Dahin lockte sie die religiöse Begeisterung, dahin der Zug des Welthandels. So folgten denn die nordwestdeutschen Stämme dem Beispiel, welches ihnen einige Jahrhunderte früher die normännischen Seefahrer gegeben hatten. Flandrer und Friesen fuhren um Portugal herum durch die Straße

von Gibraltar nach Syrien und Palästina. Im Jahre 1217 z. B. erschien eine 300 Segel starke Flotte von Rheinländern und Friesen unter Führung der Grafen Georg von Wied und Wilhelm von Holland in Lissabon, wurde von den Portugiesen und Spaniern zur Bekämpfung der spanischen Muselmänner verwandt und gelangte dann im Frühjahr des folgenden Jahres nach Akkon. Diese stattliche Verstärkung der Kreuzfahrer ermöglichte erst den Zug gegen Ägypten und die Eroberung von Damiette im November 1219[1].

Unter diesen Umständen mußte die deutsche Seefahrt von der mittelländischen erheblich beeinflußt werden, ein Einfluß, der sich auch in der Sprache wiederspiegelt. Die Seemannssprache der romanischen Völker ist aber ihrerseits wieder bedeutend durch die der Byzantiner, später auch durch die der Araber beeinflußt worden. Alle diese Elemente finden wir daher unter den das Seewesen betreffenden Lehnwörtern des Mittelalters. Rein lateinisch ist Port, mhd. *porte* aus *portus*, *sentîne* ‚der untere Schiffsraum' aus *senlina* ‚Kielwasser', *marnære* ‚Seemann' aus *marinarius*, *keibe* ‚Mastkorb' aus mlat. *gabia*, dessen Ursprung dunkel ist, *buze* (schon ahd. *buzo*), ‚leichtes Fahrzeug' aus mlat. *buza* dunklen Ursprungs; unser nhd. Buse ‚Boot zum Heringsfang' kommt nicht direkt von dem mhd. Wort her, sondern ist eine Entlehnung aus ndld. *buis*, welches durch afrz. *busse* auf dasselbe mlat. Wort zurückgeht. Ursprünglich griechisch,

1) S. S. 130. Vgl. Prutz, S. 104; Kugler, Geschichte der Kreuzzüge S. 315 ff.

dann lateinisch sind besonders eine Reihe von Schiffsbezeichnungen: Barke aus *barica barca*, welches wahrscheinlich vom griech. *βᾶρις* ‚Fahrzeug' herkommt[1], Kocke, ein sehr weit verbreiteter Ausdruck für Handelsschiff[2], aus *cocca* für *concha*, gr. *κόγχη* ‚Muschel', endlich das verbreitetste und vielförmigste Wort *galîe*, *galê*, *galîne*, *galîde*, *galeide* aus mlat. *galea*, byzantinisch *γαλαια* aus griech. *γαλέα*, welches nicht nur ein Wiesel, sondern auch eine größere Fischart bedeutete.[3] Auch das ital.-span. *galera* stammt hieraus, woraus dann später unser Galere wurde. Das griech.-lat. *dromon*, Bezeichnung des größten Kriegsschiffes, wurde einerseits durch ‚Rennholz' übersetzt, andrerseits volksetymologisch umgedeutet zu *tragemunt* (mit Anlehnung an ‚tragen'), *tragmunt*, *treimunt*.[4] In der Gudrun findet sich einmal (1132) das reingriechische *galîne* (*γαλήνη*) für ‚Windstille', ein Wort, wofür die romanische Vermittlung fehlt; denn die Romanen sagen *calma* aus *καῦμα* dafür.

Romanisch ist Kabel ‚Ankertau', mhd. *kabel* aus gleichbedeutendem frz. *câble*, welches von spätlat. *capulum* (bei Isidor 20, 16, 5) ‚Fangseil' (zu *capio*) ab-

1) So Diez I, 53. Wackernagels Deutung aus anord. *barkr* ist zwar von Heyne angenommen, aber ohne innere Wahrscheinlichkeit.

2) Schultz II, 327. Vgl. zu den Bezeichnungen der Schiffsarten auch Prutz 209f.

3) Andere denken an *τὸ κᾶλον* Holz, Fahrzeug. Noch andere Deutungen (*galea*, *γαλεώτης*, *γάλη*, arab. *chalaia*) s. Diez I, 196.

4) Schultz II, 317. Lexer II, 1489.

geleitet ist. Ferner *seitiez* ‚leichtes Schiff' aus afrz. *saitie*, das aus *sagittia* entstanden ist, *ussier* ‚Boot zum Transportieren' aus afrz. *ussier, calant* ‚Schiff' aus frz. *chalan*[1], wahrscheinlich lat. *galandria*. Den Nordstern, der dem Schiffer in hellen Nächten die Richtung wies, nannte man außer mit seinen deutschen Namen ‚Meerstern' oder ‚Leitstern' auch *tremontâne* nach ital. *tramontana* (Parziv. 715, 15, Titurel 2646). Die Sterne werden im Titurel 2633 beobachtet von drei Meistern der Kunst, die in Arabîe gelêret waren, mit spera cirkel schîben d. i. mit dem Astrolabium. Den Kompaß kannte man bereits seit dem 12. Jahrhundert. Wer diese Erfindung gemacht hat, welche die Schiffahrt erst von den Küsten loslöste und zu einer wirklichen Seeschiffahrt machte, ist nicht bekannt. Jedenfalls stammt auch sie aus dem Orient. Doch hatte der Kompaß bis Anfang des 14. Jahrhunderts, wo Flavio Gioja in Amalfi den eigentlichen Schiffskompaß erfand[2], eine höchst primitive Form. Man steckte die Magnetnadel in ein Stück Kork oder einen Halm und ließ sie auf dem Wasser schwimmen. Daher nannten sie die Romanen *calamita* von *κάλαμος, calamus* ‚Rohr', woraus die Deutschen, welche dies nützliche Werkzeug von den Romanen empfingen, *diu kalamît* machten[3]; meistens freilich bedienten sie sich des deutschen Wortes

1) Schultz II, 321f.

2) Vermutlich brachte er die Windrose an dem Kompaß selbst an. Prutz S. 472.

3) Diez I, 98.

‚Nadel', während sie *magnête* nur für den Stein oder den sagenhaften Berg gebrauchten.

Aus dem Arabischen endlich ist während des Mittelalters nur das Wort *terret*, eine Art Kriegsschiff, aus *tarida* afrz. *tarite* bis ins Deutsche vorgedrungen.[1] Dagegen fanden eine Anzahl arabischer Seemannsworte in der nächsten Periode ihren Weg auch bis zu uns, worüber im folgenden Kapitel Näheres.

1) Schultz II, 323.

Kapitel III.

Das ausgehende Mittelalter.

Das 14. und 15. Jahrhundert bildet den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. In sprachlicher Beziehung ist diese Periode die des Übergangs vom Mittel- zum Neuhochdeutschen; die Sprache dieser Zeit nennt man daher spätmittelhochdeutsch oder frühneuhochdeutsch. Neue Quellen der Kultur erschließen sich nicht während dieser Epoche, aber die alten fließen weiter und bringen manches neue Sach- und Sprachgut. Wir folgen am besten dem Gange, den unsere Betrachtung im vorigen Kapitel eingeschlagen hat, und beginnen demnach mit der Fortwirkung des Lateinischen.

An eigentlich geistlichen Wörtern sind nicht viel neue mehr zu dem im eigentlichen Mittelalter angehäuften Schatze hinzugekommen. Der Zufluß war ein so starker gewesen, daß er das vorhandene Bedürfnis fast vollständig gedeckt hatte. Doch war es natürlich, daß die im vierzehnten Jahrhundert aufkommende religiös-theologische Richtung der Mystik, eine durch den kirchlichen Verfall hervorgerufene Reaktion des religiösen Gefühlslebens, auch in der Sprache einen gewissen

Niederschlag zurückließ. Die Vertreter dieser Richtung gingen über die verstandsmäßige äußere Lehre hinaus zum unmittelbaren inneren Anschauen, erstrebten das Absterben der Seele für die Welt und die Geburt oder Auferstehung Gottes im Menschen. Sie schrieben ihre Bücher und Traktate über Dinge des Glaubens und des inneren Lebens nicht, wie vorher üblich, in der Gelehrtensprache, die doch immer nur verhältnismäßig wenigen zugänglich war, sondern in der Volkssprache und erlangten deshalb durch diese Schriften sowie durch ihre deutschen Predigten und Vorträge einen gewaltigen Einfluß auf die Laienwelt, namentlich auf die Frauen. Besonders die Nonnenklöster standen diesen Einwirkungen offen. Es giebt Tischreden oder *colâtzen*, *collâcien*[1] von Meister Eckart, Hermann von Fritzlar u. a., die eigens zum Vorlesen bei den Mahlzeiten der Nonnen geschrieben worden sind.[2] All die neuen Gefühle und Gedanken, die Ergüsse der frommen Empfindung in deutsche Worte zu fassen, war keine Kleinigkeit. Eckart, Nikolaus von Basel, Tauler, Suso und wie sie alle heißen, hatten schwer mit dem Ausdruck zu ringen, aber sie eröffneten der Sprache, ähnlich wie die Bekehrer des 8. und 9. Jahrhunderts, neue Gebiete und machten sie

1) Das Wort stammt vom lat. *collatio*. Man las in den Klöstern abends das Buch des heiligen Cassianus (um 400): collationes patrum Sceticorum, welches Vorschriften für das mönchische Leben enthält. Danach erhielten die Mönche eine Erfrischung, Obst oder einen Trunk. Auf diese letztere ging das Wort *collatio* bald über und bürgerte sich im 15. Jahrh. im Deutschen als Kollation ein.

2) Wackernagel, Literaturgeschichte S. 426.

auch für den abstrakten und philosophischen Ausdruck geschickt, was dann den Reformatoren, ja noch der Philosophie des 19. Jahrhunderts zugute kam.[1] Sie bildeten z. B. vermittelst der Ableitungssilben -heit und -ung zahlreiche neue abgezogene Begriffe, wie *nihtheit*, *inwendecheit*, *unwandelbærecheit*, *vernihtunge*, oder aus dem lat. *simplex simpelheit*. Aber auch zu lateinischen Ausdrücken griffen sie, um das auszudrücken, wofür die deutsche Sprache noch keine Worte hatte. Von jubilieren ist bereits oben S. 22 die Rede gewesen. Das mystische Versenken in Gottes Liebe nannten sie spekulieren, meditieren, kontemplieren, die Heimsuchungen Gottes an der menschlichen Seele bezeichneten sie mit dem Bibelworte *visitare* visitieren, die geistlichen Gesichte und Erscheinungen, die ihnen wurden, mit Vision, *visiôn*, *visiûn* = *visio;* auch das Wort Phantasie *phantasîe* haben sie in unserer Sprache eingebürgert, und für das Bild des Gekreuzigten bediente sich Nikolaus von Basel zuerst des Ausdrucks *crûcifix* Kruzifix aus *crucifixum*.

Im Zusammenhang mit der mystischen Bewegung steht der Drang nach einem allgemeinen Priestertum auch der Laien, das Streben nach der reinen unverfälschten Quelle der christlichen Religion, das Verlangen, die heiligen Schriften in der Muttersprache zu lesen und infolgedessen die zunehmende Verbreitung deutscher Übersetzungen derselben.[2] Daher kam es, daß für die heilige

1) Koberstein, Literaturgeschichte I, 425 ff.
2) Wackernagel, Literaturgeschichte S. 422.

Schrift ein neues Wort aufkam, welches mit den älteren Bezeichnungen (vgl. S. 5) in erfolgreichen Wettbewerb trat. Aus dem griech.-lat. *biblia*, dem Plural von *βιβλίον* ‚Buch', der aber, wie wir dies schon bei den Obstnamen beobachtet haben (I 49), als Femininum Singularis angesehen wurde, wurde ein deutsches *biblie*, dann Bibel abgeleitet. Eine vulgäre Nebenform von ‚Bibel' ist das seit dem 15. Jahrh. zuerst im Niederdeutschen auftretende Fibel, die als ‚kleine Bibel' gedeutet wird und ursprünglich nur Bibelabschnitte und Katechismus enthielt.

Andere geistliche Ausdrücke, die in dieser Zeit aufkamen, sind Pastor seit dem 14. Jahrh.[1], Vikar, *vicâri vicârier*, *processje* aus dem Nominativ *processio* und *processiône*, Prozession aus dem Accusativ desselben Wortes, Brevier *breviere* aus *breviarium* ‚kurzes Verzeichnis' seit dem 15. Jahrh. Das interessanteste Wort aber ist ein neuer Ausdruck für die Hölle, der dieselbe mittelst einer weitverbreiteten Anschauungsweise als Wirtshaus, den Teufel also als Wirt, kennzeichnet; es ist der Nobiskrug. Die erste Hälfte des Wortes stammt aus dem lateinischen *in abysso*, also ‚Krug d. i. Schenke im Abgrund'. Das Wort ist ursprünglich niederdeutsch, zeigt durchaus populäres Gepräge und hat die Nebenformen *obiskrug* (ohne *in*) und *nâbiskrug*. Es ist im 15. Jahrh. ins Hochdeutsche aufgenommen, dann als Literaturwort verschollen, in neuester Zeit aber wieder gelegentlich gebraucht worden, z. B. von Heinrich Seidel.

1) Germania 28, 394.

Wie eng das geistliche Wesen mit dem Erwerbs- und Gewerksleben zusammenhing, läßt sich daraus abnehmen, daß auch in dieser Periode eine neue Getränkbezeichnung aus dem Klosterwesen hervorging, gerade wie in der vorigen ‚Bier'. Der alte Ausdruck für dünnes Gesindebier Kofent stammt nämlich vom lateinischen *conventus* her und bezeichnet das Bier, welches der ‚Konvent' für gewöhnlich trank im Gegensatz zu dem stärkeren Bräu, welches sich der Herr Abt genehmigte und seinen Gästen vorsetzte.

Neue Gewerksworte dieser Epoche sind Pulver ‚Staub, Asche' aus der Nebenform *pulver* von *pulvis* seit dem 14. Jahrh.; Puppe aus *puppa* ‚Mädchen', zunächst von den umherziehenden Gauklern für ihre Marionettenfiguren gebraucht und dann übertragen auf die nach diesen hergestellten Kinderspielzeugfiguren, wofür man früher *docke* sagte; das Verbum radieren aus *radere* seit dem 15. Jahrh.; dem Fleischergewerke gehört an der Ausdruck Kaldaunen, *kaldûne* aus mlat. *calduna*, welches von *calidus* abgeleitet ist und die noch dampfenden Eingeweide frischgeschlachteter Tiere bezeichnet.

Besonders eigentümlich ist die Bedeutungsentwicklung zweier Wörter gewesen. Das mlat. *foculare* ‚Blasebalg' von *focus* ‚Feuer' wurde zu einem Gewerkwort der Schmiede: *focker focher föcher fächer*. Man bezeichnete damit aber nicht blos den Blasebalg, sondern auch ein aus nebeneinandergehefteten Gänsefedern hergestelltes Gerät zum Anfachen der Kohlen; im 17. Jahrh. entwickelte sich daraus Fächer in seiner heutigen Be-

deutung als Luxusgerät der Damen, welches zwar schon im 16. Jahrh. aus Frankreich nach Deutschland kam, aber zuerst nur mit dem französischen Worte *éventail* benannt wurde. Die neue deutsche Benennung scheint dem Ziergeräte zuerst spottweise von wackern deutschen Hausfrauen beigelegt worden zu sein, die sich über das neumodische elegante Ding dadurch lustig machten, daß sie es mit dem alten ehrlichen Kohlenfächer verglichen.[1] Von dem alten *focker* wurde der zwar erst Ende des 17. Jahrhunderts belegte, jedenfalls aber ältere Haus- und Handwerksausdruck *focken* oder *fachen* abgeleitet, jetzt nur noch anfachen, wovon dann fächeln eine iterative Weiterbildung ist.

Unter den im Mittelalter bekannten Edelsteinen haben wir oben S. 75 auch den Beryll gefunden. Diesen sowie den mit ihm häufig verwechselten Bergkrystall legte man in kreisrunder Gestalt und konvex geschliffen in Reliquienkasten und Monstranzen ein, um den Inhalt sichtbar zu machen. Dabei machte man die Beobachtung, daß ein auf diese Art geschliffener Stein oder Krystall vergrößere und benutzte ihn daher seit etwa 1300 zur Anfertigung vergrößernder Augengläser, die man ‚Augenspiegel' oder auch nach dem Stein, woraus sie gemacht wurden, *berille* Brille nannte; erst allmählich lernte man dieselben aus Glas herstellen. Auch in das französische ging *berille* mit moullierter Aussprache über; daraus wurde wieder das Verbum *briller* abgeleitet, dessen Participium Brillant den geschliffenen und stark

1) So Heyne.

facettierten Beryll, dann auch den ähnlich geschliffenen Diamanten bezeichnet.

Von gelehrten Ausdrücken sind zu nennen Komet aus *cometa*, Kalender aus *calendarius*, Februar statt des alten ‚Hornung', Summe, Komödie *comedie*, Larve zunächst in der Bedeutung ‚Gespenst', Skrupel aus *scrupulus*, eigentlich ‚spitzes Steinchen', Diskant aus mlat. *discantus* schon um 1400, Bestie seit dem 14. Jahrh. aus *bestia*, ferner die medizinischen Ausdrücke Doktor statt des älteren ‚Arzt', zuerst in einer Straßburger Zunftordnung von 1500, kurieren für ‚heilen' aus *curare*, und Puls aus *pulsus*, ein internationaler Ausdruck, den wir ebenfalls im 15. Jahrh. zunächst am Niederrhein finden. Sodann Pestilenz, schon im 14. Jahrh. mitteld. *pestilencie*, später durch das im 17. Jahrh. auftretende Pest ersetzt, und Lakritze *lackeritze*, welches durch lat. *liquiritia* auf das griech. *γλυκύῤῥιζα* ‚Süßwurzel' zurückgeht; denn durch das Einkochen des Saftes dieser Wurzel wird die Lakritze hergestellt. Sehr gelungen ist die volksetymologische Umdeutung ‚Leckerize' mit Anklang an ‚lecken' und ‚lecker'.

Einen bedeutenden Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens gegenüber der Blütezeit des Mittelalters bringt die Gründung von Universitäten in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts: Prag wurde 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392 und Leipzig 1408 gestiftet. Der Ausdruck Universität selbst erscheint erst im frühen 16. Jahrhundert, noch etwas früher die Verdeutschung ‚hohe Schule'. Aber

der Student von *student-em* tritt schon gegen Ende des Mittelalters auf. Später wurde ihm durch ein anderes Wort Konkurrenz gemacht. Aus dem griech. *βύρσα* ‚Haut, Fell' ging ein romanisches Wort *bursa* hervor, welches schon im Ahd. als *burissa* ‚Täschchen' belegt ist und sich dann während des Mittelalters durch die Bedeutung ‚gemeinschaftliche Kasse' hindurch weiter entwickelte zu der einer aus gemeinsamer Kasse und in gemeinsamer Wohnung lebenden Genossenschaft, wie sie seit 1250 in Paris aufkamen, zunächst um den studierenden Weltgeistlichen dieselben Vorteile zu gewähren, welche die Ordensgeistlichen durch ihr Zusammenleben genossen. Im 15. Jahrh. verstand man in Deutschland unter die *burs* oder die Bursch eine in einem Hause unter Aufsicht eines Magisters lebende Schaar von Studenten, dann überhaupt eine Rotte junger Leute, besonders mit Rücksicht auf gemeinsames Zechen, auch von Kriegsleuten, Zigeunern u. dgl., also etwa gleich ‚Bande'. Der Einzelne aus solcher Schaar hieß Bursant oder Burschgesell, bis im 17. Jahrhundert neben ‚die Bursch' ein der Bursch gebildet wurde, welches bis heute geblieben ist und sowohl jeden jungen Mann nicht vornehmen Standes als auch besonders den Studenten im Gegensatz zum ‚Philister bezeichnet. Beim weiblichen Geschlecht hat das Wort ‚Frauenzimmer' genau die gleiche Entwicklung vom Ort durch den Kollektivbegriff zum Einzelwesen gemacht. Da das Zusammenleben in den ‚Bursen' weit billiger war als das gesonderte Leben des einzelnen Studenten, so

wurde die Aufnahme in eine solche als eine Vergünstigung und Erleichterung angesehen; daher heißt im Frzs. *la bourse* noch jetzt ‚Freistelle, Freitisch, Stipendium'. In den Niederlanden dagegen, zuerst in Brügge, wurde das Wort auf das Haus übertragen, wohin die Kaufleute gingen, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Besonders berühmt wurde das Institut in Amsterdam, wo das Wort *beurs* oder *börs* ausgesprochen wurde. Daher wurde dann gerade diese Form im 17. Jahrh. auch ins Hochdeutsche übertragen als Börse. Auch in der anderen Bedeutung gleich ‚Geldbeutel' ist das französische Wort durch holländische Vermittlung zu uns gekommen.

Die wilden ‚Burschgesellen' schlugen nicht selten über die Schnur und mußten dann citiert werden, um Vermahnung und Strafe zu empfangen. Die Beamten, deren sich die geistlichen Behörden zu solchen Vorladungen bedienten, hießen schon um 1350 im Mlat. *bedelli, bidelli, pedelli*, Pedell, ein Ausdruck, der bereits ein Jahrhundert früher in der Bedeutung ‚Gerichtsbote' (frz. *bedeau*) erscheint. Er geht auf das ahd. *bitil* zurück, welches von *bitten* ‚einladen' herstammt, also etymologisch nicht mit dem gleichbedeutenden ‚Büttel', ahd. *butil* von ‚bieten', verwandt ist. Der ‚Pedell' ist also ein rückgeflossenes Lehnwort. — In den Kreisen der Studenten bildete sich bald ein besonderes Jargon aus, in welchem mit Vorliebe lateinische Wörter verwendet und populärisiert wurden. Auf diese Studentensprache möchte ich die Aufnahme von Wörtern wie Bettel aus *vetula*, simpel aus *simplex* zurückführen.

Reicher entfaltete sich dieses Jargon erst in der eigentlich neuhochdeutschen Periode.

Die Sprache der Regierung und Verwaltung bereicherte sich durch Provinz zuerst am Niederrhein im 14. Jahrh., Prozeß im 14. Jahrh. in der Bedeutung ‚Erlaß, gerichtliche Entscheidung' aus *processus* entlehnt, examinieren, Finanzen zuerst im 14. Jahrh. im Kölnischen als *finantie* in der Bedeutung ‚unredliche Geldgeschäfte, Wucher, Betrügerei' bezeugt; diese Form beweist zugleich, daß das mlat. *financia* (von *finis*) ‚Terminzahlung' dann ‚Einkünfte' die Quelle des deutschen Wortes ist, nicht das frz. *finances*. Ferner Protokoll aus mlat. *protocollum*, griech. πρωτόκολλον, welches in der byzantinischen Gerichts- und Verwaltungssprache das den Urkunden vorgeleimte Blatt (πρῶτος und κόλλα ‚Leim'), welches allerlei urkundliche Notizen enthielt, dann die Urkunde selber bedeutete. Ein Buch, welches solche Protokolle vereinigte, hieß mlat. *registrum* von *regesta*, eigentlich ‚Verzeichnis'; daraus wurde schon im 14. Jahrh. Register übernommen. Das mlat. Wort bezeichnete aber auch die Schnur, welche zwischen die Blätter gelegt wurde, um eine Stelle rasch zu finden, und wurde dann auch auf andere Schnuren übertragen, z. B. auf die Schnur der Schiebevorrichtung, durch welche bei den Orgeln eine Pfeifenreihe in oder außer Gebrauch gesetzt wurde, und dann diese Pfeifenreihe, das Orgelregister selbst; von dort wurde das Wort dann wieder auf die menschliche Stimme übertragen. Ein anderes Wort für Register, Urkunde war *der* oder *diu*

rottel rotel oder *rodel* von lat. *rotulus* oder *rotula*, eigentlich ‚Rädchen', dann ‚walzenförmig zusammengebogenes Stück Papier'. Im 15. Jahrhundert wurde daraus, zunächst am Niederrhein, unter dem Einfluß des franz. *rôle* (aus provenz. *rotle rolle*) Rolle, das nun seine Bedeutung nach den mannigfachsten Seiten hin entfaltete. Als Unterschrift setzte man unter die Urkunden ein *datum* ‚gegeben' mit Angabe des Tages. Daraus entstand seit dem 14. Jahrh. unser Substantivum Datum. In diesen Zusammenhang gehören auch das im 15. Jahrh. übernommene Rubrik d. i. eigentlich ‚rote Tinte' dann ‚Aufschrift, Überschrift', aus *rubrica*, welches bei lateinischen Rechtsgelehrten den rotgeschriebenen Titel eines Gesetzes bezeichnete, und Klausel aus *clausula*, seit dem 15. Jahrh. übernommen. Der Rechtssprache entstammt auch die ebenfalls seit dem 15. Jahrh. auftretende Formel null und nichtig.

Im 15. Jahrh. kamen ferner die Ausdrücke Regent, Rebell und Regiment im Sinne von ‚Regierung' auf, ferner Polizei aus mlat. *politia*, welches dem griech. *πολιτεία* entsprechend ursprünglich das gesamte Staatswesen und seine Regierung bezeichnete. Der Staat selbst wurde zu derselben Zeit entlehnt aus *status*, aber so, daß dies Wort die Bedeutungen des frz. *estat état*, nämlich ‚Landesvertretung' und ‚politisches Gemeinwesen', erhielt; die Entlehnung erfolgte zuerst in den Niederlanden, wie der Plural ‚Staaten' statt des zu erwartenden hd. Staate' oder ‚Stäte' beweist. Im 17. Jahrh. entwickelte das Wort dann, dem franz. *état* folgend, die

weitere Bedeutung ‚Aufwand, Prunk'. Dieselbe Bedeutung hat das anfangs dem Lateinischen entsprechend als Femininum gebrauchte Pomp aus *pompa*, welches zuerst in Städtechroniken von fürstlichen Empfängen und Festen, dann von dem eitlen Glanze der Welt gebraucht wird (Lexer II, 285). Der Tribut erscheint zunächst im Mitteldeutschen, dem lat. *tributum* entsprechend, als Neutrum, seit Luther (Hos. 8, 9) als Maskulinum.

Ein militärischer Ausdruck ist das im 15. Jahrh. erscheinende *die trosse* ‚Heergepäck' aus mlat. *trossa*, frz. *trousse*, später der Troß; schon früher entlehnt war aus dem dazugehörigen *trossare* das Verbum *trossen* ‚packen'. Dies *trossare* geht durch ital. *torciare* mlat. *tortiare* auf lat. *tortus* ‚gedreht' zurück[1], also ‚drehen, winden, zum Bündel schnüren'.

Neben dem Einfluß des Lateinischen dauert der des Französischen noch fort und zwar bildet das niederrheinische Gebiet nach wie vor das Land der Vermittlung. Die größere Zahl der im 14. und 15. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnten Worte läßt sich auf deutschem Boden zuerst im Niederländischen und Kleveschen nachweisen. So z. B. ein rein volksmäßiges Wort wie Pfote, im Niederrheinischen des 14. Jahrh. *pote*, aus frz. *patte* oder vielleicht provenz. *pauto;* das *pf* des Anlautes im Hochdeutschen beruht hier selbstverständlich nicht auf Lautverschiebung, sondern auf Analogiebildung; man war eben gewohnt, die niederdeutschen

1) Diez, Wörterbuch I, 417.

p durch *pf* zu ersetzen. Nicht die gleiche Analogiebildung machte Park aus *parc* durch; denn dies Wort tritt zwar im 15. Jahrh. bereits am Niederrhein und in Mitteldeutschland auf, drang aber ins Hochdeutsche erst im 18. Jahrh. unter englischem Kultureinfluß. Übrigens ist es eine Neuentlehnung neben dem älteren ‚Pferch' (I, 70).

Betrachten wir die französischen Entlehnungen dieser Periode nach ihrer inhaltlichen Seite, so stoßen wir zuvörderst auf einige Nachzügler aus der höfischen Epoche. Zu dem ‚Prinzen' (S. 99) findet sich im 14. Jahrh. am Niederrhein eine *prinzin* ein, die es aber nicht zu einer langen Lebensdauer brachte. Sie mußte im 15. Jahrh. der französischen *princesse* weichen, die in derselben Gegend zuerst als ‚Printzesse', dann als ‚Prinzeß' auftauchte, um durch Anhängung von *-in* als Prinzessin vollständig deutsches Bürgerrecht zu erlangen. Sodann kehrte im 14. Jahrh. ein weitverbreiteter germanischer Kriegsausdruck in neuer ritterlich-höfischer Bedeutung zu uns zurück. Bei Tacitus Annalen II, 11 lesen wir von einem Franken, namens *Chariovalda*, und derselbe Name kehrt im Nordischen als *Harald* wieder. Im Ahd. muß das Wort *heriwalt* ‚der des Heeres waltende' gelautet und einen hohen Anführer bezeichnet haben. Doch verschwand dieser Titel wie so viele andere Kriegsausdrücke (*hadu*, *gunda*, *hilda* u. a.) früh, war jedoch vor seinem Absterben in die romanischen Sprachen übergegangen: span. *haraldo*, ital. *araldo*. Im Afrz. lautete er *héralt*, und dies Wort ging nun ins Deutsche als *heralt* Herold über, auch volksetymologisch umgeformt zu

herholt, ehrenholt u. dgl.. Aus dem herrschenden Kriegsmanne war aber nunmehr ein friedlicher Bote oder ein Aufseher beim Turnier- und Wappenwesen geworden, von welchem das letztere auch seinen späteren Namen ‚Heraldik' erhielt. Die Geschichte des Wortes ist also ähnlich der von ‚Banner' (S. 109), ‚Tartsche' (S. 107). Ein dritter Nachzügler aus der höfischen Zeit ist das Visier aus *visière* ‚Gesichtsschutz', wofür man in der Blütezeit des Rittertums *barbiere* d. i. ‚Bartschutz'[1] gesagt hatte. Als Bezeichnungen modischer Tracht und Waffen darf man an diese höfisch-ritterlichen Ausdrücke unmittelbar anschließen Barett aus frz. *barrette* (ital. *beretta*), welches durch mlat. *birettum* vom spätlat. *birrus*[2] ‚kurzer Mantel mit Kapuze' herkommt, und Degen, der um 1500 zuerst in der Form ‚Dagen' aus dem seinem Ursprunge nach unerklärten frz. *dague* entlehnt (mlat. *dagua* zuerst um 1150 in Frankreich).

Der Einfluß der französischen Kochkunst macht sich in dieser Periode noch nicht geltend. Denn das Wort ‚Suppe', welches auf den niederdeutschen Stamm *sup* ‚saufen' zurückgeht, ist wohl kaum durch Vermittlung des französischen *soupe*, wie Kluge angiebt, sondern vielmehr unmittelbar aus dem Niederländischen ins Hochdeutsche aufgenommen. Wohl aber erscheint ein neues

1) Schultz II, 64ff. — Das Verbum *visieren* ist schon mhd. und bedeutet ‚modellieren, darstellen, schildern'.

2) Das lat. *birrus* ist wieder aus dem griechischen *πύρρος* ‚gelbrot' geflossen, das Kleidungsstück also nach der Farbe benannt worden. Wegen des Zusammenschrumpfens der Bedeutung vgl. ‚Kappe' S. 58.

modisches Tisch- und Küchengerät, der Teller aus frz. *tailloir* ‚Vorlegebrett' oder ital. *tagliere* ‚Hackbrett', einer Ableitung von *tailler*, ital. *tagliare*, schneiden (vgl. *tailleur* ‚Schneider'), welches Verbum von einer vox rustica: *inter-taleare* ‚Zweige abschneiden' herstammt.[1] Ferner tritt jetzt statt des alten einfachen ‚Bartscherer' der modisch-zierliche Barbier auf, aus *barbier*, auch ‚Barbirer' mit deutscher Endung. Ein französisches Modewort ist wohl auch das Adj. rund, welches uns bereits in ‚Tafelrunde' (S. 99) entgegengetreten ist, im übrigen aber im Mhd. noch sehr selten war. Im 15. Jahrh. geht es aus dem frz. *rond* ins ndl. *ront* über und wird bald auch im Hochdeutschen allgemein statt des alten, einheimischen *sinewel*.

Eine durchaus volkstümliche Entlehnung aus einem spezifisch französischen Worte ist ferner hantieren, ndl. seit dem 14. Jahrh. *hantieren*. Es entstammt dem frz. *hanter* ‚oft besuchen, hin- und herziehen'. Darum wurde es auch im Deutschen zunächst von dem mit seinen Waren herumreisenden Kaufmann gebraucht, später durch volksmäßige Umdeutung an ‚Hand' angelehnt, *handtieren* geschrieben, und in die Bedeutung ‚Handarbeit verrichten, die Hände rühren' übergeleitet. Übrigens ist das frz. *hanter* aus germanischer Wurzel entsprossen, nämlich dem altnord. Verbum *heimta* ‚heimführen, zurückverlangen, voll Zuneigung aufsuchen', welches durch die Normannen nach Nordfrankreich gebracht wurde.

1) Diez I, 407. Die letzte Quelle ist *talea* ‚abgeschnittener Zweig'.

Die eigentlichen Handels- und Gewerbeausdrücke sind indessen nicht speziell französisch sondern mehr international und leiten ihren Ursprung über Frankreich zurück nach dem Becken des Mittelmeeres, besonders nach Italien. Von dort her erfuhr Deutschland auch während des ausgehenden Mittelalters sehr starke Anregungen und Förderungen in allem, was Handel und Gewerbe betrifft. Der deutsch-italienische Handel schlug aber nicht mehr blos den Landweg über Oberitalien und die süddeutschen Städte ein, sondern er ging in noch stärkerem Maße zur See um Spanien und Portugal herum. Wir haben oben (S. 72) von den Fahrten der Flandrer und Friesen nach dem Mittelmeer und der Levante gesprochen. Diese direkten Beziehungen zum Orient bewirkten einen neuen Aufschwung des von der Natur so begünstigten und von Alters her in so hoher Blüte stehenden (S. 91) Kulturgebietes am Niederrhein, und das veranlaßte wiederum die findigen und unternehmenden Kaufherren von Genua und Venedig, diese für einen schwunghaften Handel so geeigneten Gegenden selbst aufzusuchen. Sie richteten seit etwa 1300 einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Antwerpen, Brügge und anderen niederländischen Hafenplätzen ein.[1] Auf diesem neueröffneten Seewege, durch den die beiden bisher nur durch einen mühseligen und kostspieligen Überlandhandel verbundenen Handelsgebiete

1) O. Schrader: Die Deutschen und das Meer, Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Heft 11 S. 13. — Prutz, Kulturgeschichte d. Kreuzzüge S. 363. 471.

in unmittelbare Verbindung gesetzt wurden, vollzog sich der Kulturaustausch zwischen dem Süden und dem Norden nunmehr viel rascher und wirksamer als auf dem langwierigen und beschwerlichen Landwege über die Alpen, der zum Transport von Massengütern weit weniger geeignet war. Es drangen daher auf diesem Wege durch niederländische und niederdeutsche Vermittlung eine Menge romanische Wörter in das Hochdeutsche, sei es unmittelbar aus dem Italienischen, sei es aus dem Französischen, sei es aus dem Lateinischen. Denn dieses behauptete damals noch seinen Rang als abendländische Weltsprache, hatte aber aus den romanischen Sprachen im Laufe der Zeit zahlreiche Volksausdrücke in sich aufgenommen, so daß es in vielen Fällen unmöglich ist zu entscheiden, ob ein Wort aus dem Französischen oder Italienischen oder Mittellateinischen entlehnt worden ist.

Wie stark der Seeverkehr zwischen dem mittelländischen Meere und der Nordsee gewesen sein muß, werden wir besonders erkennen, wenn wir unsere seemännische Sprache und ihre Entlehnungen aus dem Süden betrachten. Wir erlauben uns hierbei, über die Grenzen des Mittelalters hinauszugehen, weil der mittelländische Schiffahrtskreis auf den unsrigen in sprachlicher Beziehung bis in die neue Zeit hinein eingewirkt hat. Schon im vorigen Abschnitt (S. 147 ff.) haben wir den Einfluß der südlichen Seemannssprache auf die deutsche kennen gelernt und dabei außer den romanisch-lateinischen auch griechische und arabische Elemente gefunden, die uns ebenfalls durch die romanischen Sprachen ver-

mittelt wurden. In unserer Periode fließen dieselben Quellen der Entlehnung weiter, nur daß als ein neues Mittelglied sich zwischen das Romanische und Hochdeutsche das Niederländisch-Niederdeutsche schiebt.

Griechischen Ursprungs ist Golf, spätmhd. *golfe* aus frz. *golfe*, ital. *golfo*, welches aus spätgr. κόλφος für κόλπος entstanden ist, Kalm ‚Windstille' aus ndd. *kalm*, frz. *calme* (s. S. 148), Pilot (16. Jahrh.) aus ndl. *piloot*, frz. *pilote*, ital. *pilota*, altital. *pedota*, welches durch ein vorauszusetzendes πηδώτης von πηδόν ‚Steuerruder' herkommt, und Pumpe[1], ndl. *pomp* aus span. *bomba* von *bombare* ‚schlürfen' aus βομβεῖν ‚dumpf rauschen'. — Lateinisch ist Kurs ‚Schiffsbahn' (16. J.) aus *cursus*, Koje ndld. *kooi*, welches dasselbe Wort ist wie mhd. *kouwe* (jetzt Kaue) ‚Schachthäuschen' und von *cavea* ‚Käfig' durch die Mittelform *cauja* gebildet ist, Back ‚große Schüssel, in der einer bestimmten Anzahl von Seeleuten das Essen aufgetragen wird', ndd. und engl. *back* aus spätlat. *bacca* ‚Wassergefäß'[2], und das erst im 16. Jahrh. in Niederdeutschland aufkommende Auster, aus ndl. *oester*, dessen *oe* wie *û* gesprochen wurde und daher hochd. *au* ergab. Das niederl. Wort beruht auf lat. *ostrea*, aus dem auch frz. *huître* stammt. Die Austern sind zwar an der Nordseeküste heimisch, sie zu genießen lernten die Deutschen aber erst von den Romanen, geradeso wie ehemals Fische zu essen von den Römern (I 78).

1) Das *l* in ‚Plumpe' ist unorganisches Einschiebsel.
2) Vgl. I 62 zu ‚Becken'.

Aus den romanischen Sprachen stammen Kajüte (15. Jahrh.), ndd. *kajüte* aus afrz. *cahute*, später *cajute*, welches vielleicht keltischer Herkunft ist[1], Kabuse oder Kambüse ‚Schiffsküche', ndd. *kabûse*, engl. *caboose*, frz. *cambuse*, welches mit *cabane* ‚Hütte' verwandt ist und auf den im lat. *cabanna* enthaltenen Wortstamm zurückgeht, Besansegel, Besanmast = Hintermast, ndl. *bezaan*, welches aus ital. *mezzana* (*vela*) ‚Mittelsegel' gefloſſen ist (davon auch frz. *mizaine*, engl. *mizzen*); das Wort bezeichnet ursprünglich das dreieckige oder lateinische Segel des Mittelmastes, welches man im Norden an den Hintermast zu hängen pflegte. Die an den Segelstangen befindlichen Seile ferner haben ihren Namen Brassen, ndl. *bras* von dem frz. *bras*, eigentlich ‚Arm', erhalten; die Boje, ndd. *buje* ist aus afrz. *buie* ‚Kette, Fessel' (frz. *bouée* ‚Boje') entlehnt, dessen Quelle das lateinische, schon bei Plautus, dann wieder bei Isidor belegte und sicherlich der Volkssprache angehörende *boja* ‚Fessel' ist. Ferner die Schleuse, ndd. *slüse* aus afrz. *escluse* (lat. *exclusa*), die Harpune (erst 18. Jahrh.), ndl. *harpoen* aus frz. *harpon*, welches auf span.-provenzal. *arpa* ‚Haken' und weiter auf das deutsche *harpa* ‚Harfe' zurückgeht; denn dies Instrument hatte ursprünglich hakenförmige Gestalt.[2] Solcher Haken bediente man sich, die feindlichen Schiffe zu entern (17. Jahrh.), ndl. *enteren* aus span. *entrar* (lat. *intrare*).

1) Heyne erinnert an bretonisch *kaoued* ‚Käfig'. Der Bedeutungsübergang wäre dann derselbe wie bei *cavea* = Koje.
2) Diez I, 33.

Durch die Portugiesen haben wir einen seltsamen Fischnamen erhalten. Diese haben nämlich zuerst damit begonnen, die verbreitetste Schellfischart in großen Massen zu fangen, zu trocknen und als Dauerware in den Handel zu bringen. Sie nannten diesen Fisch mit einer Weiterbildung von *baculo* (lat. *baculus*) *bacalhão*. Von den Portugiesen übernahmen die Holländer diesen volkswirtschaftlich so wichtigen Zweig der Fischerei, der gegenwärtig allein in Europa über 100 000 Menschen beschäftigt und an den Küsten von Neufundland und Labrador schon zu weitläufigen diplomatischen Verhandlungen geführt hat; sie nannten den Fisch *bakeljauw*, gewöhnlich aber mit Umstellung *kabeljau*. Wir übernahmen dies schon im 15. Jahrh. als Kabeljau, bedienten uns aber daneben auch der Übersetzung des portugiesischen Wortes, ‚Stockfisch', für den Kabeljau im getrockneten Zustande.[1]

Auch drei geographische Schifferausdrücke sind damals aus dem Romanischen in unsere Sprache gelangt, wie in früherer Zeit ‚Insel' (vgl. S. 145). Es sind Bai, ndl. *baeye*, frz. *baie* aus ital. und altromanischem, von Isidor angeführtem *baja* ‚Bucht, Hafen', welche Bezeichnung ursprünglich nichts anderes ist als der Name des in der

1) Kluge hält die Form ‚Kabeljau' für die ursprüngliche und die Herkunft des Wortes für ungewiß. Doch leitet er den Namen des gepökelten Kabeljau ‚Labberdan' vom tractus Laburdanus, einem Teile des Baskenlandes, also ebenfalls von der pyrenäischen Halbinsel her; durch das frz. le Labourdain sei das Wort ins Ndl. gekommen.

Kaiserzeit so berühmten Meerbusens von *Baiae*[1], Kap, ndl. *cape* aus ital. *capo* ‚Kopf, Spitze', und endlich Küste, ndl. *kuste* aus afrz. *coste* (frz. *côte*), ital. und lat. *costa*, eigentlich ‚Rippe', dann ‚Landstreifen am Meer'. Diese drei Wörter sind während des 17. Jahrhunderts in die hochdeutsche Sprache aufgenommen.

Im Anfang desselben Jahrhunderts gelangte das ndl. *vlote* als Flotte ins Hochdeutsche und verdrängte einerseits die einheimische Benennung ‚Schiffszeug' und andrerseits das seit 1550 eingedrungene Fremdwort ‚Armada'. Die Niederdeutschen hatten schon um 1400 das frz. *flotte*, ital. *flotta* angenommen, welches indessen selbst einem germanischen, wahrscheinlich durch die Normannen nach Frankreich gebrachten Worte entstammt (agf. *flota*, anord. *floti* zu Wurzel *flut* ‚fließen'). Es liegt hier also wieder ein rückgeflossenes Lehnwort vor.[2] Dasselbe ist der Fall bei Matrose (16. Jahrh.), ndl. *matroos* aus frz. *matelot*, afrz. *matenot*, dem ein germanisches Wort, ndl. *maatgenoot*, anord. *mötunautr* ‚Speisegenosse' zu Grunde liegt (vgl. ‚Backsmat' = der aus derselben Schüssel gespeist wird).[3] Auch das frz. *louvayer*, woraus ndl. *la-*

1) Schuchardt in den Beitr. zur Gesch. d. deutsch. Sprache u. Literatur 19, 537 ff.

2) Diez I, 182 meint, die eigentliche Quelle des romanischen *flotte* sei lat. *fluctus* ‚Menge, Schwarm'; auf dieses habe das germanische Wort dann, die Bedeutung näher bestimmend, eingewirkt. Die im Texte gegebene Ableitung ist die neuere und wahrscheinlichere.

3) Das niederd. ‚Mat', engl. *mate* ‚Tischgenosse', dann ‚Gefährte' überhaupt, bringt man allgemein mit mhd. *gemazze* ‚Tischgenosse' zusammen. Dieses kommt von *maz* ‚Speise' her = got. *mats*, engl. *meat*. Da in ‚Mat' die Bezeichnung

veeren, lavieren gefloſſen iſt, kommt von dem germ. ‚Luf‘ = Windſeite her, gehört alſo in dieſelbe Klaſſe. Das jüngſte romaniſche Seewort in unſerer Sprache iſt Meſſe ‚Speiſe und Wohnräume der Seeoffiziere‘, welches in den gangbaren Wörterbüchern noch gar nicht einmal verzeichnet und erſt nach 1850 in Aufnahme gekommen iſt. Es iſt aus engl. *messroom*, *mess* ‚Gericht, Schüſſel, Tiſch‘ übernommen, welches von afrz. *mes* (jetzt fälſchlich *mets* geſchrieben, weil man das Wort mit *mettre* in Verbindung brachte), ital. *messo*, lat. *missum* ‚das Zugeſandte, Aufgetragene‘ herrührt.

Arabiſchen Urſprungs endlich ſind folgende Wörter unſerer Seemannsſprache: Admiral oder Amiral um 1550 aus afrz. *admiral*, frz. *amiral* entlehnt, welches durch ſpaniſche Vermittlung auf arab. *amîr-al-bahr* ‚Befehlshaber des Meeres‘ zurückgeht unter Abfall des letzten Wortes[1], Arſenal, um dieſelbe Zeit eingebürgert, aus frz. *arsenal*, ital. (zuerſt in Venedig bezeugtem) *arsenale* aus arab. *as-sinâa*, Havarie ndd. *haverie*, frz. *avarie*, ital. *avaria* von arab. *âwâr* ‚beſchädigte Ware‘, ferner die erſt im 18. Jahrh. aufgenommenen kalfatern ‚ein Schiff ausbeſſern‘, ndl. *kalefateren*, frz. *calfater*, ital. *calafatare* aus arab. *kalafa* ‚Schiffsarbeiter‘, Feluke ‚kleines Ruderſchiff ohne Verdeck‘ aus frz. *felouke* von mauriſch-arabiſch. *felûka* = arab. *fulk* ‚Schiff‘, und

---

der Gemeinſamkeit fehlt, darf man wohl annehmen, daß eine Kürzung vorliegt, ſei es aus *ge-mat*, ſei es aus dem oben erwähnten *matgenot*.

1) Das im Mittelalter gebräuchliche *admirât* = Kalif iſt durch die mlat. Umdeutung *admiratus* beeinflußt.

Schebecke ‚schmales Kriegsschiff', frz. *chebec*, ital. *sciabecco* oder *sciambecco* aus arab.-pers. *sumbuk* ‚kleines Schiff'.

Dies dürften in der Hauptsache die mittelländischen Bestandteile unserer Seemannssprache sein. Ihr eigentlicher Stamm dagegen ist nordisch-niederdeutsch. Doch sollte man diese ihre so zahlreichen niederdeutschen Bestandteile, wie Wrack, Boot, Flagge, Werft, Deck, Steven, Stag, Wanten, Heck, Stenge, Sund, Riff, Topp, Ufer, Strand, Ebbe, Düne[1] nicht als „Entlehnungen" bezeichnen. Ebensowenig wie man vom Baume sagt, daß er die Stoffe, die er zu seiner Nahrung und seinem Wachstum bedarf, der Erde „entlehnt", darf man sagen, daß die gemeine Umgangs- und Schriftsprache aus den Mundarten, die doch ihren natürlichen Nähr- und Mutterboden bilden, etwas „entlehne". Wie der Baum aus der Erde, muß sie aus den Dialekten stets neue Nahrung und Kraft saugen, wenn sie nicht verknöchern oder erstarren will.

Die wirklichen Entlehnungen der Seemannssprache, wie ich sie eben vorgeführt habe, sind aus dem Romanischen ins Hochdeutsche gelangt und zwar durch niederdeutsche Vermittlung. Damit ist der Weg gekennzeichnet, welchen die Handels- und Verkehrswörter überhaupt in dieser Periode zumeist nahmen, und damit

1) Es sei mir gestattet, hier darauf hinzuweisen, daß ‚Kaper, kapern' aus ndl. *kaper* keineswegs dem lat. *capere* entstammt; sondern dem Verbum *kapen*, welches mhd. *kapfen*, unserem ‚gaffen' entspricht. Kaper ist also = Späher.

wieder der hauptsächlichste Weg des Handels und Verkehrs selbst. Wir müssen diese Wanderung der Waren und Worte nun noch auf verschiedenen Lebensgebieten betrachten und kehren damit in das ausgehende Mittelalter, das 14. und 15. Jahrhundert zurück.

Zur Ausstattung der Schiffe dienten die Lebensmittel. Sie wurden unter dem Kollektivausdruck ital. *la provianda* zusammengefaßt, welches aus dem lat. Neutrum pluralis *providenda* ‚das Vorzusorgende' hervorgegangen ist. Deutsch wurde daraus *probiande*, *probande*, *profandt*, Proviant. Den Wein führten die italienischen Schiffe in großen Krügen mit, die ital. *pinta*, frz. *pinte* hießen, eigentlich ‚das gemalte', nämlich Maßzeichen. Daher ndl. *pint*, deutsch Pinte.[1] Zur Verschnürung der Waren dienten Stricke, ital. *corda*, frz. *corde* oder *cordelle* (abgeleitet aus griech.-lat. *chorda* ‚Saite'), daher niederl. und deutsch Korde oder Kordel (Lexer I, 1679). Zum Verpacken der Waren benutzte man einen Behälter, der latein. *cophinus* ‚großer Korb', ital. *cofano* hieß; die Franzosen gestalteten das Wort zu *coffre* um, woraus ndl. *coffer*, deutsch Koffer wurde (Lexer I, 1662).

Als Waren selbst sind zu nennen die mannigfachen Gewürze, die unter dem ital. Wort *spezieria*, einer kollektiven Weiterbildung aus spätlat. *species* ‚Gewürz', begriffen wurden; der Plural davon erscheint im 14. Jahrh.

1) Auch in die Schweiz ist das Wort ‚Pinte' auf dem Landwege von Italien aus gelangt; es bezeichnet dort ein Gasthaus niedrigen Ranges (vgl. ‚Krug' S. 51).

deutsch als *spezerîe* Spezereien. Auch allerhand Süßigkeiten, auf welche sich die Kunstbäckerei des Südens von Alters her besser verstand als die des Nordens, gelangten nach Deutschland. Man faßte sie unter dem aus dem lat. *confectum* geflossenen Sammelnamen Konfekt (seit 15. Jahrh., Lexer I, 1673) zusammen, woher auch ital. *confetto*, also eigentlich nur ‚das Verfertigte'. Eine besondere sehr geschätzte Art dieses Konfekts war der Marzipan aus ital. *marzapane*. Da das Wort span. *mazapan*, frz. *massepain* ohne *r* lautet, so scheint es mit griech.-lat. *maza* ‚Milchteig' zusammengesetzt zu sein. In Deutschland deutete man es wegen seiner italienischen Herkunft gelehrt als *Marci panis* ‚Brot des heiligen Markus'. Dergleichen Konfekte und Süßigkeiten pflegten die geschmackvollen Italiener in eigens dazu angefertigte, geschmackvolle Behälter zu verpacken, welche sie *scatola* nannten; denn dies Wort bedeutet bei Boccaz und auch im Deutschen ursprünglich ‚Behältnis für Konfekt'.[1] Im Deutschen wurde Schattel oder, da die Lautgruppe *cht* in unserer Sprache so ungemein häufig ist, auch Schachtel daraus. Die Bedeutung altes Weib', welche das Wort später enthielt, hat nichts mit dem süßen Inhalt zu thun, sondern sich daraus entwickelt mit dem gleichen Bedeutungsübergang wie bei ‚Tute'. — Wichtig war ferner der Handel mit ge-

1) Das Wort kommt nach Weigand von mlat. *scatula* ‚Geldschränkchen' her, dieses von mlat. *scatum* ‚Geldabgabe', und dieses wieder vom germanischen *scat* ‚Schatz'; ‚Schachtel' ist also im letzten Ende ein rückgeflossenes Lehnwort.

trockneten Weinbeeren, welche in mehreren Arten eingeführt wurden. Die allergrößten hießen Kubeben aus mlat. *cubeba* oder Zibeben aus ital. *zibibbo*, dessen Wurzel arabisches *zabîb* ist[1], die Mittelsorte Rosinen, älter *resînen* von frz. *raisin* (dialektisch auch *rosin*), welches eine Umbildung des lat. *racemus* ist, die kleinsten Korinthen *raisin corinthe* von ihrem Herkunftsort.

Es begegnete uns eben ein Wort arabischer Herkunft. Wie in der vorigen Periode, so übermittelten ja natürlich auch in dieser die romanischen Sprachen orientalische Güter und Wörter dem deutschen Volke und der deutschen Sprache. Im letzten Viertel des 15. Jahrhundert erscheinen im Klevischen, bald auch im Hochdeutschen die *capperen*, Kapern, die Blütenknospen des Kapernstrauches, als angenehmes Speisegewürz. Die Geschichte des Wortes läßt deutlich den uns bereits bekannten Weg des mittelalterlichen Handels erkennen. Das Deutsche ist dem ital. *cappero*, dies dem latein. *capparis*, byzantinischen κάππαρις, und dieses wieder dem arabischen *al-kabar* entlehnt, welches noch weiterher aus dem Persischen stammt.

Bedeutungsvoller noch als die bisher genannten Waren war der Handel mit den Südfrüchten aus der großen, so stark zur Varietätenbildung neigenden Familie der Agrumi. Die Botanik unterscheidet zwei Hauptgruppen, die Citrone (citrus medica) mit zwei Spielarten, der süßen und sauren Limone, und die Pomeranze

1) Diez I, 448.

(citrus aurantium), welche in die beiden Varietäten der herben (aurantium amarum) und der süßen Pomeranze (aurantium dulce) zerfällt.[1] Die Citronat-Citrone (citrus medica cedra) ist schon den Griechen und Römern bekannt gewesen, die eigentliche Citrone und Limone sowie die herbe Pomeranze sind durch die Araber nach Europa gebracht worden. Unter deren pflegenden Händen bekränzten sich die Inseln und Gestade des mittelländischen Meeres mit Citronen- und Limonenhainen, deren gelbe Früchte die köstliche Säure lieferten, welche mit dem zugleich angepflanzten Zucker die dem Südländer unentbehrliche *limonata* abgab. Der Name der Citrone stammt von dem griechischen κέδρος ‚Ceder', womit alle starkduftenden Nadelhölzer bezeichnet wurden, wurde lat. zu *citrus* und besonders von dem Holz des afrikanischen Lebensbaumes gebraucht[2], das wegen seines stark würzigen Duftes bei den Römern höchst beliebt war, zu teuren Tischplatten verarbeitet und zur Abwehr der Motten in die Kleidertruhen gelegt wurde. Da man sich nun zu dem gleichen Zwecke auch der einzigen im Altertum bereits bekannten Agrumenart, der Citronat-Citrone, bediente, auch der Duft derselben dem des Cederharzes in etwas ähnelt, so benannte zunächst das Volk, dann auch die Gebildeten die bis dahin ‚medischer Apfel' genannte Frucht mit dem Namen jener Konifere, eine Benennung, die sich trotz des Tadels gelehrter Männer, wie des Apulejus, behauptete. Aus dem La-

1) Engler bei Hehn 439.
2) Hehn 431.

teinischen ging das Wort dann ins Griechische zurück als *κίτρον*, daraus wurde ital. *citrone*, und in dieser Gestalt lernten wir das Wort Citrone im Anfang des 16. Jahrhunderts kennen, anfangs noch verdeutlicht durch den Zusatz von ‚Apfel': Citronapfel. Daneben her ging im 16. und 17. Jahrh. die Benennung Limone aus ital. *limone*, pers.-arab. *leimûn*, während das davon bereitete Getränk, die Limonade, erst um 1700 aus dem gleichlautenden französischen Worte entlehnt wurde.

Schon lange vor der Citrone ist die Pomeranze[1], und zwar die bittere, in Deutschland bekannt geworden. Dieser Baum mit den glühend rotgoldenen, runden, aromatischen Früchten und den wundervoll duftenden Blüten stammte, wie die Citrone, aus Indien, drang von da nach Persien vor, wo er den Namen *nâreng* erhielt, den die Araber zu *nârang*, die Byzantiner zu *νεράντζιον* umgestalteten. Von diesen lernten ihn die Italiener kennen; sie übernahmen auch das byzantinische Wort und verwandelten es in *arancium* oder *arancia*. Das gelehrte Latein des Mittelalters setzte vor das italienische Wort zur Verdeutlichung noch *pomum* ‚Apfel'. So entstand endlich *pomarancia*, und dies Wort finden wir seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst am Mittelrhein als Pomeranze. Damals muß also diese Frucht zuerst bei uns importiert worden sein. Aus dem bloßen *arancia* wurde im Französischen *arange*, später mit volksetymologischer Angleichung an *or* (Goethe: ‚Goldorange') *orange*, was wir um 1700 als Orange aufnahmen.

1) Heyn 436 f.

Die jüngste von allen Agrumenfrüchten, in Europa sowohl wie speziell auf deutschem Boden, ist die süße Pomeranze. Hatte sie doch auch den weitesten Weg zurückzulegen. Sie stammt nämlich aus dem südlichen China.[1] Auch ist sie nicht auf dem endlosen Landwege durch die Hände der Perser, Araber und Byzantiner allmählich bis Europa vorgerückt, sondern plötzlich und sozusagen mit einem Male importiert worden, und zwar durch die Portugiesen auf dem Seewege bald nach 1500. Der Baum, von welchem alle europäischen Bäume abstammen, war noch im 17. Jahrh. zu Lissabon im Hause des Grafen St. Laurent zu sehen.[2] Die süßsäuerliche, aromatische, erfrischende Frucht verschaffte dem Baume bald die weiteste Verbreitung an den Küsten des mittelländischen Meeres, wo er in entgegengesetzter Richtung wie seine Artverwandten, nämlich von Osten nach Westen, bis nach Westasien hinein vordrang. Weil er aber von Portugal herkam, so benannte man ihn auch nach diesem Lande: ital. *portogallo*, neugriech. *πορτογαλεά*, albanesisch *protokale* u. s. w. Auch nach Oberdeutschland kamen die Früchte des Baumes und wurden hier nach der anderen schon bekannten Art Pomeranzen oder Orangen genannt. Viel bedeutsamer wurde aber bald ihre Einfuhr von der Seeseite her. Amsterdam und Hamburg wurden die Haupteinfuhrplätze für Norddeutschland, und nach Hamburg kam auch um 1700 die volkstümliche niederländische Bezeichnung der

1) Engler bei Hehn 440.
2) Hehn 438.

Frucht *appelsina* oder *appelsine* d. i. ‚Apfel aus China', die dann hochdeutsch umgewandelt wurde zu Apfelsine[1], und andrerseits ostwärts bis zu den Russen als *appelsin* vordrang. Die beiden Benennungen dieser Frucht *portogallo* und ‚Apfelsine' sind also von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die erste läßt die Veränderung der großen Welthandelsstraße seit Vasco da Gama erkennen, die nicht mehr quer durch Asien von Ost nach West ging, sondern zur See den äußersten Osten direkt mit dem äußersten Westen verband und dann wieder ostwärts führte. Die zweite weist hin auf die Beteiligung der Niederländer und Niederdeutschen an dem Welthandel der romanischen Völker und bezeugt zugleich die Überlegenheit dieses niederdeutschen Seehandels gegenüber dem oberdeutschen Landhandel. Denn die ‚Apfelsine' ist in Deutschland Siegerin geblieben über die ‚Pomeranze' und ‚Orange'.

Wir sind wiederum unvermerkt über die Grenzen des Mittelalters hinausgeführt worden. Darum sei es gestattet, auch noch die letzte und jüngste der von den Arabern nach Europa gebrachten Baumfrüchte zu erwähnen, welche uns zugleich ein zweites Beispiel bietet für die eben beobachtete Erscheinung der Überlegenheit des norddeutschen Seehandels über den süddeutschen Landhandel. Als die Römer nach Niederwerfung des Mithridates bis Armenien und Pontus vorgedrungen waren, trafen sie dort unter manchen andern fremd-

1) Mundartlich heißt es auch ‚Appeldesine' d. i. *appel de Sina*.

artigen Naturerzeugnissen zwei aus China und Turkestan bis dorthin vorgedrungene, fruchttragende Baumarten, welche ihre Gärtner seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. auch in Italien anpflanzten. Die Frucht des einen nannten sie ‚persischen Apfel', die des andern ‚armenische Pflaume'.[1] Da die letztere sehr zeitig reifte, bezeichnete man sie mit einem auch sonst üblichen Gärtnerausdruck als *praecoqua* oder *praecocia*, und dies Beiwort trat allmählich an Stelle der eigentlichen Benennung. Die Griechen, welche in der Kaiserzeit manches von den damals betriebsameren Römern erhielten, empfingen auch diese Frucht von ihnen (vgl. oben citrus) und machten aus dem Namen *πραικόκια* und in weiterer Entstellung des unbekannten Wortes *πρεκόκκια*, *βερίκοκκα*. Von den Byzantinern eigneten sich die Araber die Kultur dieses Baumes begierig an und verpflanzten den *al-barqûq* (*al* ist der arabische Artikel) in ihre spanischen und süditalienischen Fruchtgärten. So wurde der Baum zum zweiten Male in das in der Zwischenzeit von der Völkerwanderung verwüstete Italien eingeführt, diesmal mit der arabischen Benennung *albercocco*, während die Spanier *albaricoque* aus dem arabischen Worte machten. Dieses spanische Wort übernahmen die Franzosen und kürzten es zu *abricot*, und aus dem Plural dieses französischen Wortes (*abricots*) bildeten die Niederländer ihr *abrikoos*, die Norddeutschen seit Ende des 16. Jahrhunderts ihr Aprikose. Während also der Name des ‚persischen Apfels' sich schon in

1) Hehn S. 415 ff.

der Römerzeit in Deutschland festsetzte (s. ‚Pfirsich' I 51 f.), hat die aus denselben Gegenden stammende und doch sicher gleichzeitig eingeführte Aprikose ihre feste und eigentümliche Benennung erst vor 300 Jahren erhalten. In Süddeutschland traf das niederdeutsche Wort auf eine aus Oberitalien eingeführte anderweitige Bezeichnung ‚Amarillen, Marellen oder Barillen' aus dem ital. *armenillo*, welches nichts anderes ist als der alte Name ‚armenische Pflaume'. Doch erwies sich der durch den niederdeutschen Seehandel eingeführte Ausdruck auch hier stärker als die auf dem Landwege über die Alpen gekommene Bezeichnung.

Mit dem Handel hängen Industrie und Gewerbe aufs engste zusammen. Die Weberei stellte außer Fußteppichen mit Vorliebe auch Wandteppiche mit prächtigen Figuren her, eine Kunst, die charakteristischerweise wieder in den beiden durch den Seehandel verbundenen Ländern, in Italien und in Belgien, ganz besonders blühte. Der Hauptsitz dieser Fabrikation war im späteren Mittelalter die Stadt Arras in Flandern, von der sogar die Italiener die Benennung arrazzi für gewirkte Wandteppiche entlehnten. Nach der Einnahme dieser Stadt durch Ludwig XI. i. J. 1482 wurde Brüssel die Centralstelle der Teppichweberei, schon vorher aberwar Paris als mächtige Konkurrentin aufgetreten[1]; hier verschaffte die berühmte Färberfamilie Gobelin, deren Fabrik Ludwig XIV. ankaufte und in ein Staatsinstitut ver-

1) Muntz, La tapisserie, Paris 1883.

wandelte, dem Produkte ihres Fleißes den neuen Namen ‚Gobelin'. Dieser ist in unsere Sprache erst in der neuesten Zeit übergegangen, am Ende des 15. Jahrhunderts dagegen rezipierten wir als eine neue Bezeichnung von Wandteppichen das lat. *tapetum*, also dasselbe Wort, welches uns bereits im Mittelalter den ‚Teppich' gegeben hatte, diesmal aber im Plural *tapeta*, welcher dann wie bei ‚Bibel' und den Obstarten als Femininum singularis behandelt wurde: die Tapete.

Anfangs nur aus Zeug gewebt, wurden die Tapeten später auch aus einem anderen Stoffe hergestellt. Die Araber hatten von den Völkern des östlichen Asiens das Papiermachen gelernt und diese Kunst auch nach Sizilien und Spanien verpflanzt, sie aber sorgfältig geheim gehalten. Erst durch die Kreuzzüge wurde sie auch den abendländischen Völkern bekannt, und auch in Deutschland entstanden im 14. Jahrhundert Papiermühlen in München, Nürnberg und anderen Orten. Das neue Wort *papîr* Papier ist dem griech.-lat. *papyrus* entlehnt, das ist die Staude, welche man im Altertum zur Herstellung des Schreibstoffes gebrauchte. Es hat hier also eine Übertragung von dem älteren auf den neuen Schreibstoff stattgefunden. Dagegen geht Ries als Maßbezeichnung für Papier durch ital. *risma* auf ein arab. *rizma* ‚Ballen, Bündel' zurück.

Ein noch größeres Verdienst erwarben sich die Araber durch die Einführung der Baumwolle. Wir haben diese Kulturthat bereits S. 132 kurz berührt. Sie bauten dieses aus Indien stammende Gewächs in Spanien,

Sizilien und Süditalien an und gaben damit den Anstoß zur Einführung der Baumwolle in den Welthandel. Freilich nahm der Baumwollenbau erst in der neuen Welt, wohin diese Staude bereits vor der Entdeckung auf unbekanntem Wege gelangt war, den ungeheuren Aufschwung, der dieses Produkt zu einem Welthandelsartikel allerersten Ranges gemacht hat, welcher Millionen Hände beschäftigt, Millionen Menschen ernährt und kleidet.

Aber nicht nur den Anbau sondern auch die Verarbeitung der Baumwolle brachten die Araber nach Europa. Karl der Große erhielt bereits von einem spanischen Maurenfürsten Baumwollenzeuge, die in Spanien gewebt waren. Im 14. Jahrh. blühte nicht nur hier sondern auch in Sizilien und Italien die Baumwollenmanufaktur. Von Venedig gelangte sie nach Augsburg und nach den Niederlanden, wo man anfangs nur Lampendochte, dann aber auch, und zwar zuerst in Europa, Kattunzeuge fabrizierte, wie sie in Indien angefertigt wurden. Das Wort ‚Baumwolle' kommt zuerst in Hartmanns Erec 7702, also am Ende des 12. Jahrhunderts, vor. Es ist jedenfalls eine der glücklichsten Erfindungen, welche unsere Sprache je zur Bezeichnung eines neuauftretenden Gegenstandes gemacht hat.[1] Nachher freilich, im 14. Jahrh., drang auch der ausländische Ausdruck ein und zwar vom Norden her. Die Araber nannten die Baumwolle *kodôn*, daraus machten die Italiener *cotone*, die Franzosen *coton*;

1) Vielleicht hat auf den ersten Teil des Wortes das lat. *bom-byx* eingewirkt, welches seit Plinius von der Seide auf die feineren Baumwollenstoffe übertragen wurde.

dieses romanische Wort entlehnten die Holländer als *kottoen* (sprich *ûn*), und mit deren Kattunfabrikation kam es im 14. Jahrh. zuerst als Kottun zu uns, woraus dann im 17. Kattun wurde. So ist dieses sonst allgemein verbreitete Welt- und Kulturwort, dessen herrschende Stellung im engl.-amerikanischen ‚cotton is king' seinen schärfsten Ausdruck gefunden hat, bei uns gegenüber einer einheimischen Neubildung in einer Nebenstellung geblieben. — Im 18. Jahrhundert erhielten wir dann noch aus Frankreich das Musselin (*mousseline*), ein feines Baumwollengewebe, welches von der Stadt Mosul in Mesopotamien den Namen trägt; auch dies Wort hat man verdeutscht durch das ältere ‚Nesseltuch', welches ursprünglich ein feines Gewebe aus den Fasern der Brennessel bezeichnet. Um dieselbe Zeit kam auch die Watte zu uns aus dem niederländ. *watte*, welches mit engl. *wad*, frz. *ouate*, ital. *ovate* aus einer unbekannten Quelle geflossen ist, die weder im Germanischen noch im Romanischen zu suchen ist.

Ein anderes feines Gewebe, meist aus Seide oder Leinwand, höchstens mit Einlage von Baumwolle, ist der glänzende und glatte Atlas. Hier haben wir merkwürdigerweise allein das arabische Wort (*atlas* eig. ‚abgerieben, glatt') für die seit dem 15. Jahrh. auf dem Handelswege uns zugeführte Sache beibehalten, während Italiener (*raso* ‚abgeschabt'), Franzosen und Engländer (*satin* zu *seta*) zu Übersetzungen gegriffen haben.

Durch den süd-nördlichen Handel wurde auch ein spanisches Wort zu uns verschlagen, welches einen für

die Weinbehandlung und den Weinversand nicht geringe Bedeutung besitzenden Gegenstand bezeichnet. Im Mittelalter hatte man die Weinflaschen zumeist mit Strohstopfen geschlossen[1], seit dem 15. Jahrhundert lernte man sich enghalsiger, sehr wohlfeiler Glasflaschen und zum Verschluß derselben der Rinde der in Spanien und Portugal massenhaft wachsenden Korkeiche bedienen. Diese nützliche und leichte Ware gelangte vom Niederrhein her nach Deutschland und brachte uns das spanische *corcho* (aus lat. *cortic-em* ‚Rinde') mit durch Vermittlung des niederl. *kork:* Kork.

Eine ganz ungeheure Erleichterung brachte dem Handelsverkehr die Einführung der einfachen arabischen Zahlzeichen statt der zusammengesetzten römischen, welche für Rechnen und Schreiben gleich unbequem waren. Doch kommt die Erfindung des ausgezeichneten Systems, in welchem die neun Einer durch besondere Zeichen ausgedrückt, die Zehner, Hunderter u. s. w. aber durch nachgesetzte Nullen kenntlich gemacht werden, nicht den Arabern sondern den Indern zu. Die Araber übernahmen das System im 9. Jahrhundert und von ihnen erhielten es die italienischen Handelsherren im Zeitalter der Kreuzzüge. Noch im Jahre 1299 wurde indessen den Florentiner Kaufleuten untersagt, in ihren Büchern mit den neuen Zeichen zu rechnen.[2] Aber das neue System war viel zu praktisch, als daß es durch derartige Verbote hätte aufgehalten werden können. Im

1) Schultz I, 410. Hehn S. 560.
2) Prutz S. 473.

14. Jahrh. wurde sein Gebrauch bei den Italienern allgemein. Nach Deutschland gelangte es dann im 15. Jahrh. und bürgerte sich unter Beihilfe der Buchdruckerkunst erst im 16. recht ein. Mit ihm empfingen wir das Wort Ziffer, welches aus dem arabischen *zifar* ‚Null', eigentlich ‚leer', stammt; die Vermittlung bildete das ital. *cifra* und das niederld. *cijfer*. Im 15. Jahrh. wurde zugleich das Wort von der Null, der eigentlichen Trägerin des ganzen Systems, auf die übrigen neuen Zahlzeichen übertragen, und da dieselben dem Volke noch nicht vertraut und bekannt waren, so erhielt das Wort *cifra, chiffre,* Ziffer auch die Bedeutung ‚Geheimschrift'.

Etwas vor der Einführung des neuen Zahlensystems, seit dem 14. Jahrhundert, kamen auch in Deutschland die großen mechanischen Werke zum Anzeigen der Zeit auf, welche, wahrscheinlich von den Arabern erfunden, seit Ende des 13. Jahrhunderts in Italien bekannt geworden waren und schon von Dante erwähnt werden. Zunächst brachte man sie nur an Häusern und Türmen an, bis ein Nürnberger Schlosser bald nach 1500 auch kleine Räderwerke, die man in der Tasche tragen konnte, zum Messen der Zeit herstellte. Bezeichnet wurden diese Instrumente mit dem lateinischen Namen *hora*, mhd. *ôre*, mitteldeutsch *ûre;* diese mitteldeutsche Wortform ging als Uhr in die Schriftsprache über. Die Bedeutungsentwicklung von *hora* war: Gebetszeit der Mönche (S. 10), Glockenschlag, der dazu rief, endlich das Werk, welches den Glockenschlag hervorbrachte.

Die Romanen sagten genauer *horologium*, frz. *orloge* ‚Stundensager', woraus die Deutschen mit glücklicher Umdeutung *horglock, urglock* machten. Auch das Wort Minute aus *minutum* (nämlich *tempus*) mit nach ‚Stunde' verändertem Geschlecht verdankt der durch die Uhren ermöglichten genaueren Zeiteinteilung seine Entstehung.

Auf dem Gebiete des Bekleidungswesens und der Mode kamen uns in dieser Periode ebenfalls einige bemerkenswerte Neuerungen aus dem Süden. Von dem den Kopf mitbedeckenden Mantel, welcher *capa* hieß (S. 58), wurde ital. *capuccio*, mlat. *caputium* abgeleitet, woraus um 1500 die Kapuze entlehnt wurde, die dann dem zwei Jahrzehnte später entstehenden Mönchsorden den Namen gab. An den Beinkleidern wurde der Schlitz zwischen den beiden Hosenbeinen durch einen Riemen zusammengeschnürt, den die Italiener *laccio* ‚Schlinge, Schnur' nannten. Die Deutschen übernahmen das Wort als Latz und übertrugen es auf das später aufkommende in Kapsel- oder Klappenform eingesetzte Zwischenstück, dann auch auf klappenförmige Teile anderer Kleidungsstücke. Aus dem frz. *jaque* wurde Jacke entlehnt, zunächst am Niederrhein und zwar als ein soldatisches Kleidungsstück (daher noch jetzt ‚die bunte Jacke tragen'); das französische Wort stammt samt dem ital. *giaco*, span. *scaco* wohl aus arab. *sakk* ‚Panzerkleid'. Nicht nachweisbar aber möglicherweise ist auch das mlat. *almucium* oder *almutia* aus dem Arabischen geflossen; darauf deutet wenigstens das *al*, das doch jedenfalls der arabische Artikel ist. Es bezeichnet eine Art mit einem Kopf-

überzug versehenen Staatsmantel der Geistlichen, dann mit derselben Bedeutungsentwicklung, welche wir bei ‚Kappe' beobachteten, blos noch die Kopfbedeckung, auch der Laien, unser Mütze; im Spanischen lautet das Wort *almucio*, afrz. *aumusse*. In Deutschland kommt es, nachdem bereits im 14. Jahrh. die volleren Formen *almuz* und *armuz* vereinzelt gebraucht waren, im 15. Jahrh. am Niederrhein auf (*mutze*) und drängte die älteren ‚Haube' und ‚Kappe' zurück. Die Fußbekleidung wurde bereichert durch die Worte Pantoffel, im 15. Jahrh. aus ital. *pantófola*, dessen Ursprung dunkel ist, entlehnt, und den Plur. *sandaly* aus mlat. *sandalia*, welches auf griech. *σάνδαλον* ‚Sohle' zurückgeht; der deutsche Singular Sandale kam erst später im Anschluß an das frz. *sandale* auf.

Zu dem deutschen Würfel- und dem morgenländischen Schachspiel kam im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts ein noch neues Spiel nach Deutschland, welches die beiden älteren bald an Beliebtheit übertraf, die Karten. Sie stammen ebenfalls aus dem Orient und kamen über Italien und Frankreich zu uns; die Erfindung des Papiers förderte ihre Fabrikation. Die ältesten Karten sind die italienischen Trappolierkarten, das Wort ist dem frz. *carte* oder dem ital. *carta* entnommen und hat seine Quelle in dem griech.-lat. *charta* (*χάρτης*) ‚Blatt der Papyrusstaude, Papier'.

Da Italien in diesen Zeiten die Brücke zwischen dem Morgen- und dem Abendlande und das eigentliche Centralland des Handels war, so bildete es natürlich

auch die Technik des Handels vor andern Ländern aus. Zu den auf dieses Gebiet bezüglichen Ausdrücken, welche schon in der höfischen Zeit aus dem Italienischen zu uns gelangt waren, kamen jetzt noch einige recht bedeutsame hinzu. Wer Waren verkaufen will, der muß eine kleine Quantität derselben dem Käufer zur vorherigen Besichtigung zur Verfügung stellen. Solche Warenprobe nannten die Italiener *mostra*, die Franzosen *monstre*, später *montre*, beides vom lat. *monstrare* ‚zeigen'. Beide Wörter drangen im 15. Jahrh. ins Deutsche, und zwar das französische in das Niederländische und Niederdeutsche als *monster* Munster, das italienische ins Oberdeutsche als Muster. Den beiden Hauptwörtern entsprechen die Verba munstern und mustern. Diese Worte wurden in den romanischen Sprachen sowohl wie im Deutschen auch auf das Heerwesen übertragen: ‚Musterung' d. i. prüfende Heeresbesichtigung, ‚mustern, Musterrolle'. Neben ‚Muster' wurde auch Probe gebraucht aus ital. *prova* oder mlat. *proba* von *probare*. Die ursprüngliche Bedeutung ist allerdings nicht ‚der zur Prüfung gegebene Gegenstand' sondern die Handlung des Prüfens selbst, in Wendungen wie ‚die Probe machen, Weinprobe' u. dgl. Es ist zum ersten Male bezeugt im Jahre 1434 in der synonymen Wendung ‚*prôbe* und *prufunge* der Münze'. Bald aber erhielt es dieselbe Bedeutung wie ‚Muster'. Das dazugehörige Verbum ‚proben' erscheint seit dem 14. Jahrh. zuerst in mitteldeutschen Mundarten.

Gefiel die Probe oder das Muster, so erfolgte die Bestellung und der Verkäufer hatte dann die Ware zu

liefern, ein Handelsausdruck, der auch im Verwaltungs- und Steuerwesen gebraucht wurde. Er kommt vom frz. *livrer*, welches auf das lat. *liberare* mit der Grundbedeutung ‚frei machen, aus der Hand geben' zurückgeht. Den Gewinn, den der Kaufmann machte, bezeichnete man zuerst am Niederrhein mit dem frz. Wort *profit* (aus *profectus* ‚guter Fortgang'), niederl. *profijt*, Profit, welches Wort noch lange als Fremdwort gefühlt und daher mit lateinischen Lettern gedruckt wurde.

Auf den Handelsverkehr zurückzuführen ist wohl auch die Übernahme von zwei romanischen Zahlenausdrücken: Dutzend, im 14. Jahrh. in der Form *totzen* über ndl. *dozijn* aus *douzaine* (ital. *dozzina*) entlehnt, dessen *d* am Schlusse ein euphonisches Anhängsel ist wie in ‚jemand, Mond', und doppel, ndl. *dubbel* aus *double* (lat. *duplus*) seit 15. Jahrhundert, was durch das gleiche Anhängsel für gewöhnlich zu doppelt geworden ist und sich nur in Zusammensetzungen wie ‚Doppeladler, Doppelgänger' rein erhalten hat. Derartige kleine Umgestaltungen beweisen immer, daß das betreffende Wort in volkstümlicher Rede stark gebraucht wurde. Eine weite Verbreitung durch den Handel fand auch die Goldmünze, welche seit Mitte des 14. Jahrhunderts in Florenz mit dem Wappen der Stadt, einer goldenen Lilie, geprägt wurde und daher den Namen *florinus* Florin führte. Andere Ausdrücke des Handels sind ‚Contor' aus ital. *contore* ‚Rechenstube', später unter Einfluß des frz. *comptoir* zuerst ‚Contoir', dann Comptoir geschrieben, und Compagnie, ein Wort,

das wir in älterer Form und anderer Bedeutung bereits S. 99 kennen gelernt haben. In Italien thaten sich zuerst große Kaufleute zu Gesellschaften zusammen, um ihre Geschäfte mit größerem Kapital betreiben zu können. Das ital. Wort *compagnia* erscheint im Deutschen als *componia*, gewöhnlich aber wird die franz. Form *compagnie* gebraucht, und der Teilnehmer an einer solchen Gesellschaft erhält ebenfalls die frz. Bezeichnung Kompagnon; beide Worte sind um 1500 entlehnt. Die Haupteinwanderung italienischer Handels- und Geschäftsausdrücke in die deutsche Sprache fand dann erst im 17. und 18. Jahrh. statt. Damals kamen Wörter auf wie Kasse, Bank, Konto, Disconto, Agio, Giro, brutto, netto, Tara, al Pari, Tratte u. a., die freilich nur zum Teil zu wirklichen Lehnwörtern geworden, der Mehrzahl nach aber immer Fremdwörter geblieben sind.

Nicht minder wie auf dem Gebiete des Gewerbes und Handels übte auch auf dem der Kunst schon damals Italien seinen Einfluß auf Deutschland aus. Die Araber kannten ein musikalisches Werkzeug, welches einem halben Kürbis ähnlich, aber aus dünnen Spähnen zusammengesetzt war, einen langen Hals und vier bis fünf Saiten hatte. Sie nannten es *al'ud*, wo *al* Artikel ist. Dies Instrument gelangte gegen Ende des Mittelalters nach Deutschland, wurde hier, wie in den romanischen Ländern, ein allgemein verbreitetes Hausinstrument mit besonderer Notenschrift, bis es seit Mitte des 18. Jahrhunderts durch das Klavier verdrängt wurde. Den arabischen Namen hatten die Italiener in

liûto, die Franzosen in *luth* verwandelt, wir machten daraus Laute, ein Wort, welches also nicht — wie man früher meinte — mit ‚Laut' oder ‚Lied' zusammenhängt. Ferner übernahmen wir noch im 15. Jahrh. die Ausdrücke für die Hoch- und Tiefstimme, Alt und Baß aus *alto* und *basso*. Der italienischen Baukunst aber, die ja seit dem Beginne der Renaissance im 15. Jahrhundert vorbildlich für die architektonische Thätigkeit der übrigen Völker wurde, verdanken wir in dieser Zeit die Worte ‚Altan' und ‚Bastei'. Altan ist ursprünglich ein bairisch-österreichisches Dialektwort und lautete im 15. Jahrh. noch ‚die Altane', ital. *altana* (zu lat. *altus*), durch Hans Sachs gelangte es in die Schriftsprache und wurde durch die Analogie von ‚Balkon' ins Maskulinum hinübergezogen. Bastei, *bastîe*, ist ein Wort der italienischen Festungsbautechnik; *bastîa* von *bastire* = *bâtir* ‚bauen', und in Deutschland zuerst in der Schweiz und in Österreich belegt.

An reinen Erzeugnissen der Natur ist zur Zeit des ausgehenden Mittelalters den Deutschen nicht mehr viel Neues bekannt geworden. Die Hauptarbeit war in dieser Hinsicht gethan und Deutschland ein seit lange wohlkultiviertes Land geworden, auch wurden keine neuen Länder mit noch unbekannten Produkten während dieser Epoche erschlossen. Von Mineralien ist nur der Salpeter sal petrae ‚Steinsalz' zu nennen. Von Gewächsen treffen wir zunächst einige minderwertige an: den Hederich aus *hederacea* ‚epheuartig', den Enzian aus ital. *genziana*, sodann den wegen des aromatischen

Öls seiner Früchte zu Arznei- und Küchenzwecken dienenden Koriander, spätmhd. *koliander*, *kullander* aus *coriandrum*, den Rosmarin *ros marinus*, der wegen seines prachtvollen Aroms in Deutschland zu großer Beliebtheit gelangte; er wurde von den Küsten des mittelländischen Meeres, wo er auf dem dürrsten Boden gedeiht, seit dem 15. Jahrh. bei uns eingeführt, kam aber in unserem Klima nicht im Freien fort, sondern mußte in Töpfen gezogen werden.[1] Ferner die Endivie, ital. *endivia* (aus lat. *intibus*), welche um 1500 bei uns bekannt wurde. Aus ihren, sowie aus den wohlschmeckenden, zarten Blättern anderer Gewächse verstanden die Italiener eine erfrischende und pikante Zukost herzustellen, welche sie, da derartige Speisen mit Salz angemacht wurden, *insalata* ‚eingesalzenes Essen' nannten. Daher stammt unser Salat, spätmhd. *salât;* er wurde in Deutschland anfangs hauptsächlich aus Lattich bereitet[2] und daher das Wort ‚Salat' auch geradezu für ‚Lattich' gebraucht.

Wichtiger als die bisher genannten Pflanzen ist der Spargel, der im 15. Jahrh. zu uns gelangte. Das Wort stammt aus dem latein. *asparagus*, ist aber durch die deutsche Endung *-el* zu einem völlig deutschen geworden. Die Geschichte dieses wohlschmeckenden Gemüsegewächses ist noch nicht hinreichend erforscht. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts erscheint dann auch die *melûn* oder Melone aus ital. *mellone*, welches auf griech.-lat. *melo*

1) Fischer-Benzon 136.
2) Schultz I, 394.

zurückgeht. Dies ist eine Abkürzung von *melopepon*, woraus in einer früheren Sprachperiode bereits ‚Pfebe' geworden war (I 53). Die Kultur dieser herrlichen Kukurbitacee mit dem köstlichen, aromatischen Mark muß also in dieser Zeit von Italien her einen neuen Anstoß erhalten haben, nachdem sie im eigentlichen Mittelalter zurückgegangen war; während der höfischen Zeit hat die Frucht wenigstens keine Rolle auf den Tafeln der Vornehmen gespielt.

Wir nennen zum Schluß dieses Kapitels noch drei kulturgeschichtlich besonders interessante Lehnwörter aus dieser Zeit, welche aus Italien zu uns gekommen sind. Der Hartschier, zuerst 1402 als *artschierer* vorkommend, rührt von dem ital. *arciere* (= lat. *arcuarius*) ‚Bogenschütz' her. Wir denken bei diesem Worte an die vielen kleinen Gewaltherrscher und Usurpatoren, die in den italienischen Städten mittelst ihrer bewaffneten Leibtrabanten ein oft grausam strenges Regiment führten. — Die Tücke der Italiener dagegen, die politischen und und privaten Giftmorde, welche schon im Mittelalter so häufig waren und dann im Zeitalter der Renaissance noch üppiger ins Kraut schossen, führt uns das eine Wort kredenzen vor Augen. Es ist dies ein Verbum, welches die Deutschen von dem ital. *credenza* ‚Glauben, Vertrauen' neu gebildet haben. Die deutschen Krieger ließen sich von ihren italienischen Wirten den Wein vortrinken, um die credenza zu gewinnen, daß er nicht vergiftet sei. So entwickelte sich die Bedeutung ‚Speise und Trank darreichen', und es konnten Zusammen-

setzungen gebildet werden wie ‚Kredenzschale, Kredenztisch', bei denen die Beziehung auf Vertrauen und Gift vollständig weggefallen ist.

Das dritte der drei Worte, das Wort Sklav hat eine etwas verwickelte Geschichte. Zwar die herrschende Meinung ist sehr einfach, nämlich die, daß die Deutschen die in den Vernichtungskämpfen gegen ihre östlichen Nachbaren gemachten Kriegsgefangenen, welche sie mit dem Volksnamen ‚Slawen' und dann mit leichter Verdichtung des Anlautes *sklaven* nannten, zu Knechten und Hörigen machten, und daß dann aus dem Eigennamen die allgemeine Bezeichnung eines solchen Knechtes hervorging[1]. Dem widerspricht aber zweierlei. Erstens hat sich keiner der westlichen Slawenstämme, die mit den Deutschen unmittelbar in Berührung kamen, je ‚Slawen' genannt; die deutsche Benennung dieses Volkes im Mittelalter war vielmehr ausschließlich ‚Wenden' oder ‚Winden'. Zweitens bedurfte das Wort gerade im östlichen Deutschland, wo man doch die Slawen am nächsten hatte, noch im Anfang des 16. Jahrhunderts der Erläuterung, weil es nicht von selbst verständlich war.[2] Das Wort hat eine viel verwickeltere Geschichte. Es verdankt seinen Ursprung nicht den deutsch-wendischen Grenzkriegen, sondern dem byzantinischen Kaiserreich. Die Südslawen

1) So Weigand II, 674; Diez I, 371.

2) „Ewiglich ire sklaven, wie man die nennt, bleiben" aus einer Quelle von 1522, citiert von Heyne. — In Dieffenbach, Glossarium Latino-Germanicum, ist sclauus durchweg durch wend, wind, windischer, sclauonia durch windisch land wiedergegeben.

nannten sich von Haus aus *Slovene* oder *Sloveninu*, was die Byzantiner, ihre Nachbarn und Feinde, in *Ἐσκλαβηνοί* umwandelten. Dies Wort nahm im 8. oder 9. Jahrhundert in Italien, wohin Kriegsgefangene jener Völkerschaft als Knechte und Arbeiter gelangten, die Form *Sclavus*, später *schiavo*, und die Bedeutung ‚Sklave' an. Das so neugeformte Wort wanderte über die Alpen und kommt zuerst in Süddeutschland in lateinischen Quellen vor. Deutsch findet es sich erst im späten Mittelalter. Also auch ‚Sklav' ist ein von der deutschen Sprache aus der italienischen, nicht, wie man behauptet hat, ein von der italienischen aus der deutschen Sprache entlehntes Wort.

Kapitel IV.

Die halbcivilisierten Völker des Ostens.

Die bisher betrachteten Einflüsse sind sämtlich von Völkern höherer und älterer Kultur ausgegangen und haben vom Westen und Süden, höchstens vom Südosten her gewirkt. Unsere östlichen und nordöstlichen Nachbaren, die Slawen und Magyaren, haben als Völker jüngerer und niederer Kultur natürlich unendlich viel mehr von uns empfangen, als sie uns gegeben haben. Aber ganz ohne Einwirkung konnten bei dem regen kriegerischen und friedlichen Verkehr die Sprachen dieser barbarischen oder halbbarbarischen Völker auch nicht bleiben.

Schon seit des Tacitus Zeiten blühte zwischen dem eigentlichen Germanien und den östlichen Nachbarländern der Pelzhandel. Durch ihn ist das erste Lehnwort aus dem Osten nach Deutschland gekommen. Im Ahd. gab es *kursina* ‚Pelzrock' (mlat. z. B. Ruodlieb IV, 6. 161. 236 *crusina crusenna*), welches uns von irgend einem noch nördlicheren Volke her durch die Slawen vermittelt worden ist. Wir besitzen das Wort ‚Kürsen' (noch mhd. *kürsen*) nicht mehr, wohl aber das davon abgeleitete

kürsenære Kürschner, sowohl als Appellativum wie als Eigennamen. Fast ebenso alt wie dieses Lehnwort ist das seit dem 11. Jahrh. bezeugte Zobel aus russischem *sobol*, wogegen ‚Hermelin' echt deutsch ist trotz der fremden Betonung, indem es Deminutivum zu ahd. *harmo* ‚Wiesel' ist. Die Wildschur und die Pikesche sind dagegen eine Entlehnung erst des 18. Jahrhunderts aus poln. *wilczura* ‚Wolfspelz' und *bekiesza* ‚Pelzrock mit Schnüren'.

Für den Handelsverkehr mit den slawischen Stämmen war eine Mittelsperson nötig, welche durch Hin- und Herübersetzen die Verständigung ermöglichte. Es ist natürlich, daß die Slawen eher das Deutsche lernten als umgekehrt die Deutschen das Slawische, und so werden auch diese doppelsprachigen Mittelspersonen öfter Slawen als Deutsche gewesen sein. Jedenfalls ist das Wort Dolmetsch uns zunächst von den Slawen zugekommen (poln. *tłumacz*). Diese freilich haben es auf dieselbe Weise von ihren östlichen Nachbaren, den Magyaren (mag. *tolmácz*), und diese wieder von den noch östlicheren Türken (*tilmatsch*) übernommen. So ist das Wort immer von dem weniger civilisierten Volke an das civilisiertere weitergegeben und dann im 13. Jahrh. ins Mhd. (*tolmetsche*) aufgenommen. Die neuere Form ‚Dolmetscher' gleicht es den zahlreichen Personenbezeichnungen auf -er (Gärtner, Bäcker, Krieger u. s. w.) an und giebt ihm damit einen deutschen Anstrich.

Im Pferde- und Fuhrwesen ferner waren die Bewohner der weiten östlichen Ebenen und Steppen natürlich sehr weit vorgeschritten, so daß die Deutschen

von ihnen lernen konnten. Es ist bemerkenswert, daß die Entlehnungen gerade auf diesem Gebiet sich bis in die neueste Zeit fortgesetzt haben. Schon im 12. Jahrh. nahmen die Deutschen eine neue Art des Anschirrens der Zugtiere von den Wenden oder Polen an, das Kummet, mhd. *komat* aus poln. *chomat*, welches seinerseits freilich erst aus einem altgermanischen Worte geflossen ist (vgl. engl. *hame*). Das Kummetgeschirr hat, weil es sich vornehmlich auf diejenigen Partieen des Pferdekörpers stützt, welche zum Ziehen die geeignetsten sind, das ältere Sielengeschirr allmählich verdrängt, namentlich in unserem Heerwesen. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurde dann das Wort Kutsche aus dem Ungarischen entlehnt. Es lautet in dieser Sprache *koszi* und bezeichnet einen zweirädrigen, im Dorfe Koszi bei Raab gebauten Reisewagen, ist also eine Benennung wie ‚Landauer'. Ins Deutsche gelangte es zunächst in der Form ‚Götschiwagen', dann ‚Kutschwagen', und wurde bald ein weitverbreitetes Kulturwort (frz. *coche*, ital. *coccio*, engl. *coach*). Der ‚Kutsche' folgte im 17. Jahrh. die Kalesche, eine Bezeichnung, welche aus dem Böhmischen (*colesa*) zuerst in die romanischen Sprachen drang (ital. *calesse*, frz. *calèche*), und uns durch das Französische vermittelt wurde. Das jüngste dieser östlichen Fuhrwerke ist die Droschke, welche russischen Ursprungs (*droschki*) ist und durch polnische Vermittlung (poln. *droschka*) am Anfange unseres Jahrhunderts nach Berlin kam, von wo sie sich über ganz Deutschland verbreitet hat.

Zu den Fuhrwerken gehören als notwendige Ergänzung die Werkzeuge zum Antreiben der Zugtiere. Die Deutschen kannten nur die ‚Geißel'. Diese ist dann durch die im 15. Jahrhundert wohl durch die Hussittenkriege eingeführte Peitsche (aus böhm. *bitsch*) zurückgedrängt und auf einige Gegenden Mittel- und Süddeutschlands eingeschränkt worden. Im 17. Jahrh. gelangte dann die türkische Karbatsche (durch slawische Vermittlung, poln. *karbacz*, böhm. *karabatsch*), im 18. die russische Knute (zuerst als ‚Knuttpeitsche', russ. *knut*), und noch später, wie es scheint, der wiederum türkische Kantschu (poln. *kanczuk*) zu uns. Diese raffinierten Prügelinstrumente haben wir also ebenfalls den Barbarenvölkern des Ostens zu verdanken. Nicht durch slawische Vermittlung sondern direkt durch die Türkenkriege ist, wie es scheint, die türkische Benennung der Satteldecke *tschâprâk* als Schabracke um 1690 uns zugeführt worden.

Knute und Kantschu erinnern an die Sklaverei und Leibeigenschaft, die ja im Osten ihre eigentliche Heimat haben, weshalb wir auch das böhm.-poln. *robota* ‚Frohndienst' in den östlichen deutschen Mundarten als Robott wiederfinden. Die Fürsten, Magnaten und Grundherrn hatten es leicht, aus der Masse ihrer Unterthanen sich die schönsten, größten und brauchbarsten Leute auszusuchen, sie in prächtige Monturen zu stecken und dann entweder im Hause als Diener zu verwenden oder zu militärisch organisierten Abteilungen zu vereinigen. Einige ungarische Benennungen solcher Diener

oder Soldaten wurden in Oesterreich, speziell am Wiener Hofe, heimisch und fanden von hier Eingang in unsere Sprache überhaupt. So Trabant, schon im 15. Jahrh. zunächst aus ungar. *darabant*, welches seinerseits aus türkisch-persischem *derbân* ‚Thürhüter' stammt, dann im 16. Haiduck, eigentlich Name eines ungarischen Stammes mit besonderer Tracht, und Husar (*huszár*), ursprünglich der zwanzigste, d. h. der von zwanzig Ackerleuten gestellte Reiter, im 17. Tolpatsch von ungar. *talpas* ‚breitfüßig', zunächst einen ungarischen Soldaten bezeichnend, der als solcher kein Deutsch verstand und sich daher auf deutschem Boden ungeschickt benahm; daher ging das Wort dann allgemein in die Bedeutung eines ungeschlachten Tölpels über. Uhlan dagegen ist kein ungarisches sondern ein türkisches Wort, *oghlân* ‚junger Mensch, Bursche', welches uns auch nicht über Ungarn sondern über Polen zugekommen ist.

Aber auch an Gesindel und Bettlern aller Art ist der Osten reich. Als sprachlicher Zeuge für das Einströmen dieser Leute in Deutschland steht das Wort Halunke, älter Holunke, da, im 16. Jahrh. aus böhm. *holomek* ‚nackter Bettler' entlehnt. Häufig mochten solche Bettler, wie noch jetzt die böhmischen Musikanten, an den Thüren musizieren auf allerhand primitiven Instrumenten, z. B. auf der Sackpfeife, die poln. *dudy*, deutsch im 17. und 18. Jahrh. Dudei heißt; das dazu gehörige Verbum *dudlitsch* wurde bei uns zu dudeln. — Der stumpfsinnige Aberglaube der gewaltsam zurückbekehrten Böhmen wird durch das Wort Popanz ge-

kennzeichnet, welches im 17. Jahrh. aus böhm. *bobák* ‚Schreckgestalt' entlehnt und wohl mit Anlehnung an ‚Hans' umgebildet ist.

Nicht nur durch ‚Husar' und ‚Uhlan', sondern auch durch einige Waffen und Ausrüstungsgegenstände ist unser Heerwesen von Osten her bereichert worden. Die Hussiten führten auf ihren Kriegszügen Steinschleudermaschinen mit sich, die sie *hufnice* nannten. Daraus wurde im 15. Jahrh. *hüfnitze, haufnitz*, im 17. Haubitze. Aus diesem deutschen Worte ist dann das französische *obus* ‚grobes Geschütz', dann ‚Granate' hervorgegangen. Um dieselbe Zeit kam eine andere östliche Waffenbezeichnung auf: Sabel, später Säbel, deren Heimat unbekannt ist; zu uns ist sie aus dem Slawischen gekommen, wie russ. *sablja*, poln. *szabla* bezeugen. Der Säbel eroberte sich bald die sämtlichen Sprachen des Westens und wurde ein allgemeines europäisches Kulturwort: ital. *sciabla*, frz., engl. *sabre*. Jünger als er ist der Pallasch aus russ.-poln. *paläsch*. Vom Dolche (seit 1500) dagegen ist zweifelhaft, ob er aus dem böhm.-poln. *tulich* oder aus dem lat. *dolo* durch niederl. *dol*, frz. *dollequin*, herzuleiten ist. Der Dolman der Husaren ist türkisch: *dolâmân* ‚Unterkleid von Tuch'. Der Tornister dagegen ist ursprünglich griechisch uns aber durch die Slawen vermittelt. Im Mittelgriechischen heißt nämlich *τάγιστρον* ‚Futtersack', das als *taistra* ins Rumänische und Polnische drang. Damit vermischte sich ein anderes griechisches Wort *κάνιστρον* ‚Korb', welches sich als *kaistra*

im Kleinruſſiſchen, als Keiſter = Schulranzen im oberſchleſiſchen Dialekt wiederfindet. Durch Vereinigung beider Wörter entſtand das weſtſlawiſche (böhmiſch-ſlowakiſche) *tanistra;* dies iſt das Stammwort unſeres Torniſters, wofür man im 17. Jahrh. auch ‚Taniſter' und ‚Kaniſter' ſagte. Das alte deutſche Wort ‚Haberſack' lebt jetzt faſt nur noch im franzöſiſchen *havresac* fort.

Durch die kaiſerliche Kanzlei in Prag gelangte ſodann bereits im Mittelalter das böhm. *petschat* ins Deutſche. Die ältere mhd. Form *petschat* wurde durch die Verwandlung in Petſchaft dem deutſchen ‚Schaft' angeglichen. Aus dem Deutſch-Ordenslande dagegen ſtammt der Ausdruck Grenze, der dort im 13. Jahrh. als *grenize* aus dem poln. *granica* entlehnt wurde. Das urſprüngliche deutſche Wort ‚Mark' hatte ſeine Bedeutung ſo mannigfach modifiziert und fortgebildet, daß die Sprache eine neue Bezeichnung für den ſtaatsrechtlichen Begriff der Grenze bedurfte. Erſt durch Luther wurde das neue Wort allgemein bekannt; im 16. Jahrh. ſagte man auch ‚Umkreis, Ende' dafür oder nahm das franzöſiſche Wort ‚Frontier' zur Aushilfe. Auch die ſlawiſche Bezeichnung der Dorfſchenke, wendiſch *kortschma*, iſt ſchon ins Mhd. als *kretschem* übergegangen; das nhd. Kretſcham iſt ſeit dem 16. Jahrh. wieder aus der Schriftſprache verſchwunden.

Ferner ſind einige Tiernamen aus dem Slawiſchen ins Deutſche gedrungen. So Elen, litauiſch *elnis*, ſtatt des altdeutſchen ‚Elch', Nörz, kleine Fiſchotter, aus kleinruſſ. *noryca*, Schöps, mhd. *schöpez* aus böhm.

skopec, statt des deutschen ‚Hammel', besonders aber Vogelnamen, wie Stieglitz statt ‚Distelfink' aus böhm. *stehlec* (mhd. *stigliz*), Zeisig aus poln. *czyz*, böhm. *tschizek* (mhd. *zîse* oder *zîsec*). Von den uns benachbarten slawischen Stämmen scheint Vogelfang und Vogelhandel überhaupt sehr schwungvoll betrieben worden zu sein. Denn vom 14. bis 16. Jahrh. finden sich im Deutschen eine ganze Reihe Vogelnamen auf -itz, die dem Slawischen entstammen; so Krinitz = Kreuzschnabel, Kiesitz, Schwunitz, Emmeritz, Nickawitz. Der ‚Kibitz' dagegen ist nicht entlehnt, sondern hat seinen Namen in Nachahmung seines Schreies erhalten.

Auch die Bezeichnungen für Nahrungsmittel erfuhren vom Osten her einige Bereicherung. Für das Blühen der Rinderzucht und Milchwirtschaft in der weiten östlichen Ebene zeugen die Wörter Quark (mhd. *twarc* oder *quarc*) und Schmant (mhd. *smant*), beide aus dem Slawischen (poln. *tvarog*, böhm. *smant*), und daher besonders im östlichen Deutschland verbreitet. Von dem letzteren giebt es in Schlesien eine dialektische Nebenform Schmetten aus böhm. *smetana*, und von dieser leitet sich das zuerst um 1500 im östlichen Mitteldeutschland auftauchende, und erst seit 1750 von Obersachsen aus in die Literatursprache dringende Schmetterling her, durch welches das deutsche ‚Falter' zurückgedrängt worden ist. Das Wort hat also denselben Sinn wie die gleichbedeutenden Ausdrücke ‚Molkendieb, Milchdieb, Buttervogel, Butterfliege' und beruht auf dem noch jetzt keineswegs erloschenen Volksglauben, daß

Hexen in Gestalt von Schmetterlingen den Kühen die Milch aussaugen oder Molken und Butter aus den Fässern trinken.

Auch allerhand Brühen, namentlich aus Kohl, Sauerkraut u. dgl. bereitet, sind uns von Osten her bekannt geworden. Sprachlich tritt dies in dem Worte Jauche zu Tage, welches im 16. Jahrh. aus dem Slawischen übernommen wurde (poln. *jucha*, verwandt mit lat. *jus*) und zunächst wie dort ‚Suppe, Brühe' bedeutete, bald aber zu seiner jetzigen Bedeutung, einer stinkenden, trüben Flüssigkeit, herabsank. Im 18. Jahrh. kam dann die Plinse dazu als Bezeichnung eines dünnen, flachen Kuchens (vgl. russ. *blince* ‚Fladen').

Eine wesentliche Erweiterung erfuhr unser Speisezettel ferner durch die Einführung der Gurke. Dieses grüne fleischige Gartengewächs stammt aus dem Orient, wahrscheinlich aus Indien[1] und gelangte im frühen Mittelalter nach Byzanz, wo es mit dem griechischen Namen ἄγουρος[2], ἄγγουρον d. i. ‚unreif genossen' bezeichnet wurde. Von hier aus kamen Wort und Sache dann zu den Slawen (russisch und polnisch *ogurek*), welche die Frucht noch jetzt mit Vorliebe anbauen und genießen. Um 1500 finden wir die Pflanze samt ihrem Namen im östlichen Mitteldeutschland, und zwar zunächst in der Form Agurke (so auch noch dänisch und niederländisch). Im westlichen Oberdeutschland, in Hessen und am Rhein ist statt dieses von Osten gekommenen

1) Hehn, S. 312. 314.

2) ἄγουρος = ἄωρος; Gegensatz ‚Pfebe' = πέπων 195, 1 53.

Wortes noch jetzt das lat.-romanische Kukumer (lat. *cucumis*) üblich.

Auch durch Blumen, welche von Osten her kamen, sind unsere Gärten verschönert worden. Die Türken waren bekanntlich große Blumenfreunde. Sie wünschten die glänzend-farbigen Blumen, welche in den kurzen heißen Sommern auf dem sonnigen, trockenen Boden Turkestans erblühen, auch in den eroberten Ländern in ihren Gärten zu sehen. So wurde die Türkei und besonders Konstantinopel zum Bezugsland bis dahin unbekannter prächtiger Arten, welche entweder über Wien oder über Venedig nach Europa importiert wurden. Dahin gehören unser wohlduftender, rot und weiß blühender Flieder, der im franz. *lilas* noch seinen ursprünglichen orientalischen Namen trägt, die Gartenhyacinthe, die Kaiserkrone, die Gartenranunkel, vor allem aber die schönste und prächtigste von allen, die Tulpe[1], welche ihre türkische Benennung *dulband* d. i. ‚Turban' von der Ähnlichkeit mit dieser orientalischen Kopfbedeckung bekommen und bis jetzt bewahrt hat. Da dieser Name über Venedig zu uns gekommen ist, wo aus *dulband tulipano* wurde, lauten die ältesten deutschen Bezeichnungen dieser Blume Tulipan oder Tulipane. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde sie bereits als eine besondere Zierde in den Gärten Augsburgischer Patrizier gezogen.

Der in Böhmen früh zur Blüte gelangte Bergbau hat seinen sprachlichen Niederschlag in dem Worte Kux

1) Hehn S. 499.

‚Anteil an einem Bergwerk' gefunden. Dies Wort ist aus dem böhmischen *kus kusek* ‚Stück, Teilchen' entstanden und von den böhmischen Grenzgebirgen seit dem 16. Jahrh. nach Mitteldeutschland vorgedrungen. Die Donauschiffahrt hat uns das noch jetzt an den Ufern dieses Stromes gebräuchliche Wort Zülle oder Zille ‚Flußschiff' gegeben, schon mhd. *zülle* aus böhm. *clun*, poln. *czoln*. Auch eine andere Schiffsbezeichnung ist aus dem Slawischen zu uns gekommen, der Prahm = Transportschiff; die Vermittler sind hier die Nordgermanen (dän. *pram*) und Holländer (*praam*) gewesen; im Slawischen lautet das Wort *pramu*, welches zu der weitverbreiteten Wurzel *par*, germ. *far* ‚fahren' gehört. Der spätere Handel mit dem Osten brachte uns zwei Lederarten, den Juchten, in niederdeutscher Lautform für russ. *juftu* (vgl. niederd. ‚sacht' für ‚sanft'), und den Saffian, russ. *safjan*, türk.-pers. *sachtjan* aus pers. *sacht* ‚fest, hart, gespannt'. Die uns jetzt so geläufige Bezeichnung Steppe erhielten wir erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem russ. *step* und zwar infolge des Zuges Karls XII. durch Südrußland. Der russische Ukas ist wohl die jüngste Entlehnung aus dem Slawischen.

Die Betrachtung dieser Wörter östlicher Herkunft hat uns über das Mittelalter hinausgeführt bis in die neue Zeit. Es schien angemessen, diese verhältnismäßig kleine und in sich geschlossene Gruppe im Zusammenhange zu betrachten und nicht in noch kleinere Teile auseinanderzureißen. Die Erfahrung, daß in der

Kultur weiter vorgeschrittene Völker, wenn sie tiefer stehende sich sprachlich assimilieren, kaum etwas aus deren Sprache in die ihrige aufnehmen, bewahrheitet sich auch hier. Viele Millionen Wenden sind unserem Volksleib einverleibt worden, und die Ortsbezeichnungen und Eigennamen legen davon beredtes Zeugnis ab, aber unsere Sprache hat aus dem Altwendischen so gut wie nichts entlehnt. Was wir von slawischen Worten besitzen, stammt aus den noch jetzt lebenden slawischen Sprachen.

Rückblick.

Es ist ein weiter Weg, den wir zurückgelegt haben. Wir haben die Kulturentwicklung des deutschen Volkes durch acht Jahrhunderte vom Beginn der christlichen Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters auf dem parallel laufenden Seitenpfade der sprachlichen Entlehnungen begleitet. Unsere Vorfahren hatten die Anfänge des Ackerbaues, der Obst- und Weinkultur, des Steinbaues, der Handwerke und Gewerbe von dem großen südlichen Nachbarvolke, welches die Civilisationen aller Kulturvölker des Mittelmeeres in sich aufgenommen und vereinigt hatte, kennen gelernt, aber diese Anfänge einer höheren Civilisation waren lediglich äußerer, wirtschaftlicher Art gewesen, wenn sie auch die ursprüngliche herbe Wildheit des Volkscharakters einigermaßen milderten. Auch mit einigen wenigen Einzelerscheinungen des Christentums waren die deutschen Stämme bereits vor Beginn unserer Periode bekannt geworden, aber ebenfalls nur in äußerlicher Weise. Eine durchgreifende innere Erneuerung, ein Ersatz des gerade durch diese Kultureinwirkungen zum Dahinsiechen und Absterben verurteilten alten, einfachen Götterglaubens, eine neue festgegründete, sittliche und geistige Autorität that dem

talentvollen und kräftigen, aber jugendlichen und unreifen Volke dringend not. Dies alles brachte ihm seit dem 8. Jahrhundert das Christentum in seiner straff organisierten kirchlich-katholischen Form. Zugleich aber führte es ihm eine fast unübersehbare Fülle neuer Kulturbegriffe zu. Die schwierige Aufgabe, der unbeholfenen und besonders abstrakter Ausdrucksweise noch ganz ungewohnten Sprache die neuen Anschauungen und Begriffe einzufügen, wurde teils durch Übersetzung derselben teils durch Entlehnung ihrer Bezeichnungen glücklich gelöst.

Mit der neuen Religion kam eine neue geistige Bildung auf, welche das bis dahin in dieser Beziehung einige Volk in die beiden Gruppen der Gelehrten und Ungelehrten schied. Sie beruhte auf den vorher unbekannten Künsten des Lesens und Schreibens, auf der Kenntnis des Lateinischen und einer gewissen Vertrautheit mit einigen Werken der antik-römischen und der christlich-lateinischen Literatur, besonders der heiligen Schrift. Durch diese gelehrten Studien wurden sprachliche Entlehnungen einer ganz neuen Gattung veranlaßt, die sogenannten Buchworte im Gegensatz zu den Verkehrsworten, welche bis dahin allein das Lehngut der Sprache ausgemacht hatten.

Das schon in der heidnischen Zeit begonnene Werk der materiellen Civilisierung wurde inzwischen besonders von den Klöstern aus fortgesetzt, und eine reiche Fülle von Kulturgewächsen und Genußmitteln, Speisen und Getränken, Kleidungsstücken und Geräten wurden ein-

geführt; Baukunst, Musik, Handwerk und Medizin vervollkommneten sich, die Welt erschloß sich immer weiter, und von den wunderbaren Tieren und anderen Erzeugnissen fremder Länder drang allmählich die Kunde bis nach Deutschland und regte die Phantasie vielseitig an; orientalische Stoffe und Wohlgerüche hielten ihren Einzug in das nördliche Land. Die primitive Art der Regierung wurde mit Hilfe der von den Römern geschaffenen Verwaltungs- und Rechtsformen weiter ausgebildet; eine neue Technik des Handels und der Besteuerung kam auf, und es entstand eine Stufenfolge von Civilbehörden, eine Art Bureaukratie samt dem dazu gehörigen Apparat.

Die Trägerin und Vermittlerin aller dieser Kulturelemente war die lateinische Sprache, welche man noch bis tief in das Mittelalter hinein durchaus nicht schlechtweg als eine „tote" ansehen darf. Sie führte, nachdem sie im Volksmunde erloschen war, bei den abendländischen Völkern immer noch eine Art Nachleben, indem sie die Sprache der Kirche, der Literatur, der Bildung blieb. Darum entwickelte sie sich auch fortwährend noch weiter, entnahm vieles den Volkssprachen und gab ihnen vieles zurück, so daß es nicht selten zweifelhaft ist, ob ein Wort aus dem Latein des Mittelalters, dem sogenannten Mittellateinischen, in die Volkssprachen oder aus diesen in jenes übergegangen ist.

Von den romanischen Volkssprachen begann nun seit dem 11. Jahrhundert eine, nämlich das benachbarte, an kulturellem Wert dem Deutschen damals überlegene

Französisch neben dem älteren Latein in steigendem Maße seinen Einfluß auf die jugendlich-aufstrebende, der Bereicherung noch sehr bedürftige, und daher für fremdes Kulturgut äußerst empfängliche deutsche Sprache geltend zu machen. Die politischen und Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern, die innige Berührung und Durchdringung beider Nationaliäten in den Niederlanden bricht den französischen Spracheinwirkungen die Bahn, der Geist des Rittertums, die „höfische Poesie", macht sie in den höheren Schichten der deutschen Nation übermächtig, so daß während der Blütezeit des Mittelalters alle diejenigen Lebensgebiete, welche in den Interessenkreis des ritterlichen Adels fallen, von französischen Ausdrücken durchwuchert werden. So Turnier- und Kriegswesen, Rüstung und Bewaffnung, Kleidung und Schmuck, Tanz und Spiel, Musik und Jagd, Küche und Keller, aber auch Verwaltung, Regierung und Recht.

Neben Frankreich gewinnt in dieser Zeit Italien, das Centralland der europäischen Politik und des Weltverkehrs, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf unsere Sprache, besonders im Handel und Wandel. Beide romanische Völker vermitteln uns dann weiter die Kulturgüter, welche der sich allmählich immer mehr erschließende Orient über das Abendland ausgießt, und zwar zuerst der griechisch-byzantinische, dann weiter der arabisch-islamitische. Die Eroberungen der Araber in Südeuropa und dann die Kreuzzüge bilden wichtige Momente in der Geschichte dieser orientalisch-abend-

ländischen Beziehungen. Auch die Sprache der Schiffahrt beginnt sich stark mit romanischen und orientalischen Elementen zu durchsetzen und beweist so, wohin der deutsche Seeverkehr und Handel damals gravitierten.

Alle diese während der Blütezeit des Mittelalters thätigen Kräfte bleiben auch noch während der beiden letzten Jahrhunderte desselben wirksam. Die Spekulationen der Mystiker, die Gründung der Universitäten, die Anfänge des modernen Staates führen zu neuen Anleihen bei dem Latein, das Französische wirkt nach wie vor von den Niederlanden und dem Niederrhein her ein, und der neueingerichtete direkte Schiffsverkehr zwischen den Niederlanden und Italien besorgt die Einfuhr italienischer und orientalischer Waren und Wörter. Die Seemannssprache bleibt infolgedessen denselben romanischen und orientalischen Einflüssen ausgesetzt, wie in der Zeit der Kreuzzüge. Auch die Technik des Handels, der Musik und der Baukunst bereichert sich durch diese Beziehungen zu Italien. Das Niederländische, Niederrheinische und Niederdeutsche bildet während dieser Zeit vornehmlich die Brücke zwischen den beiden romanischen Sprachen und dem Hochdeutschen.

Unbedeutend gegenüber der Masseneinfuhr aus dem Süden und Westen ist das, was wir von den Völkern des Ostens, den Slawen, Ungarn und Türken entlehnt haben, aber auch diesen Halbbarbaren haben wir einige wertvolle Sprachbereicherungen zu verdanken.

Wörterverzeichnis.

Liegende Schrift bezeichnet Wörter, welche nicht entlehnt sind.
C = K siehe unter K.

Aalraupe 45.
Abenteuer 109.
Abseite 13.
Abt 9.
Achat 75.
Ade 98.
Admiral 172.
Aglei 36.
Agurke 206.
Al 47.
Alabaster 75.
Aloe 74.
Alt 193.
Altan 193.
Altar 15.
Ambra 137.
Amethyst 75.
Ampel 15.
anfachen 156.
Anis 38.
Anke 42.
Apfelsine 180.
Apotheke 79.
Aprikose 181.
Armbrust 113.
arrazzi 182.
Arsenal 172.
Arznei 79.
Aschlauch 37. 137.
Aß 102.
Atem 5.
Atlas 185.
atraminza 28.
auferstehen 3.
Auster 168.
Azur 135.

Back 168.
Bai 116. 170.
Baldachin 141.
Baldrian 37.
Balsam 61.
Banner 109.
Barbier 165.
barbiere 164.
Barchent 140.
Barett 164.
Barke 148.
Barmherzigkeit 5
Barre 105.
barûn 98.
Baß 193.
Bastard 100.
Bastei 193.
Baumwolle 184.
Beichte 3.
bekehren 3.
benedeien 19.
Berkan 140.
Beryll 75.
Besansegel 169.
Bestie 157.
beten 4.
Bethaus 12, A.
Bezirk 83.
Bibel 5. 154.
Bibernelle 38.
Bier 46.
Bimsstein 28.
bimunigôn 12.
Birne 32.
birschen 102

Bisam 137.
blak 28.
Boje 169.
Börse 159.
Bote 4.
Brassen 169.
Bretzel 43.
Brevier 154.
Brief 30.
Brillant 156.
Brille 156.
buach frônô 5. 70.
Buch, Buchstabe 25.
Buckel 108.
Büffel 119, A.
Bulle 86.
bunt 59.
Bunzen 121.
Bursant 158.
Bursch, Burschgesell 158.
Burzel 37.
Bütte 50.
Butter 40.
Butterfliege 42. 205.
Büttner 50.
Buse 5.
Buse 147.

Cement 53.
Centner 87.
Charakter 76.
Chor 77.
Chronik 76.
Cither 77.
Citrone 178.
Cymbel 77.
Cypresse 119.

Dachtel 125.
Damast 140.
dameisel 98.
Dattel 125.
Datum 161.
Daube 51.
dauern 76.
Daus 102.
Degen 164.
Demut 5.
Dezem 82.
Diamant 76.
dichten 29.
Diskont 157.
Doktor 157.
Dolch 203.
Dolman 203.
Dolmetsch 199.
Dom 12.
Doppel, doppeln 102.
doppel, doppelt 191.
Drillich 58.
Droschke 200.
Dudei 202.
dudeln 202.
Dukaten 124.
Dult 18, A.
Dutzend 191.

Ebenholz 74.
Eberraute, Ebritzei 94. [39.
Eibisch 37.
einchoraner 5, A.
einissi 4.
Einhorn 74.
Einsiedel 12.
Elefant 66.
Element 76.
Elen 204.
Elfenbein 67.
Endekrist 72.
Endivie 194.
Entdeckung 3.
entern 169.
Enzian 193.
erkaufen 5.
Erker 55.
erlösen 5.
Erz- 8.
Eselsmilch 39.
Evangelium 70.
êwa 5.
êwart 5. 6.
examinieren 160.
Exempel 76.

Fabel 76.
fächeln 156.
Fächer 155.
falsch 85.
fasten 19, A.

fater 5.
Februar 157.
Fee, Fei 110.
Fegefeuer 20.
fehlen 105.
Feier, Feierabend 18.
fein 97.
Felleisen 115.
Feluke 72.
Ferien 18.
Fest 18.
finanze 110.
Fibel 154.
Figur 76.
fikari 9.
Finanzen 160.
Firlefanz 101.
firmeln 20.
Firnis 115.
Fistel 79.
Flamme 73.
Flocke 58.
Florin 191.
Flöte 101.
Flotte 171.
Föhn 63.
forasago 4. 5.
Form 97.
Forst 81.
Franze 115.
Frohnleichnam 72.
Frühmette 10.
Fundament 70.
Gabel 52.
gaburt 4.
Galere 148.
Galgant 137.
galie 148.
galîne 148.
Galopp 105.
Gamander 37.
Gant 123.
garzûn 98.
Gebet 4
Gelte 50.
Gemeinde 3.
Gespons 86.
Gevatter 3.
Gewissen 3.
Gips 53.
Gletscher 63.
Glocke 17.
Glorie 72.
Glosse 86.
Gnade 5.
Gobelin 183.
Golf 168.
gomaheit 5.
goteheit 71.
Gott 4.
Gotteshaus 12, A.
Grad 54.
Graf 80.
Granatbaum 119.
Granit 54.
Greif 68.
Grenze 204.
Griffel 29.
Grille 68.
Groschen 87.
Gruft 53.
Grünspan 58.
Gummi 138.
Gurgel 78.
Gurke 206.
Gusterer 7.
Habit 95.
Haiduk 202.
Halunke 202.
hantieren 165.
Harnisch 107.
Harpune 169.
Hartschier 195.
Hasard 144.
Haubitze 203.
Havarie 172.
Hederich 193.
Heil 5.
Heiland 5.
Heiligkeit 5.
Heiligtum 5.
heit 5.
Herold 163.
Herr 4.
Hölle 4.
horglock 188.
Hospital 84.
höfisch 92.
Huld 5.
hunslastaths 15.
hurtig 105.
Husar 202.

Hyäne 74.

Jacke 188.
jâchant 76.
jakuno 9.
Jaspis 75.
Jauche 206.
ieren 94.
Ingwer 136.
ink engl. 28.
Insel 145.
inwendecheit 153.
Joppe 141.
Jubel 22.
Jubiläum 22.
jubilieren 22. 153.
Juchten 208.
Jünger 4.
jüngster Tag 4.

Kabel 148.
Kabeljau 170.
Kabuse 169.
Kajüte 169.
kalamîta 149.
calant 149.
calcêdon 75.
Kaldaunen 155.
Kalender 157.
Kalesche 200.
kalfatern 172.
Kalm 148. 168.
Kambüse 169.
Kamel, Kämeltier 138.
Kamille 37.
Kamin 55.
Kampfer 127.
Kaneel 136.
Kaninchen 64.
canunih 9.
Kantschu 201.
Kanzel 15.
Kanzlei, Kanzler 84.
Kap 171.
Kapaun 45.
Kapelle 13.
Kaper 173.
Kapern 176.
Kapitel 29.
Kaplan 14.
Kappe 45. 58.
Kappel 13, A.
Kapuze 188.
Karat 125.
Karbatsche 201.
Karfunkel 76.
Karosse 112.
Karte 189.
kasteien 19.
Kattun 185.
Kaue 168.
keibe 147.
Ketzer 122.
Kirchner 7.
klar 85.
Klause 12.
Klausel 161.
Klausner 13.
clerk engl. 24, A.
clîrih 23.
Kloster 12.
cnuat 4.
Knute 201.
Kocke 148.
Kofent 155.
Koffer 174.
Koje 168.
Kollation 152, A.
collâtze 152.
Koller 78.
Koller 107.
Kolter 116.
Komet 157.
Komödie 157.
Kompagnie 99.
Compagnie 191.
Kompagnon 192.
Kompost 120.
Comtoir 191.
Komtur 111.
Konfekt 175.
Konstabel 86.
kontemplieren 153.
Konterfei 117.
Koppel 102.
Koralle 75.
Korde, Kordel 174.
Korinthe 176.
Kork 186.
Körper 72.
Kost 83.
Kosten 84.
Krause 51.

Kreatur 71.
kredenzen 195.
Kreide 57.
Kreisel 51.
Kretscham 204.
Kreuz, kreuzen 14.
krisolithe 75.
crisoprassis 75.
Kristall 74.
Krokodill 74.
Krokus 61
Krone 72.
krönen 72, A. 2.
Krug 51.
Kruke 51.
Kruste 51.
Kruzifix 153.
Kubebe 176.
Kugel 58.
Kukumer 207.
Kummet 200.
Kumpan 98.
Kumpanei 99.
cunt 98.
kupferboum 74.
Kurbe, Kurbel 57.
kurieren 157.
Kurs 168.
Kürschner 199.
kursina 198.
Küste 171.
Küster 7.
Kutsche 200.
Kutte 58.

Labberdan 170, A.
laben 20.
Laie 24.
Lakritze 157.
Lampe 15.
Lamprete 45.
Lanze 107.
Larve 157.
Lasur 134.
lateinisch 27.
Laterne 73.
Lattich 37.
Latz 188.
Lauenburg 65.
Laune 76.
Laute 93.
Lavendel 38.
lavieren 172.
Lawine 63.
Lebkuchen 44.
Legende 21.
Lehre 5.
=lei 95.
Leier 77.
Leopard 66.
lesen 25.
Leu 65.
lewd engl. 24, A.
Lichtmesse 17.
Liebstöckel 37.
liefern 191.
ligurius 75.
Lilie 34.
Limonade, Limone
Linie 29. [178.
lîp êwiger 5.
Litanei 72.
Litze 105.
Lolch 37.
Lombard 123.
Löwe 65.
Luzerne 73.

Magnet 76. 149.
Maigram 39.
Majestät 71.
Majoran 39.
Mandel 119.
mangeln 85.
manheit 71.
Manier 97.
Mantel 59.
Markt 31.
Marmelstein 54.
marnære 147.
Marschall 117.
Marter 21.
Märtyrer 21.
Marzipan 175.
Masse 57.
Mat 171, A. 3.
Matratze 141.
Matrose 171.
matt 144.
Matte 60.
meditieren 153.
Meier 81.
Meister 82.
mêljan got. 26.
Melodie 5. 77.

Melone 194.
Mennig 57.
Mergel 57.
merzi 97.
Mesner 7.
Messe 17. 172.
Messing 57.
Mette 10.
Metzger 56.
Metzler 56.
Minne 5.
Miselsucht 79.
Mixtur 79.
Model 55.
Mohr 65.
Mönch 9.
Moralität 97.
Mörser 50.
Mörtel 53.
Moschus 137, A.
Mostricht 120.
Mulde 50.
Munster 190
Münster 12.
murmeln 12.
Murmeltier 63.
Muschel 45.
Muskateller 137.
Muskatnuß 136.
Musselin 185.
Muster 190.
Mütze 189.
Myrthe 49.

Narde 61.
Natur 71.
Nelke 136.
nihtheit 153.
Nobiskrug 154.
None 10.
Nonne 9.
Nörz 204.
Note 77.
nüchtern 11.
null 161.

Oblate 43.
Odermennig 39.
Öl 40.
olbente 66. 138.
Olive 119.
Onyx 75.
Oppermann 7.
Orange 178.
Orden 19.
Orgel 16.
Ostern 3.
Osterluzei 39.

Paar 76.
Pabst 90.
Palast 116.
Pallasch 203.
Palme 74.
Paneel 109.
Panier 109.
Panter 74.
Pantoffel 189.
Panzer 122.
Papagei 114.
Papier 183.
Pappe 120.
Pappel 74.
Paradies 72.
Park 163.
Part 117.
Partei 118.
Pastete 103.
Pastinake 38.
Pastor 154.
Pate 5. 9.
Patron 21.
Pauke 8.
Pavillon 106.
Pedell 159.
Pein 20.
peinigen 21.
Peitsche 201.
Pelikan 69.
Pelz 59.
Pergament 28.
Perle 60.
Person 71.
Pestilenz 157.
Petersilie 37.
Petschaft 204.
Pfebe 195. 206, A.
pfetter 9.
Pfote 162.
Phantasie 153.
Philosophie 76.
Phönix 68.
Pickelhaube 108.
Pikesche 199.
Pilger, Pilgrim 8.

Pille 79.
Pilot 168.
pîmenta 45.
Pimpernelle 38.
Pinsel 57.
Pinte 174.
piot 15.
placken 20.
Plage 20.
Plan 105.
Planet 76.
Planke 55.
Platte 6. 54. 108.
Platz 44. 105.
Plinse 206.
Plumpe 168, A.
pluozan 15.
Pöbel 97.
Polei 38.
Polier 116.
Polizei 161.
Pomeranze 178.
Pomp 162.
Popanz 202.
Port 147.
Portal 53.
Posaune 101.
Prahm 208.
Prälat 9.
predigen 19.
Preis 106.
pressen 49.
Priester 6.
Prinke 44, A.
Prinz 99.
Prinzessin 163.
Probe 190.
proben 190.
probieren 76.
Probst 9.
Profit 191.
Prophete 5. 70.
Prosa 76.
Protokoll 160.
Proviant 174.
Provinz 160.
Prozeß 160.
Prozession 154.
prüfen 115.
Psalm 70.
Psalter 77.
Puls 157.
Pult 29.
Pulver 155.
Pumpe 168.
Punkt 76.
Puppe 155.
Purpur 72.

Quader 54.
Qual 4.
Quappe, Kaulquappe 44.
Quark 205.
Quart 87.
Quartier 118.
Quentchen 87.
Quetsche 135.
quitt 118.

Radieren 155.
Raute 37.
read engl. 25, A.
Rebell 161.
Regel 10.
Regent 161.
regieren 86.
Regiment 151.
Register 160.
Reis 126.
Reisbrett 25.
Rente 84.
Reuter 111.
Revier 118.
Riegel 54.
Ries 183.
rîzan 26.
Robott 201.
roch 143.
Rolle 161.
Rose 33.
Rosine 176.
Rosmarin 194.
Rotte 111.
rottel 161.
Rubin 75.
Rubrik 161.
rund 165.
Rutten 45.

Säbel 203.
Saffian 208.
Sakrament 72.
Sakristei 7.
Salamander 69.
Salat 194.

Salbei 38.
Salpeter 193.
Sammt 128.
Sanct 72.
Sandale 189.
santa 17.
Saphir 75,
sardîn 75.
sardonyx 75.
Saturei 39.
Sauce 103.
Schabracke 201.
Schach 142.
Schachtel, Schattel 175.
schahteläkunt 98.
Schalmei 101.
Schalotte 37.
Schanze 102.
Scharlach 140.
Scharmützel 122.
schatelân 98.
Schaube 141.
Schebecke 173.
scheckigt 144.
Schellkraut 38.
Schleuse 169.
Schmetten 205.
Schmetterling 205.
Schminke 60.
Schöps 204.
schreiben 25.
Schrift 27.
Schuld 5.
Schule 27.
Schuster 56.
Seckel 87.
segnen 19.
Seide 61.
seitiez 148.
Sekte 76.
semperfrei 86.
Seneschall 117.
sentîne 147.
Siegel 31.
Sigrist 7.
Silbe 29.
simpel 159.
simpelheit 153.
Sirop 133.
Sittig 64. 114. 115.
Sklav 196.
Skorpion 73.
Skrupel 157.
Smaragd 75.
Sold 110.
Spargel 194.
spazieren 121.
Speise 11.
spekulieren 153.
Spende, spenden 11.
Spezereien 175.
Spital, Spittel 84.
Staat 161.
Standarte 112.
Steinmetz 56.
Steppe 208.
Stiefel 121.
Stieglitz 205.
Strauß 67.
Student 158.
Substanz 71.
Sühne 5.
Sühnetag 4.
Sünde 5.
Sündflut 4.
Summe 157.
suozsanc 5.
Suppe 164.

Tabelle 76.
Taberne 51.
Tafel 28.
Tafelrunde 99.
tambûr 141.
Tannesel 74.
Tanz 100.
Tapete 183.
Tartsche 107.
Tasche 124.
tasten 121.
Teller 165.
Tempel 72.
Teppich 60.
terret 150.
Text 21.
thrinissi 4.
Thron 72.
Tiegel 50.
Tieger 66.
Tinte 28.
Titel 84.
Tolpatsch 202.

Tölpel 92.
Ton 77.
Tonne 50.
Topas 75.
Torniſter 203.
Trabant 202.
trachten 30.
tragemunt 148.
Tragemunt 131, A.
tremontâne 149.
Tribut 162.
Trinität 71.
Troß 162.
Tufſtein 54.
Tulpe, Tulipane
Turm 53. [207.
Turner, Turnier
104.
Turteltaube 73.

Uhlan 202.
Uhr 187.
Ukas 208.
Ulme 74.
umzingeln 55.
Univerſität 157.
unwandelbærec-
heit 153.
Unze 87.
urchundi 5.
urglock 88.
ussie 149.
ussiggvan got.
25, A.

Vaſall 107.
Veilchen 36.
verdammen 19.
vermaledeien 19.
vernihtunge 15.
Vers 30.
Veſper 10.
Vikar 154.
Viper 74.
Viſier 164.
visieren 164, A.
Viſion 153.
viſitieren 153.
Vizdom 86.
Vogt 82.

Wams 108.
waldlich 13, A.
Watte 185.
wechari 5.
Weihnachten 4.
Wesen 4.
Widerpart 118.
wihbed 15.
Wildſchur 199.
wizago 4.

Yſop 74.

Zabern 52.
Zeder 74.
zehaning 5.
Zeiſig 205.
Zell 12.
Zelle 12.
Zepter 72.
Zettel 31.
Zibebe 176.
Ziemer 102.
Ziffer 187.
Zille 208.
Zimmt 136.
Zindel 127.
Zinnober 57.
Zins 81.
Zirkel 83.
Ziſterne 73.
Zitwer 137.
Zobel 199.
Zucker 132.
Zülle 208.
Zwetſche 135.
Zwiebel 37.
Zwillich 58.
Zwelfboten 4.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

MAR 31 1981

MAR 18 1981

MONTANA STATE UNIVERSITY - BOZEMAN
3 1762 10366380 1

PF
3582
A3
S5
1905